

# Geschichte

der

# Religion Jesu Christi.

Von

Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg,

fortgesetzt

von

Friedrich v. Kerz.

Fortsetzung zwei und dreißigster Band.

Mainz, 1848.
Bei Kirchheim und Schott.

# Geschichte

der

# Religion Jesu Christi.

Von

Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg,

fortgesetzt

von

Friedrich v. Kerz.

Fünf und vierzigster Band.

Mainz, 1848.

Bei Kirchheim und Schott.

# Inhalt.

## Geschichte des dritten, von Kaiser Friedrich I. und den beiden Königen von Frankreich und England unternommenen Kreuzzuges.

### Erster Abschnitt.

Gran erhält Friedrich einen Besuch von dem König Bela und dessen Gemahlin. — Ungemein freundschaftliches und zuvorkommendes Benehmen beider gegen den Kaiser. — Verlobung des Herzogs von Schwaben mit einer Tochter des Königs Bela. S. 35—39.

§. 3—5. Marsch durch Servien. — Feindseliges Betragen der Einwohner gegen die Pilger. — Strenge, aber gerechte Züchtigung der Stadt Branizа. — Freundliche, willkommene Aufnahme der Pilger in dem Fürstenthume Nissa, dem südlichen Theile Serviens. Gefahrvoller Marsch des Heeres durch die Bulgarei. — Erste, aber schon vollständige Beweise von der Feindseligkeit der Griechen und der Treulosigkeit ihres Kaisers. S. 39—45.

§. 5—7. Das Heer kommt an der Grenze des griechischen Reiches an. — Von seinen feindseligen Gesinnungen gegen Friedrich macht der griechische Kaiser kein Geheimniß mehr. — Die von Friedrich von Nürnberg aus nach Constantinopel abgeordneten Gesandten läßt Isaak Angelus verhaften und in verschiedene Gefängnisse werfen. — Lächerlicher Stolz des griechischen Kaisers. — Er verweigert dem Kreuzheere den Durchzug durch seine Provinzen, und will denselben nur unter Bedingungen gestatten, die aber so abgeschmackt, als übertrieben und unannehmbar sind. — Ungeschreckt durch Isaak Angelus kraftlose Drohungen überschreitet Friedrich die griechischen Gränzen, rückt immer weiter vor, schlägt überall die griechischen Heere zurück, bemächtiget sich der großen, wohlbefestigten Stadt Philippopolis, bald darauf noch zehn anderen Städte, und unter diesen auch der wohlhabenden Stadt Berrhöa. — Ungemein reiche Beute der Pilger in Philippopolis und Berrhöa. S. 45—51.

§. 7—10. Friedrich wünscht aufrichtig den Frieden mit den Griechen. — Er schreibt an den griechischen Kaiser. — Isaaks höchst unanständige, grobe und mit Drohungen gefüllte Rückantwort. — Der Mönch und Wahrsager Dossotheus, das Orakel des Kaisers und der Geistlichkeit von Constantinopel. — Griechische Gesandten kommen bei Friedrich in Philippopolis an, und mit ihnen auch die bisher in Haft gehaltenen und erst jetzt freigelassenen deutschen Gesandten. — Donnernde, aber höchst merkwürdige Rede Friedrichs an die griechischen Gesandten. — Er ist entschlossen, Constantinopel im nächsten Frühjahre förmlich zu belagern. — Friedrichs Schreiben in dieser Beziehung an seinen Sohn, den Kaiser Heinrich VI. — Adrianopel, die Hauptstadt der ganzen weitschichtigen Provinz, wird von den Griechen verlassen und fällt ohne Schwerdtstreich in die Gewalt des Kaisers. — Nach der Eroberung der sehr festen Stadt Demotika, die jedoch erst nach sehr hartem Kampfe von den Deutschen genom-

## Dritter Abschnitt.

### Ueberfahrt des Heeres nach Asien.

## Vierter Abschnitt.

### Marsch nach Iconium. — Höchst merkwürdige und ungemein mörderische, aber für die Christen siegreiche Schlacht bei dieser Stadt. — Bald darauf erfolgter Tod Kaiser Friedrichs des Ersten.

## Fünfter Abschnitt.

### Geschichte der syrisch-christlichen Fürstenthümer seit dem Falle Jerusalems bis auf das Jahr 1190.

## Sechster Abschnitt.

### Fortsetzung der Geschichte der christlich-syrischen Fürstenthümer. — Belagerung von Ptolemais, merkwürdig wegen ihres oft sonderbar wechselnden Erfolges.

## Siebenter Abschnitt.

### Beschluß der Geschichte der syrisch-christlichen Fürstenthümer bis auf die Ankunft der Könige von Frankreich und England in Syrien.

## Achter Abschnitt.

### Aufbruch des französischen und englischen Pilgerheeres. — Aufenthalt der beiden Könige Philipp August und Richard in Sicilien.

ganzen Flotte vor Limasol an, bemächtigt sich der Stadt und ihres Hafens und schlägt das zahlreiche griechische Heer in die Flucht. — Ungemein reiche Beute der Engländer in dem Lager des Kaisers. S. 195—203.

§. 4—7. Ankunft des Königes Guido mit seinem Bruder Gottfried und mehreren andern Großen aus Palästina auf der Insel Cypern. — Freundlicher Empfang von Seite des Königes. — Richards feierliche, mit der größten Pracht vollzogene Vermählung mit Berengaria. — Isaak bittet um Frieden, den er auch, obgleich unter sehr harten und demüthigenden Bedingungen erhält. — Isaak entweicht des Nachts heimlich aus dem englischen Lager und beginnt auf das neue den Krieg. — Alle festen Städte, Burgen und Schlösser auf Cypern werden schnell nach einander von den Engländern erobert. — Richard schickt den Isaak, der sich auf Gnade oder Ungnade ergeben muß, nachdem er ihn seiner Herrschaft über Cypern für verlustig erklärt hat, in Fesseln nach Tripolis, und die damals ungemein bevölkerte, fruchtbare und reiche Insel wird nun eine reiche Domaine des englischen Königes. S. 203—207.

§. 7. Nach einem Aufenthalt von nicht ganz vier Wochen verläßt Richard mit seiner Flotte wieder Cypern und segelt nach Ptolemais. — Markgraf Conrad gestattet der englischen Flotte nicht die Einfahrt in den Hafen von Tyrus. — Merkwürdiges Seegefecht auf der Fahrt nach Ptolemais, zwischen Sydon und Berytus, mit einem großen, zahlreich bemannten türkischen Schiffe. S. 207—212.

## Zehnter Abschnitt.

Landung der Engländer bei Ptolemais. — Fortsetzung der Belagerung dieser Stadt und endliche Eroberung derselben.

§. 1—4. Richards triumphirender Einzug in das christliche Lager vor Ptolemais. — Enthusiastische, alle Begriffe übersteigende Verehrung und Anhänglichkeit der Pilger aller Nationen an den König von England. — Schrecken, den die Kunde von Richards Ankunft unter den Muselmännern verbreitet. — Richards verschwenderische Freigebigkeit gegen die Pilger wird die erste Veranlassung zum Unfrieden zwischen beiden Monarchen. — Die Belagerung der Stadt macht immer bedeutendere Fortschritte. — Ein von Philipp August unternommener Sturm auf Ptolemais mißlingt blos deßwegen, weil Richard und dessen Engländer keinen Antheil daran nehmen. — Immer steigende und bitterer werdende Spannung

## Eilfter Abschnitt.

**Zwist unter den Pilgern über die Eroberung von Ptolemais. — Philipp August wird krank und kehrt nach seiner Genesung wieder nach Frankreich zurück.**

## Sechszehnter Abschnitt.



## Siebenzehnter Abschnitt.

## Achtzehnter Abschnitt.



## Neunzehnter Abschnitt.



## Zwanzigster Abschnitt.

# Nachtrag
## zur Geschichte des dritten Kreuzzuges.

### I.
### Richards Rückkehr nach England.

Des

# zweiten Zeitlaufes

## zweiunddreißigster Zeitraum.

---

Von

der Thronbesteigung Kaiser Friedrichs I. 1152 bis zum Ende des dritten Kreuzzuges 1192.

---

## Dritte Abtheilung.

**Geschichte des dritten, von Kaiser Friedrich und den beiden Königen von Frankreich und England unternommenen Kreuzzuges.**

---

### I.

### Einleitung*).

1. Nichts war seit dem unglücklichen Kreuzzuge König Konrads des Dritten und Ludwig des

---

*) Die Quellen zu der Geschichte des dritten, von Kaiser Friedrich I. und den Königen von Frankreich und England (Philipp August und Richard I.) angeführten Kreuzzuge sind folgende. Zuerst müssen wir jedoch bemerken, wie sehr es zu bedauern ist, daß die Geschichte des Königsreiches Jerusalem von dem Erzbischofe Wilhelm von Tyrus, der an Reichhaltigkeit, Schärfe des Urtheils, Klarheit und Eleganz des Vortrages alle alten Geschichtschreiber der Kreuzzüge weit übertrifft, schon wenige Jahre vor dem Falle der heiligen Stadt sich endiget. Diesen großen Verlust ersetzt doch einigermaßen Hugo Plagon, der Fortsetzer der Geschichte

Siebenten von Frankreich in den Gemüthern aller abendländischen Völker und deren Beherrscher entschiedener und fester gewurzelt, als eine völlige, und wie man hätte glauben sollen, gar nicht mehr zu überwindende Abneigung gegen jeden fernern kriegerischen Zug nach dem Orient. Die Erinnerung an die unermeßlichen Summen, die man fruchtlos vergeudet hatte, und den ungeheuern, Europa merkbar entvölkernden Verlust von Menschen, und den bejammernswerthen Tod so vieler, durch Geburt, Vermögen und Tapferkeit ausgezeichneter Ritter, die ihrem Vaterlande noch so viele und so große Dienste hätten leisten können, schwebte noch zu lebendig vor jeder Seele*),

des Erzbischofes Wilhelm. Plagons Werk findet sich in Dücands und Marthenens Sammlung alter Manuscripte. — *Jacobi de Vitriaco* Hist. Hierosol. bei *Bongars* in den Gestis Dei per Francos. — *Marini Sanuti Torselli*, Secreta fidelium crucis. Marinus Sanudo blühete in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts. — *Radulfi Coggeshal* Chronicon terrae sanctae. — *Tageno*, Descriptio expeditionis Asiaticae in Turcas Imperatoris Friderici I. — Speculum Historiale a Vincentio praesula Bellovacensi; in dem IV. Bande der Bibliotheca mundi. — *Radulphus*, de Diceto imagines historiarum (v. J. 1148 — 1200). In Twystens Sammlung alter englischer Geschichtschreiber. — Chronicon *Joannis Bromston*. Diese endiget mit dem nach Ende des dritten Kreuzzuges erfolgten Tode des Königes Richards I. von England. — *Matth. Paris*, Historia anglica major. (v. J. 1066 bis 1259). Edit. Will. Wats. Lond. 1684. — *Guillelmi Neubricensis* Libri V. de rebus anglicis sui temporis (v. J. 1066 bis zum J. 1197). — *Rogerii Hovedeni* Annales rerum anglicarum. — Die neueren Geschichtschreiber der Kreuzzüge sind schon so berühmt und so allgemein bekannt, daß es höchst überflüssig wäre, ihrer trefflichen Werke hier noch zu erwähnen.

*) Wahrscheinlich auch noch das Andenken an die Unzuverläßigkeit der christlich syrischen Fürsten, wie auch

als daß darin ein, auch nur entfernte Gedanke an ähnliche Unternehmungen noch Raum hätte finden können. — Zwar wurden um dieselbe Zeit die Pilgerfahrten nach dem heiligen Lande immer häufiger und zahlreicher. Die Sicherheit und Bequemlichkeit, mit welcher jetzt die Pilger, sobald sie auf der syrischen Küste gelandet hatten, durch die christlichen Staaten, und zum Theile selbst unter dem Geleite der tapfern, den Ungläubigen so furchtbaren Tempel- und Johanniterritter, nach Jerusalem gelangen, auch alle übrigen heiligen Orte ganz gefahrlos besuchen konnten, ermunterte ganz ungemein und besonders die französische und englische Ritterschaft zu solchen frommen Pilgerreisen, und bald gehörte es sogar zur Ritterehre, wenigstens einmal in dem Leben an dem Grabe des Erlösers gebetet zu haben. Zudem kamen die Vornehmsten solcher Pilger, Fürsten, Grafen und Herren gewöhnlich mit einem sehr zahlreichen gewaffneten Gefolge an, aber demungeachtet suchten sie doch, nur mit geringer Ausnahme, sich stets einem ernsthaften Kampfe gegen die Ungläubigen zu entziehen *). Keinen zog eine

an die Falschheit und Treulosigkeit der Pullanen, und deren tückische und feindseligen Gesinnungen gegen ihre nach Palästina kommenden abendländischen Brüder.

*) Als z. B. Herzog Heinrich der Löwe in dem Jahre 1171 in Begleitung mehrerer Bischöfe, Aebte und vieler anderen Geistlichen, wie auch einer noch weit größeren Anzahl von hohen und niedern Vasallen, Fürsten, Grafen, Rittern und Kriegsknechten eine Pilgerfahrt, wozu er sich durch ein Gelübde verbindlich gemacht hatte, nach dem heiligen Lande unternahm, belief sich sein gesammtes Gefolge auf mehr als 12,000 Köpfe; und obgleich die Christen in Palästina und besonders die Tempel- und Johanniterritter gleichsam mit einander wetteiferten, dem Herzoge alle nur mögliche Ehre zu erweisen und diesen mächtigen Fürsten für ihr Interesse zu gewinnen;

wahrhaft christliche Theilnahme an der Erhaltung des Königreiches Jerusalem nach Palästina, sondern blos entweder das fromme Verlangen, unserm göttlichen Erlöser an dessen Grabe die ihm gebührende Huldigung darzubringen, oder auch und zwar größtentheils die zuversichtliche Hoffnung, früher begangene schwere Frevel und Verbrechen durch eine solche, mit mancherlei Mühseligkeiten und Unkosten in ein so entferntes Land verbundene Wallfahrt in dem Buche des Weltrichters wieder zu tilgen, war gewöhnlich der einzige Beweggrund dieser jetzt immer

so ließ er, von dessen Tapferkeit und kriegerischem Ruhme sich das Gerücht auch schon im Orient verbreitet hatte, sich dennoch nicht bewegen, einem Kampf gegen die Ungläubigen sich zu unterziehen. Er begnügte sich blos, die Kirche zum heiligen Grabe prachtvoll zu schmücken und reichlich zu beschenken, auch den Templern und Johannitern sehr bedeutende Geldsummen zu überlassen, wofür sie Grundstücke kaufen und aus deren Ertrag in Kriegszeiten Söldner anwerben und unterhalten sollten. Selbst in der heiligen Stadt hielt sich Herzog Heinrich nur wenige Tage auf. Seine Pilgerfahrt hatte zwar, von dem Tage an, an welchem er seine Staaten verließ, bis zu jenem, an dem er wieder in Braunschweig einzog, die Dauer von einem ganzen Jahre gehabt; aber den größten Theil dieser Zeit brachte er theils auf seiner Reise, die er nur in kurzen Tagmärschen machte, theils auch in verschiedenen christlichen Städten zu, in Antiochien, Tarsus rc. und ganz vorzüglich in Constantinopel. Selbst in dem Lande des Sultans von Iconium, das er langsam durchzog, verweilte er um so lieber einige Zeit, da der Sultan ihn sehr freundlich hatte begrüßen lassen, auch mit mehreren seltenen, schönen Geschenken, und unter diesen mit zwei zahm gemachten Leoparden erfreuet hatte. Und so war nun, wie viele vorhergegangenen, auch diese, mit so ungeheuerm Aufwande und so vielen kampffähigen und kampflustigen Rittern und Kriegsleuten unternommene Wallfahrt für die Befestigung des christlichen Königreiches in Palästina auch nicht von dem allermindesten Nutzen.

häufiger werdenden Pilgerfahrten. — Ueberhaupt, wie es scheint, war man in dem Abendlande in Beziehung auf das christliche Königreich von Palästina in einer ganz eigenen sonderbaren Täuschung befangen. Durch die wunderbare Hülfe nämlich, welche Gott den ersten Kreuzfahrern und deren unmittelbaren Nachfolgern so oft gesendet hatte, glaubte man sich berechtiget, das kleine Königreich, trotz dessen, es von allen Seiten umlagernden Feinden, um so mehr sich selbst überlassen zu dürfen, da ja Jesus Christus selbst der eigentliche, wahre König von Jerusalem sey. Diesem zum Theil frommen Wahne ist es daher hauptsächlich zuzuschreiben, daß, als bei der immer mehr anschwellenden und furchtbar werdenden Macht Saladins auch die Gefahr für das christliche Königreich immer größer und das Bedürfniß einer schleunigen Hülfe aus dem Abendlande mmer dringender ward, und nun Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte, Templer- und Johanniterritter, ja endlich der Patriarch selbst, um schleunige Hülfe flehend, alle Länder Europa's durchwanderten, sie dennoch nirgends günstiges Gehör fanden. Die Templer hatten sogar jetzt schon in den meisten europäischen Reichen einen Theil des ihnen anfänglich geschenkten Zutrauens verloren; denn als einige dieser Ritter in der nämlichen Angelegenheit auch in England, obgleich ebenfalls fruchtlos, angekommen waren, soll nachher König Heinrich II. sich über sie geäußert haben: „Diese Leute (nämlich die Templer) suchen doch bekanntlich stets blos ihre eigenen Vortheile *).“ Mit Geldunterstützungen waren zwar

*) Diesen Vorwurf hatten zum Theile die Templer-, wie auch Johanniterritter wirklich verdient; denn, — wie man sich aus der Geschichte des Königreiches Jerusalem erinnern wird, — hatten sie öfters sich sogar nicht gescheut, die Ruhe und Einigkeit in der Kirche und in dem

Könige und Fürsten, Grafen und Herren nichts weniger als sparsam; zum Geben waren ihre Hände stets geöffnet, und namentlich schickte König Heinrich II. von England den Tempelrittern von Jerusalem sehr große, für die damaligen Zeiten wahrhaft ungeheure Geldsummen *); aber noch etwas Weiteres zu thun war keiner gesonnen; und die Antwort, welche die palästinischen Bischöfe und Abgeordneten besonders von den europäischen Großmächten erhiel-

Königreiche dem vermeintlichen Interesse ihrer Orden, deren immer zunehmenden ungerechten Anmaßungen, ja selbst persönlichen Leidenschaften zum Opfer zu bringen. War es nicht der Großmeister des Johanniterordens, Gerbert Assalit, welcher, blos aus schändlicher Habsucht und um seiner stolzen Prachtliebe und Verschwendungssucht Genüge zu leisten, den König Amalarich zu jenem gottlosen, unverantwortlichen Treubruch gegen den Sultan von Aegypten beredete, wodurch alle Vortheile, die man schon errungen hatte, und in dem Bündniß mit Aegypten noch hätte gewinnen können, nicht nur für die Christen auf immer verloren gingen, sondern auch noch gerade der größte damalige Feind der Christen, der Athabek von Damascus nämlich, einen ungeheuern Zuwachs von Macht erhielt? Endlich war es auch des Großmeisters der Templer, des Honfroi von Toron leidenschaftlicher Haß gegen den Fürsten Raimund von Tripolis, wodurch jene für die Christen so verderbliche Schlacht bei Tiberias, und in Folge derselben der Verlust der heiligen Stadt und der Untergang des Königreiches herbeigeführt wurden.

*) Sie sollten ein Sühnopfer seyn, das Heinrich dem Andenken des, obgleich ohne sein Wissen und Willen von zweien seiner Ritter ermordeten Erzbischofes von Canterbury weihete; übrigens waren sie so bedeutend, daß man damit nicht nur die zerfallenen Mauern von Jerusalem wieder ausbessern und aufbauen, sondern auch bald darauf jenes zahlreiche Heer, das bei Hittin seinen Untergang fand, und welches das zahlreichste war, welches das Königreich seit seiner Gründung hatte aufstellen können, anwerben und besolden konnte.

ten, war gewöhnlich: daß ihre eigenen Angelegenheiten und das Wohl ihrer eigenen Staaten es ihnen nicht erlaubten, einen sie auf lange Zeit aus ihren Staaten abwesend erhaltenden Feldzug jenseits des Meeres nach dem fernen Orient zu unternehmen.

2. Aber desto größer und unerwarteter war auch jetzt die Veränderung, die plötzlich und gleichsam wunderbarer Weise in allen Gemüthern vorging, als ganz unverhofft von den schrecklichen Unglücksfällen, die das Königreich Jerusalem und die heilige Stadt trafen, eine Nachricht nach der andern, und immer trauriger und verhängnißvoller in Europa ankam. Schon die Kunde von der verlornen, die ganze Macht des Königreiches vernichtenden Schlacht bei Tiberias erschütterte auf das heftigste jede christliche Seele, und auf den Papst Urban den Dritten machte sie einen so schmerzhaften Eindruck, daß er auf der Stelle erkrankte und zwei oder drei Tage darauf aus Gram darüber starb *). Aber noch weit heftiger und stürmischer ward die Bewegung in den Gemüthern, als bald darauf sogar auch die Kunde von dem Falle der heiligen Stadt im Abendlande

*) Was den Papst bei diesem Unfalle sehr gebeugt haben soll, war eine jener oft höchst sonderbaren Zusammenstellungen, die gewöhnlich eine Geburt sehr geängstigter Phantasien sind, und die, obgleich an sich unbedeutend und werthlos, dennoch ein ohnehin schon wundes Herz oft ungemein schmerzhaft und blutig drücken. Er erinnerte sich nämlich, daß gerade der Papst, unter dessen Pontificat die Christen die heilige Stadt Jerusalem eroberten, Urban der Zweite geheißen habe, mithin sein Namensgenosse gewesen sey, und daß nun unter ihm, dem dritten Urban, die heilige Stadt in Folge jener mörderischen verhängnißvollen Schlacht bei Hittin wieder von den Ungläubigen erobert zu werden in Gefahr stünde, und wahrscheinlich wirklich erobert werden würde.

ankam. Jetzt zeigte es sich deutlich, daß das kleine christliche Königreich in Palästina, trotz dem bisherigen Leichtsinn der Abendländer, dennoch die größte, gemeinsame Nationalangelegenheit aller christlichen Völker und deren Beherrscher sey. Ein allgemeines Klaggeschrei erfüllte Europa von einem Ende bis zum andern, und der Jammer über den Verlust der heiligen Stadt und der vielen anderen heiligen Orte ward durch gegenseitige klagende Mittheilung immer noch höher, hie und da selbst auf einen furchtbaren Grad gesteigert. Scham, Reue, Gewissensangst, Zorn und Wuth und die heftigsten Gemüthsbewegungen durchkreuzten sich, und erzeugten Erscheinungen, wovon bis dahin die Geschichte kein Beispiel kannte. Aber auch Könige, Fürsten und Herren machten sich jetzt die bittersten Vorwürfe, bisher mit so kalter Theilnahmlosigkeit das von so vielen Feinden umgebene, anfänglich lange Zeit blos in der Ferne, dann aber immer näher und furchtbarer bedrohete Königreich so gänzlich seinem hülflosen Zustande überlassen zu haben. Am schmerzhaftesten, und zwar mit vollem Rechte, klagte darüber König Wilhelm von Sicilien. Zu Folge eines, seit sechszig Jahren in dem königlichen Hause und dem ganzen sicilianischen Adel sich forterbenden Hasses gegen das Königreich Jerusalem und alle in Palästina lebende Christen hatten Wilhelm wie auch seine Vorfahren, und die gesammte sicilianische Ritterschaft, dem heiligen Lande nie auch nur die mindeste Unterstützung zufließen lassen, sondern im Gegentheil sogar auch jede anderweitige fremde Hülfe den dortigen Christen zu entziehen gesucht. Wenn kampflustige Pilger, deren Weg nach Palästina sie größtentheils über Sicilien führte, auf der Insel ankamen, fanden sie allda nie eine gute Aufnahme, nie irgend

eine Ermunterung, oder auch nur die geringste Unterstützung, im Gegentheil bemühete man sich vielmehr, ihre frommen Absichten zu vereiteln; entweder daß man sie Jahre lang aufhielt, und ihnen keine Schiffe zur Fortsetzung ihrer Reise gab, oder daß der König sie in seine eigenen Diensten nahm, oder auch sie zu bereden suchte, statt nach Palästina, nach Spanien zu segeln, wo sie unter den Fahnen der dortigen christlichen Könige im Kampfe gegen die Mauren sich vor Gott der nämlichen Verdienste theilhaftig machen könnten*). Dergleichen Erinne-

*) Die Ursache dieses schon so viele Jahre dauernden, und immer noch mehr sich verhärtenden Grolles war eine, einer sicilianischen Prinzessin vor ungefähr sechzig Jahren in Palästina, jedoch ohne alles Verschulden der dortigen Christen, zugefügte schwere Beleidigung. König Balduin I. nämlich, den nicht selten große Geldnoth hart drückte, hatte von dem Fürsten von Sicilien die Fürstin Adelaide, die noch junge Wittwe des erst vor einigen Jahren gestorbenen Herzogs von Sicilien, zur Gemahlin begehrt, und auch sogleich sie von dem regierenden Herzoge Roger, und zwar mit zuvorkommender Bereitwilligkeit erhalten. Adelaide war unstreitig damals die reichste Fürstin in dem ganzen Abendlande. Mit ungeheuern Reichthümern — sieben Schiffe waren damit angefüllt — kam sie also in Ptolemais an, ward von dem Könige, mehreren Fürsten, der gesammten Ritterschaft und dem ganzen Hofe auf das prachtvollste empfangen und noch am Abend desselben Tages mit Balduin vermählt. Aber kaum waren die, mehrere Tage dauernden Vermählungsfeierlichkeiten vorüber, als Papst Paschal II. des Königs neue Ehe, als eine den unmittelbaren Geboten Gottes zuwiderlaufende Verbindung, für ungültig erklärte, und durch einen Legaten, den er nach Jerusalem sandte, den König auffordern ließ, sich unverzüglich von seiner Gemahlin zu trennen, und sie von sich und seinem Hofe zu entfernen. Balduin suchte durch den Patriarchen Arnulf von Jerusalem, der sich gerade um diese Zeit in Rom befand, den Papst zur Nachsicht zu bewegen. Aber dieß lag außer dem Bereiche der päpstlichen Gewalt, denn

rungen waren jetzt stets von Gewissensbissen beglei-

---

das Haupthinderniß der Ehe des Königes war, daß dessen erste Gemahlin, von der er sich hatte scheiden lassen, noch am Leben war. Aber unbegreiflich ist es, daß, als Balduin im Begriffe stand, sich eine neue Gemahlin zu geben, weder der Patriarch noch irgend einer der palästinischen Bischöfe den König gehörig belehrte und ihm begreiflich machte, daß er bei Lebzeiten seiner ersten Gemahlin, zu Folge eines, von Jesu Christo selbst, wie es das Evangelium bezeugt, ausdrücklich gegebenen Gebotes, keine andere ehelichen dürfe. Unwissenheit mochte allenfalls den König entschuldigen, aber nichts dessen Geistlichkeit von dem Vorwurfe versäumter heiliger Pflicht freisprechen. Länger als ein Jahr widerstand indessen Balduin allen Aufforderungen und Ermahnungen des Papstes. Erst als er in dem zweiten Jahre nach seiner Vermählung tödtlich erkrankte, benutzte der Patriarch diesen Augenblick, wußte das Gewissen des Königes immer mehr und mehr zu erregen, und bewog ihn endlich, den gerechten Forderungen des apostolischen Stuhles sich zu unterwerfen. Mit Genehmigung des Königes trat nun in Jerusalem unter dem Vorsitze des Patriarchen ein Concilium zusammen, das nach kurzer Untersuchung, da die Sache von selbst redete, die Ehe des Königes für ungültig erklärte und ein förmliches Ehescheidungsdecret erließ. Die unglückliche sicilianische Fürstin ward nun ohne weiteres wieder nach Palermo zurückgeschickt, und zwar ohne daß man im Stande gewesen wäre, ihr von dem ungeheuer reichen Heirathsgut, das sie mitgebracht hatte, auch nur das mindeste zurückzugeben. Die über sie, unschuldiger Weise, gekommene Schmach überlebte jedoch Adelaide nicht lange; aus Gram darüber starb sie schon in dem folgenden Jahre. Aber von diesem Augenblicke an bemächtigte sich auch aller Gemüther, nicht blos unter den Gliedern der königlichen Familie, sondern bei der ganzen sicilianischen Nation eine Abneigung und ein Widerwille gegen das Königreich Jerusalem und die dortigen Christen, der nach und nach immer tiefer wurzelte und eine Art von Nationalhaß ward, der bei jeder Gelegenheit sich auf das unfreundlichste und widerlichste kund gab. (Man sehe darüber den XXVII. Band der Fortsetz. Abschn. 18. §. 4 und 5.)

tet, die in den erschütterten Gemüthern, besonders als der erste gewaltige Eindruck noch nichts von seiner Kraft verloren hatte, Scham und Reue erzeugte, und zwar eine Reue, die nichts weniger als unfruchtbar, sondern stets mit dem festen Entschluß verbunden war, kein Opfer zu scheuen, um die Verbrechen erkalteter Liebe wieder zu sühnen, und jenes heilige Land, das einst Zeuge der Restauration der Menschheit, das heißt des großen Werkes der Welterlösung war, unverzüglich wieder den entweihenden Händen der Ungläubigen zu entreissen. Dieser gemeinsamen Stimmung aller europäischen Völker und der jetzt in allen Ländern auf das neue wieder erwachenden Kampflust gegen die Ungläubigen kam nun auch noch das Handelsinteresse der südlichen französischen und italiänischen Seestädte nicht minder befördernd entgegen. Der Wohlstand derselben beruhete zum Theil auf ihrem, seit der Gründung des christlichen Reiches in Palästina sich mit jedem Jahre immer mehr verbreitenden Handel nach der Levante; und da bei den jetzt so häufigen Wallfahrten nach dem heiligen Grabe die vornehmen und reichen Pilger gewöhnlich die Reise zur See auf genuesischen, pisanischen und andern italiänischen Schiffen machten; so war auch der Gewinn, welchen die Fracht der Ueberfahrt diesen Städten brachte, in manchem Jahre ganz außerordentlich bedeutend. Aber mit dem Verluste der heiligen Stadt und dem Untergange des Königreiches gingen auch alle diese Vortheile, und besonders der bisher ungestörte Verkehr mit den syrischen Handelsplätzen für jene Städte verloren. Sobald sie also die Kunde von dem Unglücke der Christen in Palästina erhielten, — und gewöhnlich waren sie die Ersten, zu denen diese traurigen Nachrichten gelangten —, wandten sie sich an den römischen Stuhl, und

bestürmten den heiligen Vater mit den flehentlichsten Bitten um schleunige und kräftige Hülfe für das heilige Land.

3. Seit der Eroberung der heiligen Stadt waren die Kirche von Jerusalem und die junge Christenheit in Palästina bisher für alle Päpste ein Gegenstand der zartesten und väterlichsten Fürsorge gewesen; aber um so schmerzhafter und beugender war für sie nun auch die betäubende Nachricht von den schrecklichen Gerichten Gottes, welche eben diese Kirche und die ganze Christenheit im heiligen Lande getroffen hatten. Urbans III. Nachfolger, Gregor VIII., war ein Mann von strengen Sitten, gottseligem Wandel, und bei großen Geistesgaben und ausgebreiteter Gelehrsamkeit doch von einfältigem Herzen und wahrhaft frommem, kindlichen Sinne. Glühend von Eifer für die Sache Gottes ließ er durch päpstliche Legaten alle Könige und Fürsten und deren Völker zur Rettung und Befreiung des heiligen Landes auffordern. Auf sein Gebot durchzogen überall Priester und gottgefällige Mönche die Länder und predigten den Völkern das Kreuz; und die Wirkung dieser Kreuzpredigten wurden dadurch noch ungemein verstärkt, daß der Erzbischof von Tyrus und viele aus Palästina flüchtige Christen in den rührendsten Erzählungen das Unglück der dortigen Christenheit auf das lebhafteste schilderten, auch Bildnisse herumtrugen und verbreiteten, auf welchen die schrecklichen Entehrungen der heiligsten Oerter durch die Ungläubigen abgebildet waren, und deren Eindruck um so gewaltiger war, da sie unmittelbar zu den Sinnen des Volkes sprachen, dieses daher auch zu einer, wenn man so sagen darf, wahrhaft heiligen Wuth entflammten *). Gregor selbst eilte in die mächtigern

*) So z. B. ward unter vielen andern auch ein Bild her-

italiänischen Seestädte, söhnte die, welche durch Handelseifersucht einander feindlich entgegenstanden, wieder mit einander aus, und suchte auf diese Weise ihnen nicht nur eine kräftige Theilnahme an dem Kreuzzuge möglich zu machen, sondern auch sie noch um so mehr dazu anzutreiben und zu befeuern. Höchst merkwürdig ist ein von diesem Papste an die ganze abendländische Christenheit erlassenes Schreiben. Aus jeder Zeile desselben athmet ein wohlthuender Geist ächter Frömmigkeit, aber auch ein ernster Sinn der Buße und des kindlichen Vertrauens zu dem Allbarmherzigen, sobald nur die Völker ihre Herzen wieder zu ihrem Gott bekehren und sich dessen Beistandes würdig machen wollten. „Ihr habt gehört," sagt der Papst, „welch ein schreckliches Gericht des Herrn über Jerusalem erging, ein Gericht, welches Uns so sehr betäubt, so tief gebeugt und in einen solchen grenzenlosen Jammer versenkt hat, daß Wir kaum wissen, was zu sagen oder zu thun sey, und Wir mit dem Propheten ausrufen möchten: Ach, daß meine Augen Thränenquellen wären, um Tag und Nacht die Erschlagenen in meinem Volke zu beweinen. Aber nicht blos die, jenes heilige Land bewohnenden Christen sündigten, sondern auch, und vielleicht noch mehr, Wir selbst. Ueberall ist Streit, Hader und Aergerniß zwischen Königen, Fürsten und Städten. Es ist, wie die Schrift sagt, keine Treue, keine Liebe, kein Wort Gottes mehr im Lande; sondern Gotteslästerung, Lügen, Morden, Stehlen und Ehebrechen haben überall überhand genommen und eine immer noch größere Blutschuld kommt nach der andern. Aber dennoch sollen wir in unserm Kum-

---

um getragen, auf welchem man einen muselmännischen Reiter erblickte, der auf dem heiligen Grabe stand und sein Pferd auf demselben stallen ließ.

mer nicht verzagen, oder gar in Zweifel gerathen, als könne Gott, der im gerechten Zorne über die Menge der Sünden Uns so hart straft, nicht durch Demuth und eine innige aufrichtige Reue wieder versöhnt werden. Darauf wendet also jetzt eure Herzen und gebt, der Vergänglichkeit alles Irdischen eingedenk, eure Güter dem Herrn, von dem ihr sie empfangen habt; ja, gebt ihm euch selbst. Was ihr sonst ohnehin verlieren müßtet, wird euch dadurch erhalten und in himmlischen Vorrathshäusern niedergelegt, wo es der Rost nicht angreift und die Würmer nicht fressen. Nehmt also den Augenblick der Gnade wahr; errettet das Land, wo einst die Quelle unseres Glaubens entsprang, und vergeßt, wo der Himmel zu gewinnen ist, alle anderen geringen irdischen Zwecke." Dieses apostolische Schreiben verfehlte in keinem Lande seine beabsichtigte wohlthätige Wirkung; am allerwenigsten in Frankreich und England, wo das Volk schon keiner von Außen gegebenen Anreizungsmitteln mehr bedurfte. Indessen war es doch immer ein kostbares Oel, das man nun ebenfalls noch in die, ohnehin schon überall hoch auflodernden Flammen ausgoß. Leider erlebte Gregor nicht den Erfolg seiner so rastlos angestrengten Bemühungen. Schon nach einer sehr kurzen, etwas mehr als zweimonatlichen Regierung starb Gregor VIII. in Pisa, als er kaum die Bürger dieser Stadt und deren Häupter mit jenen von Genua vollkommen wieder ausgesöhnt hatte.

4. Sein Nachfolger, Clemens III., betrat mit derselben Beharrlichkeit die jetzt schon ziemlich geebnete Bahn seines frommen und erleuchteten Vorfahrers. Wie bei den zwei ersten Kreuzzügen geschehen war, that also auch Clemens III. Er öffnete für die Kreuzfahrer alle Gnadenschätze seiner

apostolischen Gewalt. Schätze, die nicht blos die Seele bereichern, sondern, obgleich unsichtbar, doch auch auf die Körper gewöhnlich die wohlthätigste und segensvollste Wirkung hervorbringen. Er ließ einen siebenjährigen Gottesfrieden verkündigen, mit der Drohung, daß der Fluch der Kirche einen Jeden treffen sollte, der während dieser Zeit seine Waffen gegen Christen erheben würde *). An dem Eifer des heiligen Vaters erglühete nun auch der Eifer sämmtlicher Cardinäle der römischen Kirche. Einstimmig ward von ihnen beschlossen, alle ihre Reichthümer dem Herrn zu geben, das heißt, sie zur Wiedereroberung des heiligen Landes zu verwenden; das Kreuz nicht blos zu predigen, sondern es auch selbst zu nehmen. Von den Geschenken und milden Gaben frommer Christen nur so viel zu ihrem eigenen Gebrauch zu nehmen, als die Befriedigung bloß der dringendsten Bedürfnisse es erfordere, und endlich kein Pferd zu besteigen, so lange das Land, auf welchem die Füße des Herrn gestanden, von den Füßen der Ungläubigen entweihet werde. Diese Begeisterung des römischen Hofes theilte sich nun

*) Dieser Gottesfriede bezog sich eigentlich auf die vielen einzelnen Burgherren und Ritter, die, sobald ihr wirkliches oder vermeintliches Interesse mit jenem ihres Nachbarn in Conflict gerieth, sogleich zu ihrem Schwert griffen, und deren daher unaufhörliche Plackereien ihnen nicht nur unter einander selbst, sondern auch dem Landmanne höchst lästig waren, und jetzt in einer Zeit, wo, wie der heilige Vater es forderte, alle Gedanken und Kräfte der Einzelnen wie ganzer Völker auf einen weit höhern Zweck gerichtet seyn sollten, nur hemmend und störend dazwischen traten. Auf Könige und größere Reiche, deren allzusehr verwickelnden, höchst schwer auszugleichenden Verhältnisse oft einen Krieg unabwendbar machten, fand dieser von dem Papste verkündigte Gottesfriede, wie wir gleich sehen werden, keine Anwendung.

auch bald den Königen und Fürsten und deren Völkern in allen abendländischen Reichen mit. Schon im folgenden Jahre, und zwar gleich in den ersten Monaten desselben (1188), vereinigten sich die Könige von Frankreich und England, Philipp August und Heinrich II. auf einer Ebene bei Gisors, schlichteten die unter ihnen noch obwaltenden Streitigkeiten, machten durch feierliches Gelübde sich zu einer gemeinschaftlichen Heerfahrt nach dem heiligen Lande verbindlich und empfingen von den Bischöfen das Kreuz, der König von Frankreich aus den Händen der Erzbischöfe von Tyrus und Rheims, und Heinrich von England von den Erzbischöfen von Tyrus und Rouen *). Dem Beispiele der Könige folgten nun eine Menge Bischöfe, Fürsten, Grafen und Herren, und jeder Ritter, wenn anders noch nicht der letzte Funke von Rittersinn in ihm erloschen war, drang sich zur Annahme des Kreuzes herbei **).

*) Etwas früher, nämlich schon in dem verflossenen Jahre, hatte Heinrichs II. ältester Sohn, der Graf Richard von Poitou, das Kreuz genommen; welches an ihm um so mehr belobt und bewundert ward, da bei dem Alter und der zunehmenden Schwäche seines Vaters eine baldige Thronerledigung zu erwarten war. Bei dieser Unterredung auf der Ebene von Gisors machten beide Monarchen auch noch verschiedene Verordnungen, welche auf einen baldigen Aufbruch der Kreuzheere deuteten, worüber jedoch Philipp August und auch Heinrich, wie man bald sehen wird, sich nicht wenig täuschten. So z. B. ward jetzt unter ihnen festgesetzt, daß die verschiedenen Völkerschaften, welche sich zur Kreuzfahrt vereinigen würden, durch die Farbe des Kreuzes sich unterscheiden sollten. Für die Franzosen ward die rothe, für die Engländer die weise und für die Flandrer die grüne Farbe bestimmt.

**) Die vornehmsten und bedeutendsten dieser Fürsten waren der Herzog von Burgund, Graf Philipp von Flandern, Thibaut von Blois, Rotrud von Perches und

Die ohnehin bis jetzt immer steigende Bewegung ward nun eine allgemeine Begeisterung, die sich auf alle Stände und Classen der Nation, so wie auf jedes Alter und Geschlecht ergoß. Mönche verließen jetzt ihre Klöster, Priester ihre Kirchen, der Bauer seinen Pflug und der Bürger seine Werkstätte, und eilten sich unter den Fahnen der Kreuzfahrer einreihen zu lassen. Weder Thränen einer trauernden Gattin, noch die kläglichen Bitten eines Kindes suchten jetzt den Gatten oder Vater zurückzuhalten, im Gegentheil wurden sie von jenen nur noch mehr dazu ermuntert und mit Freuden gaben die Frauen ihren Schmuck, oder was ihnen nur immer das kostbarste und theuerste war, her, um nur die Rüstungen ihrer Männer zu beschleunigen. Bald fragte man nicht mehr, wer mitzöge, sondern wer zurückbleibe? und diese wurden nun ein Gegenstand der allgemeinen Verachtung und des bittersten Spottes und Hohnes *).

5. Um auch den Armen eine Theilnahme an dem heiligen Kriege möglich zu machen, erließen die Könige von Frankreich und England eine Verordnung, der zu Folge Jene, welche das Kreuz nicht genommen, von aller ihrer beweglichen und unbeweglichen Habe, so wie von ihren jährlichen Ein-

---

Heinrich von Champagne. Auch die Anzahl der Bischöfe, die jetzt den Kreuzzug gelobten, und ihr Gelübde ablegten, war nicht minder beträchtlich.

*) So z. B. schickte man ihnen Spindel und Wolle, und ließ ihnen sagen: sie möchten die Waffen bei Seite legen, und ja keine mehr tragen; aber dafür mit den Weibern desto fleißiger und emsiger spinnen. Auch in Volksliedern, die man auf den Straßen sang, ergoß sich der gewöhnlich sehr derbe Volkswitz mit Spott und Hohn in vollem Maße über dieselben.

künften den zehnten Theil für jene abgeben sollten, die dem Herrn sich geweihet hätten, denen es aber an Mitteln fehlte, sich zur Heerfahrt zu rüsten. Man nannte diese Steuer den Saladinszehnten. In Frankreich war Niemand davon befreit, als blos die Mönche des Cistercienser- und Carthäuserordens. Selbst von den Begüterten unter den Kreuzfahrern ward er erhoben; endlich mußten alle Zehnspflichtigen eidlich erklären, daß sie die Steuer redlich und ohne Rückhalt, ganz nach dem Verhältniß ihres Vermögens und ihrer Einkünfte entrichteten. In England ließ jedoch König Heinrich den Kreuzfahrern größere Begünstigungen zufließen. Erstlich befreiete er von der Steuer die Pferde, die Kleidung und die Waffen der Ritter, wie auch die Pferde, Kleider und Bücher der Geistlichen, und alles andere Geräth, welches ihnen zur Verrichtung ihres geistlichen Amtes nothwendig war. Ferner wurden alle wallfahrende Ritter nicht nur von der Verpflichtung der Entrichtung des Saladinszehnten ausgenommen, sondern es ward auch sogar verordnet, daß diesen Rittern alles Geld, welches in Folge des Steuergesetzes von ihren Unterthanen würde erhoben werden, lediglich zu ihrer Ausrüstung sollte eingeliefert werden. Diese Begünstigung ward jedoch nicht den Bürgern und Landleuten zu Theil, die ohne Erlaubniß ihrer Herren das Kreuz genommen und die Heerfahrt gelobt hatten; selbst in dem Falle, daß sie sich dem Kreuzheere anschlössen, wurden sie dennoch zur Entrichtung der Steuer angewiesen. Endlich ward auch noch verordnet, daß, wenn ein Kreuzfahrer, bevor er sein Gelübde abgelegt, die Einkünfte seiner Güter verpfändet hätte, diese ihm von dem Jahre an, in welcher er sich zur Heerfahrt rüste, wieder zufallen, und erst in den nächst folgenden Jahren dem Gläubiger zu Theil werden soll-

ten. Eben so ward auch jedem Kreuzfahrer gestattet, seine Einkünfte, von welcher Art sie seyn möchten, vor dem nächsten Osterfeste, nach welchem das Kreuzheer aufbrechen werde, auf drei Jahre zu verpfänden. Aber merkwürdig und sehr schön ist auch noch ein anderer, von den beiden Königen gemeinsam genommener Beschluß, wodurch den begüterten Kreuzfahrern das Recht benommen ward, über das Geld, wie über alle andere Habe, die sie auf die Kreuzfahrt mitgenommen, testamentarisch zu verfügen, sondern in dem Falle, daß sie während des Kreuzzuges stürben, sollte ihre ganze Hinterlassenschaft, worin sie auch bestünde, unter ihre zurückgebliebenen Heergesellen vertheilt, oder auch zum Besten der heiligen Unternehmung verwandt werden: ein Beweis, daß man jede Art des Eigenthums, sobald es auf die Kreuzfahrt mitgenommen ward, als ein Gott geweihtes Gut betrachtete, das auf keine Weise dem Herrn wieder entzogen werden könnte. Bei der Verkündigung dieser, die Einrichtung des Saladinszehnten betreffenden Verordnungen wurden zugleich noch mehrere andere, auf den sittlichen Wandel der Christen sich beziehende Gebote erlassen. Alles Fluchen und Schwören ward strenge verboten, so wie auch das Würfel- und Bretspiel. Ferner sollte Niemand mehr, nach dem nächsten Osterfeste, weder in Scharlach, noch in Zobelpelz oder andere kostbare Pelzwerken sich kleiden, auch jeden Tag, des Mittags, nicht mehr als zwei Gerichte auf seinem Tische haben, indem durch üppige Gelage und Unmäßigkeit das Gebet um göttlichen Beistand vereitelt würde. Aber ganz besonders gebot auch König Heinrich den Kreuzfahrern, jede Unzucht, ja selbst den bloßen Schein derselben zu meiden; daher es auch Niemand erlaubt seyn sollte, Frauen mitzunehmen, höchstens bloß eine zu Fuß gehende Wäscherin, deren ganzes We-

sen keinen Verdacht einflößen könnte. Der Saladinszehnte ward, bei dem damals allgemein herrschenden Enthusiasmus, mit der größten Bereitwilligkeit entrichtet, und der Ertrag war so bedeutend, daß man zahlreiche arme Pilgerschaaren ausrüsten und jedem dieser armen Pilger das für zwei Jahre nöthige Geld, nebst andern Bedürfnissen geben konnte. Kein Kreuzfahrer zweifelte jetzt mehr an dem glücklichen Erfolge dieses Kreuzzuges, und alle sehnten sich nach dem Beginnen desselben. Aber diesem frommen Verlangen der Völker entsprachen weder der König von Frankreich noch Heinrich von England. Wirrnisse mancherlei Art, blutige, zwischen ihren mächtigern Vasallen ausgebrochene Fehden, Empörungen der Söhne Heinrichs gegen ihren Vater, und endlich Krieg unter den beiden Königen selbst, zwar durch kurzen Waffenstillstand öfter unterbrochen, aber nie zu einem entscheidenden, den Frieden wieder herstellenden Resultat führend, hielten die beiden Monarchen noch über zwei Jahre in ihren Staaten zurück *), und mancher fromme Wallfahrer sah nun mit tiefem Kummer, daß all das Geld, das durch jene Steuer war gesammelt worden, statt zu Rüstungen gegen die Feinde Christi zu dienen, zu endlosen blutigen Händeln unter den Christen selbst verwendet ward.

6. Gleichen Enthusiasmus weckte der päpstliche Aufruf zur Hülfe des heiligen Landes auch in allen

*) Von allen diesen Ereignissen, besonders von den traurigen Verhältnissen zwischen Heinrich und seinen Söhnen, sowie zwischen ihm und dem Könige von Frankreich eine umständliche Erwähnung zu machen, würde hier zweckwidrig seyn; erst in der nun bald wieder folgenden Geschichte Frankreichs und Englands wird umständlichere Sprache davon seyn.

übrigen Ländern Europa's. Ueberall eilten vor Allen sämmtliche, in allen europäischen Ländern zerstreuten Templer- und Johanniterritter nach den verschiedenen Seehäfen, um sich ohne Zeitverlust nach dem Orient einzuschiffen und dort sich auf jenen Posten zu begeben, wohin einen jeden die erste und heiligste seiner Ritterpflichten jetzt rufen würde *). Auch sämmtliche italiänischen Seestädte rüsteten Flotten und Heere aus, und in den nordischen Königreichen nahmen sehr viele kühne, besonders dänische und friesländische Seefahrer das Kreuz, rüsteten Schiffe aus, um ungesäumt unter eigenen, aus ihrer Mitte gewählten Anführern den Christen in Palästina zu Hülfe zu eilen. Aber allen kam der König Wilhelm II. von Sicilien zuvor. Sich wohl bewußt, an dem Verlust der heiligen Stadt nicht ganz schuldlos zu seyn, brannte er jetzt vor Begierde, sein Vergehen wieder gut zu machen; und als die andern europäischen Mächte noch kaum ihre Vorbereitungen zum Kreuzzuge angefangen hatten, ließ er schon unter dem Seehelden Margarita eine Flotte von fünfzig wohlbemannten Galeeren, auf denen sich auch mehr als fünfhundert Ritter eingeschifft hatten, aus dem Hafen von Palermo auslaufen. Diese Flotte war nach Tyrus bestimmt. Saladin hatte diese Stadt seit einiger Zeit belagert, war aber, bevor die sicilianischen Schiffe ankamen, von dem tapfern Markgrafen Conrad von Montferrat zur Aufhebung der Belagerung

*) In allen Reichen und Ländern Europa's besaßen damals die Tempel- und Johanniterritter schon eine Menge Tempelhöfe und ungemein reiche und große Besitzungen. Wenn sämmtliche Ritter dieser beiden mächtigen Orden mit ihren Söldnern und Knechten sich vereinigten, so bildeten sie ein eigenes Heer, zwar der Zahl nach klein, aber desto ausgezeichneter durch ritterliche Tapferkeit und innere moralische Kraft.

gezwungen worden. Bis zur Ankunft der Kreuzheere sollte die Flotte, zum Schutze der christlich syrischen Küste, in den dortigen Gewässern kreuzen, den Christen in Allem so viel als möglich Beistand leisten und dann die ferneren Unternehmungen der Kreuzfahrer auf alle Weise unterstützen. Doch damit noch lange nicht zufrieden, erklärte König Wilhelm, daß er unverzüglich eine noch weit zahlreichere Flotte und ein noch viel stärkeres Heer ausrüsten, sich selbst an die Spitze desselben stellen und damit seinem Schwiegervater *), dem König Heinrich von England, nach dem Orient folgen werde: ein Entschluß, den er bei dem festen Willen, der ihm eigen war, auch unfehlbar ausgeführt haben würde, wäre er nicht durch den Tod daran verhindert worden. Unter so ungemein günstigen Umständen und dem so vollkommenen Einklang der Wünsche und des Verlangens aller Christen, welchem Lande oder welchem Volke sie auch angehören mochten, war noch keiner der frühern Kreuzzüge unternommen worden.

7. In Deutschland fand jedoch der päpstliche Aufruf anfänglich nicht gleich denselben Eingang, brachte bei weitem nicht dieselbe Bewegung, wie in den andern Ländern hervor. Den Verlust des heiligen Kreuzes und der heiligen Stadt fühlten zwar die Deutschen nicht minder schmerzhaft als ihre Nachbarn. Aber seinem ernstern und besonneren Character zu Folge geht der Deutsche bei seinen Entschließungen nicht allzurasch zu Werke; bei ihm entscheidet, besonders wenn es eine sehr wichtige Angelegenheit betrifft, stets blos der kalte, Alles ruhig prüfende Verstand, während bei den Südvöl-

*) König Wilhelms von Sicilien Gemahlin Johanna war eine Tochter Heinrichs II. von England.

kern deren nur gar zu leicht zu entflammende Phantasie nicht selten der reifern Ueberlegung voraneilet. Als daher auf dem Reichstage zu Strasburg der päpstliche Abgeordnete vor dem Kaiser, den Fürsten und einer Menge Volkes zum heiligen Kriege gegen die Ungläubigen aufforderte, fand sich dennoch unter den Tausenden von Zuhörern nur ein einziger Ritter, der aus den Händen desselben das Kreuz nahm. Indessen mag doch wohl vorzüglich die Eigenschaft des Predigers, als eines fremden, der deutschen Nation nicht Angehörigen, die Kraft seiner Worte geschwächt haben; denn als einige Tage nachher auch der Bischof Heinrich von Strasburg, der Sprosse eines der edelsten Geschlechter Deutschlands, die Kanzel bestieg und in den rührendsten Ausdrücken seinen zahllosen Zuhörern die schreckliche Schmach vorstellte, welche der Sultan von Aegypten durch die Eroberung der heiligen Stadt über die ganze Christenheit und deren heiligen Glauben gebracht habe, wurden sogleich von der Macht dieser Rede alle Gemüther auf das heftigste ergriffen, und Grafen, Barone, Ritter und eine noch größere Menge aus dem Volke drängten sich herbei, und verlangten und erhielten von dem Bischofe das bekannte, jeden Kreuzfahrer schmückende Zeichen. Als aber bald darauf auch sogar Kaiser Friedrich I. auf dem Reichstage zu Mainz aus den Händen des Cardinalbischofes Heinrichs von Albano und des Bischofes von Würzburg das Kreuz empfing, da ward die Bewegung allgemein. Einen ungemeinen Eindruck machte auch jetzt die Antwort, die der große Kaiser denen gab, die ihn von dem Kreuzzuge abhalten und ihn bereden wollten, seines schon so weit vorgerückten Alters wegen, nicht selbst nach dem Orient zu gehen, sondern blos seine Söhne dahin ziehen zu lassen: „Ich," erwiederte Friedrich, „obgleich in meinem sieben und sechzigsten Jahre, fühle in mir doch noch Kraft ge-

nug, um, wie mein hoher Beruf es mir gebeut, mich jetzt an die Spitze der abendländischen Christenheit zu stellen." — Alle anwesende Fürsten, Bischöfe, Grafen und Herren, und selbst viele von denen, welche dem Reichstage nicht hatten beiwohnen können, folgten, als sie die Kunde von dem, was jetzt in Mainz geschehen, erhielten, sogleich dem Beispiel des erhabenen Kaisers. Die vornehmsten unter den Erstern waren der Herzog Friedrich von Schwaben, des Kaisers Sohn, dann die Herzoge Bertold von Meran und Theobald von Böhmen, Pfalzgraf Ludwig von Thüringen, Markgraf Hermann von Baden, und von den vielen Bischöfen nennen wir hier nur jene von Münster, Lüttich, Würzburg, Bamberg, Regensburg, Passau, Osnabrück, Basel und Strasburg. Auch für das deutsche Volk bedurfte es jetzt keiner weitern Aufforderung mehr zum heiligen Krieg; und als der Cardinalbischof und seine Begleiter nun alle Gauen Deutschlands durchzogen, erneuerten sich wieder die Zeiten des heiligen Bernhards; wohin jene kamen, und bevor sie noch zu dem Volke gesprochen hatten, flogen ihnen schon alle Herzen entgegen; überall nahm man mit Freude das Kreuz des Herrn. Alles, was sich waffenfähig fühlte, war bereit die Waffen zu ergreifen, und Heimath, Weib, Kind, Haus und Hof zu verlassen, um für die Ehre des göttlichen Erlösers selbst den letzten Blutstropfen im Kampfe gegen die Feinde des Namens Christi zu vergießen. Waffengeräusch erfüllte jetzt Deutschland von einem Ende bis zum andern. Ueberall rüstete man sich zum Kriege; nur Greise, Kranke und Kinder, oder die, welche aus Körperschwäche sich der Waffen unfähig fühlten, wollten zurückbleiben. Keine Rücksicht, keine Familienangelegenheit, keine ängstliche Berechnung vermochten den, nun auch in Deutschland aller Orten aufflam-

menden Eifer zu erkalten, und die große und heilige Unternehmung verschlang jedes andere niedere, irdische Interesse.

8. Während nun Alle, die sich Gott geweihet hatten, mit ihren Rüstungen sich beschäftigten, waren auch die Fürsten in ihren Ländern auf alles bedacht, was nur immer die nun bald anzutretende Heerfahrt befördern konnte. Schon auf das von dem Kaiser ihnen in Mainz gegebene Gebot, keine Leute zu dem Kreuzzuge aufzunehmen, die mehr hinderlich als nützlich seyn würden, hielten sie über jede Pilgerschaar, die ihre Untervasallen ihnen vorführten, eine sehr strenge Musterung. Wer der Führung der Waffen unkundig und in dem Gebrauch derselben wenig oder gar nicht geübt war, ward ohne weiters zurückgewiesen, wie auch jeder, der nicht wenigstens über drei Mark Silbers verfügen konnte, und überhaupt nicht die Mittel besaß, für zwei Jahre sich mit allen, auf einem Feldzuge nöthigen Bedürfnissen zu versehen. Da jedoch dadurch mancher wackere Kriegsmann, blos seiner Armuth wegen, von der Theilnahme an dem so verdienstlichen Kreuzzuge wäre ausgeschlossen worden, so ward denen, welche zurückblieben, eine Abgabe auferlegt, mit deren Ertrag man die kräftigsten und tauglichsten unter jenen armen Leuten ausrüsten, und auch das Nöthige zu ihrem Unterhalt für zwei Jahre ihnen reichen konnte. Aber am thätigsten erwies sich jetzt der unermüdete große Kaiser. Nichts lag ihm vor Allem so sehr am Herzen, als daß während seiner Abwesenheit die Ruhe in Deutschland nicht gestört würde. Um das Nöthige diesfalls zu ordnen, durchreißte Friedrich alle Theile des deutschen Reiches, zerstörte viele Raubschlösser, besonders an der Weser, der Elbe und dem Rhein, entschied oder verglich alle zwischen Bischöfen und Fürsten obwaltenden Streitig-

keiten, und zwang den Herzog Heinrich den Löwen, sich wieder aus Deutschland zu entfernen, und während der Dauer des Kreuzzuges bei seinem Schwiegervater in England zu bleiben. Mit Erlaubniß des Kaisers war Heinrich der Löwe, wie wir wissen, schon vor drei Jahren wieder nach Deutschland zurückgekehrt, hatte sich auch diese Zeit über ruhig verhalten; da aber unbezweifelt der lebhafteste Wunsch, nach vollkommener Wiederherstellung seiner ganzen frühern Macht in dem nordwestlichen Deutschland, in seiner Brust lag; die Erfüllung desselben jedoch unter den damaligen Verhältnissen durchaus nicht möglich war, so befürchtete man nicht ohne Grund, daß Heinrich, der mit seinem Nachfolger, dem Herzog Bernhard von Sachsen, schon wieder in mancherlei Streithändel verwickelt war, und diese, statt sie zu vermeiden, vorsätzlich herbeizuführen suchte, nun während der Abwesenheit des Kaisers noch weit größere, und weiter aussehende Unruhen erregen könnte. Auf dem Reichstag in Goslar ließ also der Kaiser dem Herzog die dreifache Wahl, entweder zu erklären, daß er sich mit der theilweisen Herstellung seiner vorigen Macht und den väterlichen Gütern begnüge, oder auf Kosten des Kaisers dem Kreuzzuge beizuwohnen, oder endlich eidlich zu versprechen, mit seinen Söhnen das Reich auf drei Jahre wieder zu verlassen. Heinrich, der jetzt unmöglich schon gesonnen seyn konnte, einer gänzlichen Wiederherstellung seines vorigen Zustandes auf einem Reichstag förmlich zu entsagen, aber bei seinem, ebenfalls schon ziemlich vorgerückten Alters, und zwar gar noch in einem abhängigen Verhältniß, nicht nach dem Orient ziehen wollte, nahm den letzten Vorschlag an, und erklärte, mit seinen Söhnen in freiwilliger Verbannung nach England zurückzukehren. Nach strengem Recht hatte man offenbar diese Forderungen nicht an den Herzog

machen können, aber der Sicherheit und der Ruhe Deutschlands mußte ein Opfer gebracht werden. Auch die seit einigen Jahren zwischen Friedrich und dem Erzbischof Philipp von Köln bestehenden mishelligen Verhältnisse wußte der Kaiser jetzt auf eine, beide Theile befriedigende Weise wieder auszugleichen. Dieser Erzbischof war, wie die Leser sich erinnern werden, stets einer der treuesten und eifrigsten Anhänger Friedrichs gewesen, hatte ihm nicht nur in seinen italiänischen Kriegen ungemeine Dienste geleistet, sondern ihm auch, in seinen Streitigkeiten mit dem päpstlichen Hofe, stets mit Treue zur Seite gestanden. Aber nun war der Erzbischof vor ein paar Jahren mit dem König Heinrich, der, während seinen Vater Geschäfte in Italien zurückhielten, das Reich verwaltete, in Streit gerathen. Der König verlangte, daß der Erzbischof augsburgischen Kaufleuten die ihnen abgenommenen Waaren zurückgeben sollte, wozu jedoch der Erzbischof sich durchaus nicht verstehen wollte, daher von König Heinrich auf einem Hoftage in Mainz zu einer bedeutenden Geldstrafe verurtheilt ward. Dieses Ereigniß knüpfte sich nun auch noch an eine zweispaltige Wahl eines neuen Bischofes von Trier an, wobei wirklich König Heinreich viel zu rasch und zu gewaltthätig verfuhr, so daß der Erzbischof über alles dieses sich beschwerend an den Papst wandte, und überhaupt seit dieser Zeit sich auf eine Weise benahm, die ihm den Verdacht feindlicher Gesinnungen gegen den Kaiser zuzog, worin man auch dadurch noch mehr bestärkt ward, daß er auf zwei Reichstagen, ungeachtet des kaiserlichen Rufes, nicht erschienen war *); so daß

*) Der Erzbischof war indessen auch in England bei dem Herzoge Heinrich dem Löwen gewesen, und mit demsel-

Friedrich schon klagte: „er werde in seinen alten Tagen noch gezwungen werden, einen Theil seines Reiches feindlich zu überziehen.“ Diese Besorgniß verschwand doch jetzt, da der Erzbischof, sich eines Bessern bedenkend, auf einem Hoftage in Mainz erschien und öffentlich schwur, nicht zum Schimpfe des Kaisers bei den zwei letzten Reichstagen ausgeblieben zu seyn, worauf auch Friederich den Erzbischof wegen einiger Beschwerden, die er noch hatte, mit vieler Nachsicht zufrieden stellte. Die gegen den Erzbischof widerspenstigen Bürger von Köln mußten an denselben eine schwere Geldbuße zahlen, auch einen Theil des Stadtgrabens ausfüllen und ihre Mauer auf einer Seite niederreissen *). Endlich erließ Friedrich noch in den letzten Tagen desselben Jahres (1188) auf einem Reichstage in Nürnberg, mit der Beistimmung sämmtlicher anwesenden Bischöfe und Fürsten, ungemein strenge Gesetze gegen Alle, welche den Landfrieden brechen und die Ruhe in Deutschland stören würden; und da nun ebenfalls der junge König Heinrich, auf Friedrichs Ruf, aus Italien nach Deutschland gekommen war, so übernahm derselbe auf demselben Hoftage in Nürnberg die Verwaltung des Reiches während der Abwesenheit seines Vaters, mithin zu gleicher Zeit auch die Vollstreckung aller gegen Ruhestörer und das Ungethüm des Fehdewesens erlassenen, scharfen Verordnungen.

---

ben gewisse Verbindlichkeiten eingegangen, die man zwar nicht kannte, aber dennoch sehr verdächtig und gegen das Interesse des Kaisers gerichtet zu seyn schienen.

*) Beides Letztere jedoch blos als ein sprechendes Zeichen der Unterwürfigkeit; denn der Graben wie die Mauer wurden alsogleich, mit schon voraus gegebener Bewilligung des Erzbischofes, in ihrem vorigen Zustande wieder hergestellt.

9. Aber während der Kaiser mit so vieler Thätigkeit und Klugheit Alles anordnete, was die innere Ruhe in dem Reiche erhalten konnte, vergaß er doch auch nicht die Regulirung äußerer Angelegenheiten. Durch seine eigenen, auf dem Kreuzzuge seines Oheims, des Königs Konrad III., gemachten Erfahrungen belehrt, war er nun nicht weniger besorgt, den Erfolg seiner großen Unternehmung jetzt schon wenigstens in so weit zu sichern, als dieses von menschlicher Weisheit und Vorsicht abhing. Bei den frühern Kreuzzügen mußten bekanntlich die Kreuzfahrer, sobald sie das Gebiet des griechischen Reiches betreten hatten, stets bald gegen die geheimen, bald offenen Ränke der Griechen kämpfen, konnten sehr oft blos mit den Waffen in der Hand sich die nöthigen Lebensmittel verschaffen, mußten gewöhnlich sogar noch unter den Mauern und vor den Thoren von Constantinopel blutige Gefechte liefern und nur äußerst mühsam die zur Ueberfahrt nöthigen Schiffe sich von den Griechen erzwingen. Solchen, den Fortgang der Unternehmung ungemein hemmenden und für die Kreuzfahrer stets mit großem Zeitverlust verbundenen Wirrnissen wollte Friedrich bei Zeiten noch vorbeugen. Mit angemessenen Aufträgen ordnete er also Gesandte an den König von Ungarn, den griechischen Kaiser, den Fürsten von Servien und auch an den türkischen Sultan von Iconium, ließ ihnen sein Vorhaben bekannt machen, sie dabei versichern, daß er bloß allein gegen den Sultan Saladin von Aegypten Krieg führe, und erbot sich mit ihnen, wegen freien Durchzuges durch ihre Länder und der Lieferung der, seinem Heere nöthigen Lebensmittel, gerechte, allen Mißverständnissen und daher möglicher Weise herrührenden Gewaltthätigkeiten vorbeugende Verträge abzuschließen. Dieses gerechte Begehren fand überall — vielleicht in Con-

stantinopel bloß dem Scheine nach — willkommene Aufnahme. Durch seinen an Friedrich abgeordneten Gesandten bewilligte König Bela III. von Ungarn auf die freundlichste Weise freien und friedlichen Durchzug durch sein Reich, so wie auch Lieferung im Ueberfluß aller erforderlichen Lebensmittel, und zwar in den billigsten, niedrigsten Preisen. So sollte z. B. Futter für hundert Pferde nur eine Mark Silbers kosten; um denselben Preis sollten auch vier gemästete Ochsen den Kreuzfahrern überlassen werden, und so in demselben billigen Verhältnisse auch alle übrigen Bedürfnisse des Heeres. Von Seite des griechischen Kaisers, Isaak Angelus, erschien dessen Kanzler Johannes Ducas in zahlreicher Begleitung in Nürnberg vor Friedrich und schloß ebenfalls einen Vertrag ab, wonach die Griechen nicht nur friedlichen Durchzug gestatteten, sondern auch zur Lieferung von Obst, Gemüse, Heu, Stroh und aller andern nicht ausdrücklich benannten Gegenständen, so ferne sie irgend in der Gegend zu finden wären, sich verbindlich machten *), worauf, nachdem dieser Vertrag beiderseitig war beschworen worden, der Bischof von Münster, die Grafen Robert von Nassau und Heinrich von Diez, nebst einem der Kämmerer Friedrichs, Namens Marquard, als kaiserliche Botschafter die byzantinische Gesandtschaft auf ihrer Rückreise begleiteten, um in Constan-

*) Schlachtvieh war in manchen Gegenden in den europäischen Provinzen des griechischen Reiches sehr selten, wenigstens nicht immer in der Quantität zu finden, in der man es für ein so zahlreiches Heer hätte haben müssen; daher nun auch in dem Vertrag von Lieferungen von Fleisch keine Erwähnung geschah; sondern dieses zu den nicht ausdrücklich genannten Gegenständen, in so fern sie in der Gegend zu finden wären, gerechnet ward.

tinopel wegen noch einiger andern Forderungen, besonders in Beziehung auf die zur Ueberfahrt über den Bosphorus erforderlichen Schiffe, das Nöthige mit dem griechischen Hofe zu verhandeln. Gleich günstige Verträge schlossen auch die Gesandten des Fürsten von Servien; und durch Friedrichs Abgeordneten, den Grafen Gottfried von Wiesenbach, ließ der Sultan von Iconium dem Kaiser sagen: er werde, nach seiner bekannten Anhänglichkeit an die Person dieses Monarchen, allen Wünschen desselben zuvorzukommen suchen, auch freue er sich ungemein darauf, Friedrich jetzt bald persönlich kennen zu lernen.

10. Als Oberherr der Seehandel treibenden italiänischen Städte hatte der Kaiser schon vor einigen Jahren an den Sultan von Aegypten geschrieben, ihm das Interesse dieser Städte empfohlen, und zum Schutz und Sicherheit derselben einen Handels- und Freundschaftstraktat mit Saladin geschlossen. Friedrich hielt es also jetzt dem allgemeinen Völkerrechte, wie seiner eigenen Würde angemessen, den Sultan nicht unvorbereitet anzugreifen, sondern ihm vorher einen Absagebrief zu schicken und den Krieg ihm förmlich erklären zu lassen. In dem kaiserlichen Schreiben, dessen Ueberbringer Graf Heinrich von Diez war, forderte Friedrich von dem Sultan die Herausgabe des heiligen Kreuzes und der heiligen Stadt Jerusalem, so wie aller über die Christen in Palästina und Syrien gemachten Eroberungen, endlich auch Genugthuung wegen der getödteten Christen und des den Franken überhaupt zugefügten Schadens. Des Sultans Antwort war, wie man sie erwarten konnte: „er achte,“ erwiederte Saladin, „den Kaiser, wünsche daher den Frieden; aber nur unter Bedingungen, die ihm seine Ehre anzunehmen erlaube. In-

dessen wolle er jedoch, gegen Erneuerung des Friedens, eidlich versprechen, die drei den Christen noch gehörigen Städte, nämlich Tyrus, Tripolis und Antiochien, und deren Gebiete nicht anzugreifen, sämmtliche gefangenen Christen in Freiheit zu setzen, auch alle vor dem ersten Kreuzzuge schon bestehenden Klöster wieder herzustellen, deren Güter herauszugeben und endlich den freien Zutritt zu dem heiligen Grabe zu gestatten, und die Anstellung einiger christlichen Geistlichen zu bewilligen." Da jedoch dem kaiserlichen Schreiben, allem Ansehen nach, auch noch Drohungen beigefügt waren, so bemerkte nun Saladin ebenfalls dem Kaiser: „daß es in Asien eine ungleich größere Anzahl von Muselmännern als Christen gebe, und daß jene nicht wie diese durch große Landstrecken und unsichere Meere von einander getrennt wären, mithin sich gegenseitig schleunige Hülfe zu leisten im Stande seyen*)." Daß seine Aner-

*) Beide Briefe sind uns aufbehalten worden. An der Aechtheit des Rückschreibens Saladins hat man weniger Ursache zu zweifeln. Aber das Schreiben des Kaisers, so wie Baronius es gibt, trägt das Gepräge der Verfälschung sichtbar an der Stirne. Es ist in dem abgeschmacktesten, schwülstigsten Tone geschrieben. Es spricht von der Herrschaft der alten römischen Imperatoren über den ganzen bewohnten Erdkreis, der jetzt auch ihm, Friedrich, als römischen Kaiser gehorchen müsse. Endlich ist darin auch von Antonius, Augustus und andern alten römischen Weltbeherrschern die Rede; kurz, der ganze Brief ist offenbar das spätere Machwerk eines gelehrten, aber geschmacklosen Pedanten, dem es noch überdieß an gesundem Urtheile gebricht. Friedrich hatte ein zu feines und richtiges Gefühl von seiner wahren Größe und dem, was seiner hohen Würde geziemte, als daß er zu so elenden, ja selbst höchst albernen Großsprechereien sich erniedrigen, oder seinen Namen dazu hätte mißbrauchen lassen können. Man sehe Hr. Prof. Schlossers Weltgeschichte; III. Bd. 1. Abth. S. 474.

bietungen nicht angenommen werden, mithin den Kreuzzug der Christen nicht abwenden würden, sah Saladin wohl ein; daß aber jedoch die erhaltene Kriegserklärung große Besorgnisse in dem Sultan erregte, und daß dieser den großen Kaiser und dessen Macht ungleich mehr fürchtete, als die beiden andern Könige, von deren Vorbereitungen zu einem Zuge nach dem Orient er schon Kunde erhalten hatte, dieß bezeugen selbst arabische Geschichtschreiber. Nicht nur in allen Provinzen seines weitschichtigen Reiches stellte Saladin gewaltige Kriegsrüstungen an, sondern suchte sich auch durch Bündnisse mit fremden Mächten noch mehr zu verstärken. Er wandte sich diesfalls zuerst an den Sultan von Iconium, und dann an den griechischen Kaiser. Der Erstere antwortete dem Saladin auf dieselbe freundliche Weise, wie er sich auch gegen den Kaiser geäußert hatte. Aber desto größeren Eingang fanden Saladins Anträge bei dem schwachen, charakterlosen, stets fremden Rathes bedürftigen, und jetzt durch die Wahrsagerei eines elenden Mönches *) noch mehr bethörten Kaisers Isaak Angelus. Auf das Versprechen Saladins, alle christlichen Kirchen in seinen Staaten den Griechen zu überlassen, erlaubte er den Mohamedanern in Constan-

*) Nämlich des, unsern Lesern schon bekannten, von dem schwachen Kaiser nachher sogar zum Patriarchen erhobenen Betrügers Dosotheus. Er hatte jetzt dem leichtgläubigen Isaak glauben gemacht: es sey ihm, dem Dosotheus, in einem Traume geoffenbart worden, daß die Deutschen in keiner andern Absicht kämen, als um sich des griechischen Reiches und der Stadt Constantinopel zu bemächtigen. Er nannte seinem einfältigen Herrn sogar das Thor, durch welches, seinem Traumbilde zu Folge, die Lateiner in Constantinopel einziehen würden, welches nun auch Isaak, im festen Glauben auf die prophetischen Worte seines Dosotheus, unverzüglich vermauern ließ.

tinopel eine Moschee zu erbauen, und schloß hierauf mit Saladin ein förmliches offensives Bündniß gegen den deutschen Kaiser, uneingedenk des erst unlängst mit Friedrich in Nürnberg geschlossenen und durch die feierlichsten Eidschwüre bekräftigten Vertrages.

11. Indessen war die Zeit zum Aufbruche des Heeres immer näher herangerückt. In den letzten Tagen des Decembers erließ also Friedrich einen Ruf an alle Fürsten des Reiches, um die Fastenzeit des folgenden Jahres 1189 in Regensburg zu erscheinen; diejenigen der Laien- wie Kirchenfürsten aber, die das Kreuz trugen, wurden noch insbesondere aufgefordert, wohlgerüstet und mit allem zum Kriegführen Nothwendigen sich einzufinden, indem der Aufbruch des Heeres bald darauf erfolgen würde, wozu jetzt von dem Kaiser der St. Georgitag festgesetzt ward. Kaum waren also die zwei ersten Wintermonate vorüber, als alle Straßen Deutschlands mit zahlreichen Pilgerschaaren zu Pferde und zu Fuße angefüllt waren, die von allen Seiten heranrückten und nach dem ihnen angewiesenen Sammelplatz zogen, um auf den ersten Wink des Kaisers sich in einem großen Lager bei Regensburg zu vereinigen. Ganz Deutschland war in Bewegung, und jedes Auge auf den, jetzt durch Alter, eine Menge glänzender Thaten und lange, glorreiche Regierung gleich ehrwürdigen großen Kaiser gerichtet. Auch Friedrich fand sich um die bestimmte Zeit in Regensburg ein. Seit Mitte Aprils waren nun auch alle Fürsten des Reiches, geistliche wie weltliche Herren in Regensburg versammelt. Nach einer Berathung von etlichen Tagen ordnete Friedrich nach dem Rathe der Fürsten, der jedoch, wie gewöhnlich, so auch jetzt, sich der Meinung und dem Wunsche Friedrichs anschloß, noch

einige Angelegenheiten sowohl des Reiches, als seines eigenen Hauses, und begab sich hierauf in das bei der Stadt stehende Lager, wo er mit unbeschreiblichem Jubel empfangen ward. Nach einer noch einmal gehaltenen Heerschau bestand der Kern und die Hauptstärke des Heeres in zwanzigtausend geharnischten Rittern, und auch das Fußvolk war so zahlreich, daß sämmtliche jetzt hier vereinten Streitkräfte auf neunzig bis hunderttausend Mann angegeben wurden.

## II.

Aufbruch des Kaisers und seines Heeres. Zug durch Ungarn, Servien und das griechische Reich.

1. An dem bestimmten, so eben erwähnten Tage setzten sich also alle Abtheilungen des zahlreichen Heeres zu dem großen, für die ganze Christenheit so wichtigen Unternehmen in Bewegung. Auf Befehl des Kaisers lagen mehrere Schiffe bei Regensburg vor Anker, und auf diesen fuhr der Kaiser, in Begleitung seines Sohnes, des Herzogs Friedrich von Schwaben, und einer Menge Fürsten und Bischöfe die Donau hinab. Das Heer mit allen seinen Wagen, Packpferden und Lastthieren folgte zu Lande, und zwar stets so viel möglich längs den Ufern des Stromes. Bei Wien vereinigten sich sämmtliche Heerabtheilungen und auch eine zahlreiche Schaar Pilger, die des Harrens ungeduldig, schon auf anderen Wegen vorausgeeilt waren, stießen hier wieder zu dem kaiserlichen Heere *). Leopold II., der Herzog

*) Ungefähr zu derselben Zeit, da der Kaiser mit seinem Heere bei Regensburg aufbrach, trat auch eine sehr zahlreiche Schaar von Niederrheinern, welche ebenfalls das Kreuz genommen hatten, ihre Heerfahrt an. Diese hielten jedoch den Weg durch Italien, und dann über

des Landes, empfing seinen Kaiser mit allen demselben gebührenden Ehrenbezeugungen. Auch für Lebensmittel, und zwar zu sehr billigen Preisen, hatte der Herzog im Ueberfluß gesorgt, so wie für die zur Transportirung der Kranken und Ermüdeten nöthige Anzahl von Wagen. Bevor jedoch die Pilger bei Wien aufbrachen, hielt der Kaiser eine abermalige Heerschau. Ueber fünfzehnhundert Untaugliche

---

das Meer weit bequemer und kürzer, als den weit längern und mühseligern Marsch durch das östliche Europa. Sie zogen also nach Italien, fanden sich aber dort nur zu bald in allen ihren Erwartungen getäuscht; denn an den Gränzen Apuliens angekommen, wurden sie von dem König von Sicilien augenblicklich wieder zurückgewiesen, auch die Abfahrt aus keinem apulischen oder calabrischen Hafen ihnen gestattet. Dieß that König Wilhelm auf das Begehren des Kaisers, der gar nicht gerne sah, daß solche einzelne Pilgerschaaren nach dem Orient zogen, indem er nicht ohne Grund befürchtete, daß sie durch Mangel und Noth, oder auch durch unbesonnene Unternehmungen, denen sie nicht gewachsen wären, ohne allen Gewinn für die Sache Gottes zu Grunde gehen könnten. Eine nicht minder zahlreiche Schaar Pilger aus denselben Gegenden segelten aus niederländischen Häfen nach Spanien, um dort gegen die Mauren zu kämpfen. Aber die Spanier, in der Vermuthung, daß diese Pilger nur kämen, um die Reliquie des heiligen Apostels Jacobus von Compostella zu stehlen, trieben sie von ihren Küsten zurück. Sie steuerten hierauf nach Afrika, eroberten dort eine von Sarazenen bewohnte Stadt, erschlugen sämmtliche Einwohner, plünderten hierauf die menschenleere Stadt, machten große und reiche Beute, und zogen dann wieder heim, und so hatte sich ihr auf einem frommen Gelübde beruhender Kreuzzug in einen Räuberzug verwandelt. Wahrscheinlich standen diese rohen Leute in dem Wahne, daß, wenn sie nur Muselmänner todtschlügen, in welchem Lande der Welt es auch seyn möchte, sie dadurch ihr abgelegtes Gelübde schon vollkommen erfüllten.

wurden jetzt entlassen und nach ihrer Heimath zurückgeschickt; auch ward das Heer, was höchst heilsam war, von manchem losen Gesindel, besonders von Dieben und liederlichem Frauenvolke gesäubert. Am Vorabend vor Pfingsten kam das Heer in Preßburg an, wo der Kaiser, der Feier des hohen Festes wegen, mehrere Tage weilte. Bis dahin waren keine Excessen vorgefallen; nur die Stadt Mauthausen an der Donau hatte ein ziemlich hartes Schicksal getroffen. Aber dieses hatten die Einwohner durch ihre Frechheit sich selbst zugezogen; sie wollten nämlich von den diese Straße ziehenden Pilgern allerlei Zölle erpressen. Darüber entstand heftiger Streit, und die ohnehin leicht zum Zorne zu reizenden Deutschen geriethen bald in eine solche Wuth, daß sie die Stadt plünderten und einen Theil derselben in Brand steckten. Um solchen Gewaltthaten für die Zukunft vorzubeugen erließ der Kaiser, zur Handhabung strenger Mannszucht wie auch der freundlichen Verhältnisse mit den Völkern, durch deren Länder das Heer ziehen würde, ungemein scharfe Verordnungen, deren strenge, rücksichtlose Vollstreckung Furcht und Gehorsam einflößten; wie auch bald darauf ein Edelmann aus dem Elsaß, begangener Gewaltthätigkeiten wegen, zu Folge richterlichen Spruches, in der Gegend von Belgrad hingerichtet ward. Während nun Friedrich mit mancherlei trefflichen, die vielen Völkerschaften, aus denen sein Heer bestand, zu einem und demselben kraftvollen Körper verknüpfenden Einrichtungen beschäftiget war, und dem Heere auch jene moralische Würde zu geben suchte, welche das große und heilige Unternehmen, das sie sämmtlich ihrem Vaterland und ihrer Heimath entrissen hatte, gebieterisch erheischte: während dieser Zeit überließen sich die Ritter allen Arten von Belustigungen; durch geräuschvolle ritterliche Kampfspiele suchten sie die Ero-

berung großer Länderstrecken in Asien, woran sie gar nicht mehr zweifelten, schon zum voraus zu feiern, und durchlebten die Tage ihres Aufenthaltes in Preßburg in voller Lust und Herrlichkeit. Bevor der Kaiser von Preßburg aufbrach, entließ er die Fürsten, die ihm bis an die Grenze des deutschen Reiches das Geleite gegeben hatten. Die Trennung war äußerst rührend; denn alle ergriff eine wehmüthige Ahnung, daß sie ihren Herrn, der sich jetzt so großen Gefahren aussetzte, vielleicht nie mehr wieder sehen würden.

2. Von Preßburg ging es nach Gran, der Hauptstadt Ungarns. An der ungarischen Grenze erwarteten den Kaiser mehrere Bischöfe und edle Herren, welche ihn im Namen ihres Königes auf das ehrerbietigste begrüßten und nach Gran geleiteten. Hier empfingen König Beka und dessen Gemahlin den Kaiser auf das freundlichste. Auf der Burg von Gran fand Friedrich ein großes Gebäude, welches für ihn ganz mit Mehl und Futter für viele Pferde angefüllt war. Der Kaiser dankte freundlich, überließ aber alles den weniger bemittelten Rittern und ärmeren Pilgern. Beka und dessen Gemahlin suchten nun ihren erhabenen Gast mit Ehrenbezeugungen gleichsam zu überhäufen, und gaben ihm zu Ehren Feste und festliche Jagden. Auch ward der von den ungarischen Gesandten zu Nürnberg geschlossene Vertrag auf das neue bestätiget. Aber noch weit höher stieg das gegenseitige Vertrauen, als der Sohn des Kaisers, der Herzog Friedrich von Schwaben, sich mit einer Tochter Beka's verlobte. Mehrere tausend edle oder brave Ungarn begehrten nun, in dem Kreuzheere sich einreihen zu lassen, was natürlich sowohl ihr König wie der Kaiser ihnen mit Freude gestattete. Auch vereinigte sich jetzt mit demselben eine sehr zahlreiche Schaar böhmischer Pilger,

welche auf kürzerem Wege aus ihrer Heimath auf der großen Straße der Pilger angekommen waren. Da König Bela seinen Bruder schon seit mehreren Jahren gefangen hielt, so benutzte die gutmüthige Königin den gegenwärtigen günstigen Augenblick, und ersuchte den Kaiser, für den Gefangenen bei ihrem Gemahle eine Fürbitte einzulegen. Sehr gerne erfüllte der Kaiser den Wunsch der guten Königin, und sein Fürwort hatte auch sogleich die von derselben erwünschte Wirkung, worauf der befreite Prinz, zum Zeichen seiner Dankbarkeit, den Kaiser mit zweitausend Reitern bis an die Grenze des ungarischen Reiches begleitete. Beim Abschiede machte Bela's Gemahlin dem Kaiser verschiedene, sehr artige Geschenke; unter anderm auch ein prachtvoll ausgeschmücktes Zelt von solchem Umfange, daß es zu dessen Fortbringung mehrerer Wagen bedurfte.

3. In Servien fand das Kreuzheer bei weitem nicht die freundschaftliche Aufnahme, wie in Ungarn. Zwar hatte der Fürst des Landes durch seine Abgesandten schon in Nürnberg dem Kaiser freundlichen und friedlichen Durchzug durch sein Land, und freien Verkauf der Lebensmitteln zu billigen Preisen versprochen. Aber wie man nachher mit Gewißheit erfuhr, von den Griechen aufgereizt, die das Heer schon auf seinem Zuge durch die europäischen Provinzen zu vertilgen suchten, betrugen sich die Servier auf das feindseligste gegen die Pilger. An jedem Ort, der zu einem Hinterhalt diente, waren Servier versteckt, die auf die vorüberziehenden Pilger mit Pfeilen schossen, und manchen braven Krieger tödteten oder verwundeten. Fielen ihnen endlich gar einzelne Pilger, die sich von dem Heere entfernt hatten, in die Hände, so übten sie an denselben die größten Grausamkeiten aus. So z. B. ward von

ihnen ein Pilger aus Aachen lebendig an einen Pfahl gesteckt. Zwar wurden diese Gräuelthaten von dem Kaiser scharf bestraft, und alle feindlichen Servier, die man bei solchen Vorfällen gefangen nahm, sogleich aufgehenkt. Aber alle diese Strafen, so strenge und unerbittlich sie auch stets vollzogen wurden, vermochten doch nicht, das wilde Volk von seinem fernern feindseligen Betragen gegen die Pilger abzuschrecken. Bei Braniza angekommen gönnte hier der Kaiser seinem Heere mehrere Tage der Ruhe. In dem Lager bei dieser Stadt kam nun auch Graf Heinrich von Salm mit einer zahlreichen Schaar Pilger aus Metz und der umliegenden Gegend an und vereinigte sich mit dem Kreuzheere; ebenso auch noch eine neue Schaar ungarischer Pilger. Diese begleitete sogar der König Bela selbst, um noch einmal von dem Kaiser Abschied zu nehmen. Er brachte mehrere mit Lebensmitteln beladene Wagen, wovon jeder mit zwei Ochsen bespannt war, für das Kreuzheer mit, und vier Kameele trugen die für den Kaiser bestimmten Geschenke, deren Werth auf fünftausend Mark Silbers geschätzt ward, wofür Friedrich dem Könige sämmtliche Schiffe, die er von Regensburg mitgenommen hatte, zum Geschenke überließ. Da das Heer indessen durch böhmische und ungarische Schaaren, und jetzt auch durch den Grafen Heinrich von Salm bedeutend war verstärkt worden, so befahl der Kaiser eine abermalige Zählung desselben, und nun fand es sich, daß sämmtliche unter Friedrich vereinte Kriegsmacht aus hundertundvierundzwanzigtausend Mann bestand, wovon die Reiterei, die Hauptstärke des Heeres, sich auf vierzigtausend Pferde belief. Nach neuntägiger Ruhe brach der Kaiser aus dem Lager bei Braniza wieder auf, und nun hatten die Pilger auf das neue wieder mit den Tücken und blutigen Neckereien der wilden

Servier zu kämpfen, und die Kühnheit dieser räuberischen und mordlustigen Horden ging endlich so weit, daß sie sogar die ganze Heerabtheilung des Herzogs Friedrich von Schwaben, als er in dem großen Bulgarenwald lagerte, des Nachts überfielen. Der Verlust der Pilger war jedoch nur sehr gering; ein einziger Ritter ward getödtet, ein paar andere verwundet, so auch einige gemeine Soldaten. Von den Räubern wurden jedoch mehrere gefangen und alle, zum abschreckenden Beispiel für ihre raubsüchtigen Genossen, am andern Tage aufgehangen. Da aber sämmtliche Gefangenen vor ihrer Hinrichtung aussagten, daß vorzüglich der Fürst und die Einwohner von Braniza sowohl an dem nächtlichen Ueberfall, als auch an allen gegen die Pilger ausgeübten Gräueln den größten Antheil gehabt, und gewöhnlich alles selbst angeordnet hätten, kehrte der Kaiser in gerechtem Zorn über solche schändliche und grausame Verrätherei und Treulosigkeit mit dem Heere nach Braniza zurück und ließ die ganze Stadt von Grund aus zerstören; sie ward zuerst geplündert und hierauf in Brand gesteckt. Durch dergleichen Strafen wurden zwar die Servier von ferneren Angriffen auf ganze Schaaren abgeschreckt, aber die Pilger, die, um Lebensmitteln zu erbeuten, entweder einzeln oder in ganz kleinen Haufen herumstreiften, noch lange nicht gegen die aller Orten auf sie lauernden Gefahren geschützt. Um auch diesem Uebel vorzubeugen, gebot der Kaiser, unter Androhung schwerer Strafe, daß in Zukunft kein Pilger mehr das Panier seines Pannerherrn, mithin die Schaar, in welche er angewiesen sey, verlassen sollte. Friedrich theilte hierauf sein Heer in vier Abtheilungen. Die erste bestand aus Böhmen und Ungarn; diese, weil der Sprache der Servier und Bulgaren nicht ganz unkundig, sollten die Wege auskundschaften und sie von den im Hinterhalt liegenden Räubern säubern. Die zweite bestand

aus lauter Deutschen, Schwaben, Franken und Bayern, unter der Anführung des Herzogs Friedrich von Schwaben und des Bischofes von Regensburg. Eben so auch die dritte unter den Bischöfen von Würzburg, Lüttich und Basel. Die vierte und zahlreichste, aus verschiedenen Völkerschaften bestehende Abtheilung ward von dem Kaiser selbst geführt. So geordnet setzte das Heer ohne fernere, wenigstens bedeutende Beschädigung, seinen Marsch fort *).

4. Aber hinreichend entschädigt für die bisher ausgestandenen Mühseligkeiten und Gefahren wurden die Pilger, als sie in dem südlichen Theile Serviens, nämlich in dem Fürstenthum Nissa ankamen. Der Fürst des Landes hatte erst unlängst, in Verbindung mit seinen Nachbarn, den unsern Lesern schon bekannten bulgarischen Herzogen Assan und Peter, das griechische Joch abgeworfen und sich unabhängig erklärt, und wünschte daher jetzt nichts sehnlicher als, gleich mehreren andern slavischen Volksstämmen, in den deutschen Reichsverband aufgenommen zu werden. Er bewirthete daher den Kaiser, als derselbe nach Nissa kam, auf das prachtvollste, hatte auch für Lebensmitteln für das Heer im Ueberfluß gesorgt, und machte nun Friedrich den Antrag, daß, wenn der Kaiser ihn gegen die Griechen, nöthigen Falls selbst mit den Waffen, schützen wollte, er bereit sey, sein Land von dem Kaiser und dem deutschen Reiche als ein Lehen zu nehmen; auch versprach er, falls der Kaiser sich zum Kriege gegen die Griechen gezwungen sehen sollte, ihm mit vierzigtausend

---

*) Servien war in zwei Theile, nämlich in das nördliche und südliche Servien getheilt. In dem ersten herrschte ein Fürst, der seinen Sitz zu Braniza hatte, als seinen Oberherrn den griechischen Kaiser anerkannte, daher auch dessen feindseligen Gesinnungen gegen die Pilger auf alle Weise zu entsprechen suchte.

Mann seiner streitbarsten Unterthanen allen nur möglichen Beistand zu leisten. Aber Friedrich, der einen offenen Angriff der Griechen eben so wenig fürchtete, wie deren geheimen Ränke, lehnte dieses doppelte Anerbieten des servischen Fürsten von sich ab, indem, wie er sagte, weder sein gethanes Gelübde, noch der in Nürnberg mit dem Kaiser Isaak geschlossene und beschworne Vertrag es ihm erlaubten, seine Waffen gegen das griechische Reich zu gebrauchen. Uebrigens erwies sich Friedrich gegen den servischen Fürsten und dessen beide Brüder ungemein gnädig und freundlich, wahrscheinlich in der Absicht, später zu einer andern Zeit diese servische Angelegenheit in näheren Bedacht zu ziehen*). Nach einer Ruhe von mehreren Tagen brach endlich das Heer wieder auf. Aber noch weit gefahrvoller und mühseliger ward dessen Marsch, als es in der Bulgarei ankam. Da die Bulgaren, bisher in ununterbrochener Fehde mit den Griechen, ihre alte Freiheit zum Theil schon wieder errungen hatten, mithin Erbfeinde des griechischen Reiches geworden waren, so hätte man nicht anders glauben müssen, als daß die Ankunft eines zahlreichen, gegen die Griechen nichts weniger als sehr günstig gestimmten abendländischen Heeres der bulgarischen Nation höchst willkommen seyn würde. Aber nun zeigte sich gerade das Gegentheil. Alle Engpässe — und deren gab es in dem gebirgigen Lande sehr viele — waren vermauert, verrammelt oder durch Verhacke geschlossen, und mußten erst von den Pilgern, und oft nicht ohne bedeutenden Verlust, mit den Waffen

*) Das Anerbieten des servischen Fürsten, sein Land als ein Lehen von Friedrich zu nehmen, sollen servische Gesandten schon im vorigen Jahre dem Kaiser auf einem, an Weihnachten zu Eger gehaltenen Hoftage gemacht haben.

in der Hand erstürmt werden. Die Bulgaren fochten bei solchen Gelegenheiten mit einer auffallenden Erbitterung gegen die Pilger. Als eines Tages der Herzog Friedrich von Schwaben einen solchen Paß schon erstürmt, den Weg von Feinden gesäubert, auch mit dem größten Theile seiner Heeresabtheilung denselben durchzogen hatte, und die nachfolgenden Schaaren keine Gefahr mehr fürchten zu müssen glaubten, stürzten sich plötzlich von den Höhen und von allen Seiten ganze Schaaren feindlicher Bulgaren herab, und griffen die Pilger mit solcher Heftigkeit an, daß sie, weil ganz unvermuthet überfallen, in Verwirrung geriethen, größtentheils davon flohen und eine förmliche Niederlage erfolgt seyn würde, wenn nicht der Herzog Bertold von Meran, mit seinem Panier in der Hand, sich mitten unter die Feinde gestürzt und deren Andrang durch Wunder der Tapferkeit zurückgehalten hätte. Das Beispiel des tapfern Herzogs flößte nun auch den Zurückgewichenen neuen Muth ein; beschämt kehrten sie zum Kampfe zurück, und schlugen nun ohne große Mühe die Feinde zurück. In diesem Gefechte hatten die Pilger über vierzig Bulgaren getödtet, eine noch größere Anzahl theils leicht, theils schwer verwundet, aber nur vierundzwanzig derselben zu Gefangenen gemacht. Diese wurden sämmtlich, an Roßschweife gebunden, zu dem nächsten Lagerplatz geschleppt und dort zu schreckender Warnung für ihre Landesleute längs der Straße an den Beinen aufgehenkt. Von jetzt an wagten auch die Bulgaren keinen Angriff mehr auf ganze, gehörig geordnete Schaaren. Aber auch die friedlichen Bewohner des Landes wurden durch jene, zwar grausame aber durchaus nöthige Bestrafung so sehr geschreckt, daß sie mit ihrer ganzen beweglichen Habe und allen ihren Vorräthen in die Gebirge flohen. Wohin die Pilger nun kamen,

fanden sie menschenleere Dörfer und Städte, und nur mit großer Mühe, und blos zum nothwendigsten Bedarf konnten Lebensmittel herbeigeschafft werden. Was den Pilgern am lästigsten fiel, war, daß sie jetzt des Weines, dessen sie bisher auf ihrem ganzen Marsch im Ueberfluß genossen hatten, nun gänzlich entbehren mußten. Bei der durch die Flucht der Einwohner ebenfalls völlig verödeten Stadt Stralizium erfuhr der Kaiser durch ausgesandte Kundschafter, daß der so genannte Engpaß des heiligen Basilius nicht nur von einer zahlreichen Horde Bulgaren stark besetzt sey, sondern daß auch ein starkes, in der Eile gesammeltes, griechisches Heer die Pilger dort erwarte. Das ganze Heer sah jetzt, jedoch in voller Zuversicht auf seine Stärke und Tapferkeit, einem blutigen Kampfe mit den treulosen Griechen entgegen. Aber dazu kam es dennoch nicht; denn als die Griechen die blinkenden Helme von fünfhundert gegen sie anrückenden deutschen Ritter sahen, wichen sie so eilig zurück, daß endlich ihr ganzes Heer in verwirrter Flucht sich auflößte. Nun verließen auch die Bulgaren ihre Posten, und ohne die mindeste Beschädigung zogen die Pilger in wohlgeordneten und geschlossenen Schaaren den kurz vorher noch für sie so gefährlichen Engpaß.

5. Gegen Ende August (1189) überschritt endlich das Heer der Pilger die Grenze des griechischen Reiches. Hatte man bisher die Griechen blos im Verdacht gehabt, daß sie von allen Gefahren und Unfällen, welche die Pilger auf ihrem Zuge durch das nördliche Servien und die Bulgarei zu bestehen gehabt hatten, die geheimen Anstifter gewesen seyn möchten, so erhielt jetzt Friedrich von der Treulosigkeit des griechischen Kaisers und dessen feindlichen Gesinnungen gegen die Pilger die vollste Ueberzeu-

gung. Zuerst erfuhr er von dem ungarischen Grafen, den er nach Constantinopel vorausgeschickt hatte, und der jetzt wieder zurückkam, daß der griechische Kaiser die vier in Nürnberg von Friedrich an ihn abgeordneten Gesandten, gegen alles Völkerrecht, habe verhaften und unter sehr harter Behandlung in das Gefängniß legen lassen. Diese Nachricht erschütterte den edeln Kaiser nicht wenig; er bangte für das Leben seiner Getreuen. Aber nun kam auch noch ein in Constantinopel wohnender Pisaner, als Bote des griechischen Hofes, bei dem Kaiser mit einem Briefe an, der, wenn dessen ganze Fassung nicht eben so sehr zum Lachen als zum Zürnen gereizt hätte, Friedrich und alle Fürsten und Ritter in den wüthendsten Zorn hätte setzen müssen. Der Brief beginnt mit harten Vorwürfen für den Kaiser und die Fürsten, daß sie sich erkühnt hätten, **ohne seine Erlaubniß** die Grenze seines Reiches zu betreten *). Die Verhaftung der Gesandten Fried-

*) Um das, nicht blos höchst Ungerechte, sondern auch wahrhaft Dumme und Tölpische dieser Vorwürfe nach deren ganzen Schändlichkeit recht einzusehen, muß man wissen, daß, als Friedrich mit seinem Heere noch in Servien stand, mehrere Briefe von dem Kanzler des griechischen Reiches ankamen, in welchen derselbe in den hochtrabendsten Ausdrücken Friedrich meldete, daß sein Herr, der Kaiser Isaak, mit der größten Sehnsucht die frommen Pilger innerhalb der Grenzen seines Reiches erwarte, um sie auf das freundlichste empfangen, und mit allen Bedürfnissen versehen zu können. Auch ward Friedrich in diesem Schreiben versichert, daß ihn jetzt schon mehrere der vornehmsten Hofbeamten an den Grenzen erwarteten, um ihn, im Namen des griechischen Kaisers, auf eine seiner hohen Würde gebührende Weise zu begrüßen, und jeden seiner Wünsche, so weit es in ihren Kräften läge, mit aller Bereitwilligkeit zu erfüllen. Diese Briefe kamen zu der nämlichen Zeit, als die Servier, auf Anreizung und geheime

richt suchte der griechische Kaiser dadurch zu rechtfertigen, daß er behauptete, die Freundschaft Friedrichs mit dem rebellischen Fürsten von Servien verrathe feindliche Gesinnungen gegen das griechische Reich; auch habe er aus sichern Quellen, nämlich von den Königen von Frankreich und England (?) vernommen: „der Kreuzzug der Deutschen sey blos ein Vorwand; sie beabsichtigten nichts Geringeres, als des ganzen griechischen Reiches, sobald sie einmal festen Fuß darin genommen haben würden, sich zu bemächtigen, ihn vom Throne zu stoßen und die Krone von Constantinopel auf das Haupt des Herzogs von Schwaben zu setzen. Aus diesem Grunde habe er zu seiner Sicherheit sich der Person des Grafen von Nassau und der übrigen Gesandten bemächtigen müssen, und er fordere jetzt noch überdieß, daß man ihm unverzüglich den Herzog von Schwaben, nebst sechs geistlichen und sechs weltlichen Fürsten, als Geißeln des friedfertigen Betragens der Pilger ausliefere; endlich müsse man sich auch noch verbindlich machen, von allen Eroberungen, die man in Asien machen würde, die Hälfte an das griechische Reich abzugeben. Nur unter diesen Bedingungen werde er den Durchzug des Pilgerheeres durch sein Reich erlauben und den freien Markt der Lebensmittel gestatten.“ So abgeschmackt und zum Theil beleidigend diese Forderungen waren, eben so ärgerlich und anstößig war auch die äußere Form des Briefes. Mit vorsätzlicher Verletzung alles Anstandes und der einem fremden Monarchen, und zwar dem mächtigsten Monarchen von Europa, gebührenden Ehrerbietung unterstieht sich Isaak, nachdem er sich selbst die schwülstigsten, übertriebensten und ungeziemendsten Titel bei-

Weisung des Hofes von Constantinopel, den Pilgern allen nur möglichen Schaden zuzufügen bemüht waren.

gelegt hat, Friedrich den Kaisertitel zu verweigern, er nennt ihn blos den ersten Fürsten von Allemanien, und setzt sogar nicht einmal den Namen Friedrich bei, sich stellend, als wenn der Name eines so unbedeutenden Fürsten ihm völlig unbekannt wäre, da doch längst schon ganz Vorder- und Mittelasien von Friedrichs Siegen und ruhmvollen Thaten voll waren. Ueber alles dieß setzte sich jedoch der Kaiser großmüthig hinweg. Da ihm aber die Freilassung seiner Gesandten ungemein am Herzen lag, so benutzte er, um diese zu beschleunigen, mit vieler Klugheit den gegenwärtigen Augenblick. Durch den Boten nämlich, der ihm das kaiserliche Schreiben überbracht hatte, und den er übrigens sehr anständig behandelte, ließ er dem griechischen Kaiser sagen, daß, bevor seine Gesandten nicht auf freien Fuß gesetzt wären, er mit ihm keine Unterhandlungen eingehen könne und werde; erst wenn diese wieder ihre Freiheit würden erhalten haben, werde er sich näher mit ihm zu verständigen suchen, und dann alle seine Forderungen, so ferne sie mit seiner und des römischen Reiches Würde verträglich wären, gerne erfüllen.

6. Seinen Zweck, nämlich die Befreiung seiner Gesandten, erreichte jedoch Friedrich noch nicht sogleich. Er mußte erst dem schwachen und wankelmüthigen Isaak fühlen lassen, welche traurige Folgen für ihn selbst sein schwankendes, unfreundliches Benehmen haben würde. Ungeschreckt durch Isaaks großsprechende Drohungen setzte er also seinen Marsch fort. Es war für die Pilger äußerst wichtig, sich der Stadt Philippopolis zu bemächtigen. Die Stadt war groß, wohl befestiget und konnte, in Verbindung mit noch einigen andern festen Burgen, die man ebenfalls nehmen mußte, dem Pilgerheere den Rücken decken. Zwar war die Straße dahin

theils ganz unbrauchbar gemacht, theils durch Verhaue und Mauerwerke geschlossen, und endlich stand auch, unter der Anführung des Protostrators Kamezes, eines Neffen des Kaisers, ein zahlreiches griechisches Heer an der Grenze, um das weitere Vorrücken der Pilger zu verhindern. Aber Friedrich nahm einen andern Weg, umging die Verhaue und vermauerten Pässe, und kam, ohne daß die Griechen es hätten hindern können, nach Philippopolis, und gerade noch zu rechter Zeit, indem ein paar Tage vorher der Statthalter von Philippopolis, der berühmte Geschichtschreiber Nicetas Chroniatas, von Constantinopel den Befehl erhalten hatte, die Festungswerke schleifen zu lassen. Zwar hatten alle nur einigermaßen bemittelte Einwohner die Stadt verlassen, nur die Armen und die dort wohnenden Armenier waren geblieben. Aber demungeachtet fand man einen Ueberfluß an Wein, Getraide und Lebensmitteln jeder Art. Sehr nützlich für die Pilger waren jetzt auch die nicht blos in Philippopolis, sondern auch in den übrigen Städten und Dörfern der Provinz wohnenden Armenier. Diese, von den Griechen ebenfalls als Ketzer verachtet und gehaßt, betrachteten die Pilger als ihre Glaubensgenossen, suchten ihnen alle nur mögliche Dienste zu leisten, dienten als Kundschafter, gaben von Allem, was sie erkundet hatten, sogleich treue und umständliche Nachricht, und sorgten auch überall, so viel sie konnten, für wohlbesetzte Märkte, die, wenn sie auch nicht gerade überfüllt waren, dennoch den Pilgern dasjenige darboten, was zur Befriedigung deren nothwendigsten Bedürfnisse erforderlich war. Gleich nach der Besetzung von Philippopolis ward auch noch ein anderes nicht ferne davon liegendes Schloß von einem deutschen Grafen erstürmt und mit einer hinreichenden Be-

satzung versehen. Die hie und da beschädigten Festungswerke ließ Friedrich ungesäumt wieder ausbessern, schlug in Philippopolis sein Hauptquartier auf und machte diese Festung zur Basis der fernern Bewegungen seines Heeres. Der Herzog von Schwaben, der von Begierde brannte, durch ruhmvolle Thaten sich auszuzeichnen, drang nun immer tiefer in das Innere des Landes, und endlich selbst bis an die Meeresküste vor. Schnell nach einander wurden jetzt Berrhöa und noch zehn andere Städte der Provinz, nebst mehreren festen Schlössern von den Pilgern genommen. In Berrhöa war die Beute für sie noch ungleich reicher, als in Philippopolis. An Lebensmitteln war ein solcher Ueberfluß, daß ein Ochs nur fünf Pfennige und ein Stier zwei Pfennige kostete; in demselben Verhältnisse niederer Preise standen auch alle übrigen Bedürfnisse. Zudem hatten die Kreuzfahrer auch an gemünztem und ungemünztem Gold, Silber und andern Kostbarkeiten, besonders an reichen Stoffen, so vieles erbeutet, daß mancher arme Pilger jetzt zu einem wohlhabenden Manne ward. Alle lebten in Jubel und Freude; und die frohesten Nachrichten von dem bisherigen Glück und dem Wohlergehen der Kreuzfahrer langten in Menge in dem Abendlande an*). Aber obgleich unter den damaligen Umständen und wegen der verkehrten und feindseligen Maßregeln des griechischen Kaisers, dessen Absicht es war, den Kreuzfahrern alle Lebensmitteln zu entziehen, und durch Noth und Mangel sie zu Grunde zu richten,

*) Der Bischof Dietbold von Passau schrieb an den Herzog Leopold von Oestreich: «Bonis omnibus *abundamus*, et commilitones nostri omnes adhuc sani et incolumes sunt.» — Noch erfreulicher waren viele andere Briefe, welche die Ritter ihren Freunden oder Angehörigen in Europa schreiben ließen.

der Kaiser gezwungen war, seinem Heere das Plündern zu erlauben, so handhabte er dabei doch auch sehr strenge Mannszucht. Er duldete nicht, daß friedliche Einwohner mißhandelt oder beraubt wurden; und als ein Haufe junger, muthwilliger Leute von den Pilgern einen Markt der Armenier plünderten, wurden sie sämmlich, so viel man ihrer habhaft werden konnte, auf Befehl des Kaisers mit dem Beile hingerichtet. Ueberhaupt war jeder Einwohner, der sich unter den Schutz des Kaisers begab, seines Lebens und seines Eigenthums sicher. Auch Kirchen und Klöster hatten, sobald sie Ruhe und Friede gelobten, sich des Schutzes des Kaisers zu erfreuen. Eine zahlreiche Schaar Pilger belagerte eines Tages ein griechisches Kloster und standen schon im Begriffe, dasselbe zu erstürmen, als es noch den Mönchen gelang, Botschaft an den Kaiser zu bringen, dessen Gnade anzuflehen, und Treue und Unterwürfigkeit zu geloben. Sogleich ließ Friedrich den Belagerern befehlen, das Kloster zu verlassen, auch alles schon geraubte Gut, nur mit Ausnahme der Lebensmittel, demselben wieder zurückzugeben.

7. Die Griechen, so oft sie einigen Widerstand hatten leisten wollen, waren bisher immer mit großem Verluste zurückgeschlagen, und dadurch so völlig entmuthiget worden, daß sie gegen die Kreuzfahrer gar nicht mehr stehen wollten, und ihr Feldherr Kamezes gezwungen war, sich bis nach Anchrida, an der äußersten Gränze Thraciens, zurückzuziehen und die ganze weitschichtige, reiche und fruchtbare Provinz den Kreuzfahrern zu überlassen. Den edeln Kaiser Friedrich drängte indessen das Verlangen, sobald als möglich nach Asien überzuschiffen. Den Durchzug durch das griechische Reich bis zu dem Meere,

und die auf dem Marsch nöthigen Lebensmittel mit den Waffen in der Hand zu erzwingen, war dem deutschen Pilgerheere ein Leichtes; aber nicht auch so die Herbeischaffung der zur Ueberfahrt nöthigen Schiffe. Aufrichtig wünschte also Friedrich den Frieden mit den Griechen und die Erneuerung des in Nürnberg geschlossenen Vertrages. Er schrieb demnach an den Kaiser Isaak, ihn seiner friedlichen Absichten auf das neue versichernd. Friedrichs Briefe beförderte der griechische Feldherr Kamezes nach Constantinopel, so wie auch seines Herrn darauf erfolgenden Rückschreiben an den Kaiser Friedrich. Aber Isaaks Briefe waren nichts weniger als friedlich gesinnt, im Gegentheil sehr trotzig, drohend und herausfordernd. Isaak wiederholte seine frühern eben so übertriebenen als ungeziemenden Forderungen, und zwar mit abermaliger Verletzung aller, einem Monarchen wie Friedrich gebührenden Achtung. Die dringendsten Vorstellungen des Kamezes wie auch des Nicetas Chroniatas, der, von dem Ersten gesandt, selbst nach Constantinopel geeilt war, um den griechischen Kaiser von der Nothwendigkeit eines, schleunigst mit Friedrich zu schließenden Friedens zu überzeugen, vermochten zwar nicht den schwachen Isaak von dem Wahne zu heilen, in welchem ihn sein Wahrsager Dossotheus verstrickt hielt; bewirkten aber doch so viel, daß er Friedrichs Gesandten jetzt ihrer Haft entließ und die Rückkehr zu ihrem Herrn ihnen erlaubte. Unbeschreiblich war der Jubel bei dem Heere, als die bisher Gefangenen wieder zurückkamen. Mehr als dreitausend Ritter zogen in voller Rüstung ihnen entgegen, und sobald sie dieselben erblickten, tummelten sie, nach deutscher Sitte, ihre Rosse und schwangen ihre Lanzen zur Ehre und zum feierlichen Empfang der Rückkehrenden. Eine zahllose Menge gemeiner Pilger kam ebenfalls aus Philippopolis, und

begleitete unter frohem und lautem Jubelgesang die Zurückkommenden in die Stadt bis zur Wohnung des Kaisers. Dieser begrüßte sie mit den Worten aus der heiligen Schrift: „Ich danke Gott, daß meine Söhne, die gestorben und verloren waren, nun wieder leben und gefunden sind.“ Mit rührender Herablassung umarmte er hierauf jeden derselben und drückte ihn mit väterlicher Zärtlichkeit an seine Brust. Aber noch mehr und noch tiefer ward Friedrich gerührt, als sie ihm die harte Behandlung und alle die Leiden, die sie in dem Gefängniß zu Constantinopel hätten erdulden müssen, erzählten. Diese Erzählung lockte selbst aus jedem Auge der Umstehenden eine Thräne, erbitterte aber die Gemüther der Ritter nur noch mehr gegen die Griechen und deren treulosen Kaiser. Mit Friedrichs Gesandten waren jetzt auch Abgeordnete des Kaisers Isaak mit zahlreichem Gefolge aus Constantinopel in Philippopolis angekommen. Da Friedrich von den Seinigen erfahren hatte, wie unanständig man ihnen am Hofe zu Constantinopel begegnet wäre, und daß Isaak sie wie die Niedrigsten seiner Unterthanen behandelt, daher ihnen nicht einmal erlaubt sich niederzusetzen, sondern sie gezwungen hätte, ihre Vorträge stehend zu machen, beschloß Friedrich dieses rohe, gemeingrobe Betragen des griechischen Kaisers nun an dessen jetzt angekommenen Gesandten auf eine ihm eigene, wirklich sehr witzige Weise recht fühlbar zu ahnden. Als diese nämlich zur Audienz vor dem Kaiser erschienen, wurden sie von den kaiserlichen Kämmerlingen mit spöttischer Höflichkeit eingeladen, sich sogleich niederzulassen. Die Gesandten glaubten anfänglich, es sey dieses eine besondere, nur ihnen erwiesene Ehrenbezeugung, erstaunten aber nicht wenig, als sie sahen, daß man ihrem ganzen Gefolge, selbst den Niedrigsten aus demselben, den Köchen, Be-

dienten, Stallknechten ꝛc. gleiche Höflichkeit erwies, und daß, als diese sich einer solchen, ihrem niedern Stande nicht zukommenden Ehre weigerten, sie dennoch auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers sich dazu bequemen mußten. Die Gesandten, anfänglich schon dadurch beleidigt, daß man ihre Knechte auf gleiche Linie mit ihnen setzte, sahen nun klar ein, daß dieß eine Verhöhnung der ganzen griechischen Nation sey, in der es kein Unterschied weder der Geburt, noch des Adels und noch viel weniger des Verdienstes gebe, daher auch der deutsche Kaiser sie alle, vom Ersten bis zum Letzten, als niedrige Knechte ihres Herrn in Constantinopel betrachte. Nachdem die Gesandten sich diese Demüthigung hatten gefallen lassen müssen, überreichten sie das Schreiben des griechischen Kaisers, von gleich verletzender Fassung und gleich beleidigendem Inhalt, wie alle frühern. Aber nun erhob sich Friedrich und sprach mit donnernder Stimme zu den Gesandten: „Weiß euer Herr nicht, wer ich bin, und wie ich heiße? Ich bin Friedrich, der Kaiser der Römer und allzeit Mehrer des Reiches. Dafür hat sein Vorfahrer im griechischen Reiche, Manuel, der edle Comnene, obgleich wir Feinde waren, stets mich anerkannt, auch nie meine Würde verletzt. Es ist allgemein bekannt, und in allen Geschichtbüchern aufgezeichnet, daß, als die Beherrscher von Constantinopel, aus Trägheit und Feigheit, das römische Kaiserthum nicht mehr zu schützen vermochten, dieses auf das neue von dem großen Carl in Rom wieder hergestellt ward. Seit dieser Zeit, seit beinahe vierhundert Jahren behaupteten meine Vorfahren den römischen Kaiserthron. Schon achtunddreißig Jahre beherrsche ich ohne Widerspruch das römische Reich, und habe in Rom, der Hauptstadt der bekannten Welt, von dem apostolischen Herrn, dem Papste Hadrian, dem Nachfolger des heiligen Petrus, die kaiserliche Krone und kirchliche

Salbung empfangen. Euer Herr mag sich also einen Kaiser der Romanier nennen, darf sich aber nicht einen Kaiser der Römer nennen.“ Diese, in zürnendem Tone gesprochenen Worte des Kaisers setzten die Gesandten in Furcht und Schrecken. Ihre Bangigkeit und ängstliche Unruhe drückten alle ihre Gesichtszüge ganz auffallend aus. Als Friedrich dieß bemerkte, milderte er seine Sprache. „Obwohl,“ sagte er, „die ganze Welt weiß, daß euer Herr seinen Verpflichtungen gegen mich untreu geworden ist, so sey es doch ferne von mir, dieses treulose Betragen an Euch zu strafen. Es ist nicht Sitte der Deutschen, gegen Gesandten Gewaltthätigkeiten auszuüben; und dazu wird auch euer und euers Kaisers völkerwiderrechtliches Beispiel uns nie verleiten. Was ich für jetzt von dem Kaiser Isaak verlange, ist, daß er mir alles Eigenthum meiner Gesandten, so viel er noch davon zurückbehalten hat, wieder ausliefere,“ und da die griechischen Abgeordneten darauf erwiederten, daß sie nicht bevollmächtigt wären, auf diese Forderung einzugehen, so gebot ihnen Friedrich, unverzüglich sein Hoflager zu verlassen und nach Constantinopel zurückzukehren.

8. Da der Kaiser aus dem so eben von Isaaks Gesandten erhaltenen Schreiben ersahl, daß derselbe noch keineswegs gesonnen sey, den in Nürnberg geschlossenen Vertrag zu halten; so klagte er darüber in einem Briefe an seinen Sohn, den König Heinrich. „Bemühe dich,“ schrieb er ihm unter anderem, „daß Venedig, Genua und Pisa das nächste Frühjahr Schiffe gegen Constantinopel schicken, damit man diese Stadt, wenn der Kaiser Isaak nicht zur Besinnung kommt und in allem, was billig und gerecht ist, sich nachgiebiger zeigt, zu Wasser und zu Lande bestürmen, und sich derselben bemächtigen kann. Treibe auch alle noch

rückständigen Gelder ein und schicke sie über Venedig nach Tyrus. Laß auch, weil nicht eigene Macht, sondern Gott allein die Könige zu schützen und aus allen Gefahren zu erretten vermag, in allen Kirchen des Reiches für das Heil und die Erhaltung des Kreuzheeres beten." Aber auch jetzt fuhr Isaak fort in seinem Wahn zu beharren. Weder sein Neffe, der Feldherr Kamezes, noch der einsichtsvolle Statthalter der Provinz Philippopolis (Nicetas Chroniatas), noch irgend ein verständiger Mann konnten ihm die Nothwendigkeit begreiflich machen, daß, wenn er nicht den größten Theil seiner europäischen Provinzen verheert und ausgeplündert haben wollte, er unverzüglich den mit Friederich geschlossenen Vertrag wieder erneuern müsse. Alle vernünftigen Vorstellungen gingen an den Ohren des schwachen Kaisers unbeachtet vorüber; denn sein Wahrsager Dosotheus hatte ihn versichert: Friedrich werde noch vor Ostern sterben; und voll Zuversicht auf diese Vorhersagung, zugleich auch auf die Hülfe der Türken sich verlassend, glaubte Isaak jetzt kühn den Waffen der Kreuzfahrer trotzen zu können. Auch in Constantinopel selbst, und besonders unter der Geistlichkeit herrschte zum Theil dieselbe kriegerische Stimmung. Von den Kanzeln herab ward dem Volke gesagt: das Erschlagen eines lateinischen Pilgers sey ein Gott so wohlgefälliges Werk, daß es auf den Thäter sogleich vollkommene Verzeihung aller einer Sünden herabzöge *).

*) Auf ähnliche Weise predigte selbst der Patriarch von Constantinopel, und zwar in Gegenwart einer Menge in der Stadt wohnenden Abendländer. Indessen setzte derselbe doch den Preis für völlige Vergebung aller Sünden etwas höher an; denn wenn sich unter diesen der Mord eines Griechen befände, so verlangte er, daß der Mörder, um von seiner Blutschuld frei zu wer-

9. Blos in der Hoffnung einer baldigen, zwischen ihm und dem Kaiser Isaak zu Stande kommenden Einigung hatte Friedrich bisher so lange in Philippopolis sich aufgehalten. Als aber mit der Abreise der letzten griechischen Gesandtschaft jene nun völlig verschwand, ward der Kaiser des längern Zauderns müde, brach, nach einem Aufenthalt von eilf Wochen, mit seinem Heere von Philippopolis auf und rückte gegen Adrianopel vor. Auch diese Bewegung wagten die Griechen nicht, man will nicht sagen, zu verhindern, sondern nur zu erschweren. In dem Verhältniß, als die Pilger vorrückten, zogen sich die Griechen zurück, und begnügten sich blos, die Einwohner aller Städte und Dörfer, die nahe an der Straße lagen, mit aller beweglichen Habe und allen ihren Vorräthen mit sich fortzuführen, obgleich von dieser abermals höchst verkehrten Maßregel nur Verwüstung und Ausplünderung des Landes die nothwendigen Folgen seyn mußten. — Adrianopel war sowohl durch seine Lage zwischen zwei Flüssen, als auch durch hohe und starke Mauern und Thürme wohl befestiget, aber

---

den, wenigstens zehen lateinische Pilger erschlagen müsse. Als einen Beitrag zur Charakterisirung des Kaiser Isaaks, obgleich höchst wahrscheinlich unsere Leser diesen armen Kronenträger schon hinreichend kennen werden, müssen wir noch beifügen, daß auch er, jetzt, weil der Feind entfernt war, plötzlich von ganz besonderer Kriegslust beseelt, sich sogar selbst zu persönlichem Kampfe rüstete, neues Geschoß und Pfeile verfertigen ließ, sich täglich sehr fleißig im Schießen übte, und seine Umgebungen versicherte, daß, wenn Friedrich es wagen sollte, gegen Constantinopel zu ziehen, er ihn mit eigener Hand mit einem Pfeile tödten werde, wodurch er nun natürlicher Weise bei allen, zu denen er solche Albernheiten sprach, sich nur zum Gegenstande heimlichen Spottes und Gelächters machte.

demungeachtet hatte die griechische Besatzung sie verlassen, und auch der bei weitem größte Theil der Bevölkerung theils nach Constantinopel, theils nach der nicht allzufern liegenden, sehr festen Stadt Demotika sich geflüchtet. Indessen fand man doch noch einige Vorräthe von Lebensmitteln, und diese in noch größerer Quantität selbst aus den entferntesten Gegenden herbeizuschaffen, war für die Pilger zwar etwas mühselig, doch nichts weniger als schwer und gefahrvoll. Da die Zeit zur Ueberfahrt über das Meer vorüber war, so ward beschlossen, im Lande zu überwintern *). Der Kaiser ließ daher sein Heer die Winterquartiere beziehen, die so verständig gewählt wurden, daß sie weder einander zu nahe, noch auch zu weit von einander entfernt waren, ihr Zusammenziehen demnach keine lange Zeit erforderte, die Soldaten dabei größere Bequemlichkeiten hatten und die Last davon auch nicht blos einen Theil der Einwohner drückte, sondern unter allen gleichmäßig vertheilt war. Aber nun kamen von allen Seiten eine Menge warnender und beunruhigender, obgleich größtentheils ungegründeter Nachrichten an. So z. B. ward dem Kaiser geschrieben, er möchte wohl auf seiner Hut seyn,

---

*) Als die, aus ungefähr dreitausend Mann bestehende Schaar der ungarischen Pilger dieß erfuhr, entfiel diesen der Muth; sie hätten, sagten sie, nicht auf eine solche Dauer der Pilgerschaft gerechnet, sich nur auf ein Jahr dazu verpflichtet. Sie begehrten also wieder in ihre Heimath zurückzukehren, und da der Kaiser erzwungene Dienste verschmähete, daher sie von dem Heere entließ, so zogen sie sämmtlich, nur mit Ausnahme einiger wenigen ehrenvollern Männer, unter der Anführung des Bischofes von Raab wieder nach Hause, fanden jedoch bei ihren Landsleuten keine sehr willkommene Aufnahme. Man machte ihnen Feigheit, Wankelmuth und sündhafte Verletzung eines von ihnen abgelegten, heiligen Gelübdes zum Vorwurfe.

indem Isaak von dem Sultan Saladin sechshundert Scheffel vergifteten Mehls erhalten, wovon die Wirkung so stark und so heftig wäre, daß ein Mann, der eine Schachtel voll von diesem Mehl eröffnete, schon durch den bloßen Geruch auf der Stelle getödtet worden. Von einer andern Seite her erhielt man wieder die Nachricht: der Kaiser Isaak habe viele Brunnen vergiften, auch ganze Fässer voll vergifteten Weines an verschiedenen Orten hinstellen lassen. Obgleich alles dieses nur bloße Gerüchte, leeres Volksgeschwätz war, so wurden dadurch doch gegen den Kaiser Isaak die Gemüther der Ritter und Fürsten auf das neue wieder aufs höchste erbittert. Diese blieben daher in ihren Standquartieren nicht ruhig, durchzogen verheerend und plündernd weit und breit das Land, eroberten Städte, Burgen und Schlösser, steckten manche davon in Brand. Sogar die entfernten, an der Seeküste gelegenen Städte entgingen nicht der Plünderung und Verwüstung. Aber schrecklicher als irgendwo ward die Landschaft Grandiza mit ihren blühenden Dörfern und Flecken durch Feuer und Schwert verheert, und dieß blos aus der Ursache, weil die Pilger in den dortigen Kirchen eine Menge, die Kreuzfahrer verhöhnender und verspottender Bilder angetroffen hatten. Aber nun ward endlich auch die ungemein feste Stadt Demotika erstürmt. Die Eroberung dieser Feste geschah jedoch nicht ohne vorhergegangenen blutigen Kampf; denn die Besatzung bestand, mit Ausnahme einer kleinen Schaar Griechen, blos aus griechischen Miethvölkern, größtentheils Comanen und Alanen. Diese vertheidigten die Stadt mit vieler Tapferkeit. Von des Morgens neun Uhr an ließ der Herzog von Schwaben mehrere Stunden ununterbrochen stürmen, bis endlich der Pannerherr des Herzogs und noch ein anderer braver Ritter die Mauer mittelst eines ganz dicht daran stehenden

Baumes erkletterten, sich eines Thurmes bemächtigten, die darin zur Vertheidigung desselben liegenden Alanen erschlugen und ihre Leichen aus den Fenstern des Thurmes herabwarfen, worauf auch viele andere Pilger die Mauer an dieser Stelle erstiegen, und endlich die ganze Heerabtheilung in die Stadt drang. Die ganze Besatzung, Griechen, Alanen und Comanen, der Erstern waren es doch nur wenige, fielen unter dem Schwerte der Sieger, die überdieß in der eroberten Stadt eine ungeheure Beute fanden. Blos an Lebensmitteln war eine solche Menge vorhanden, daß man damit das ganze Pilgerheer zehn Wochen lang hätte verpflegen können.

10. Indessen war die Zeit zum Aufbruch nach Asien nicht mehr ferne. Aber je näher diese heranrückte, je höher stieg bei dem Kaiser die Besorgniß wegen Herbeischaffung der zur Ueberfahrt nöthigen Schiffe. Ohne Hülfe der Griechen war dieß nicht wohl möglich; und sollte man sie vielleicht auch mit Gewalt von ihnen erzwingen können, so würde doch, so lange kein dauerhafter Friede mit ihnen geschlossen war, es äußerst mißlich gewesen seyn, eine zahlreiche, gegen die Pilger feindlich gesinnte Nation in dem Rücken des Heeres an den Grenzen Asiens zurückzulassen. Diese ängstliche Besorgniß beunruhigte doch nicht lange weder den Kaiser noch dessen Ritter; denn als das Heer, das Friedrich indessen zusammen gezogen hatte, sich gegen Constantinopel in Bewegung setzte, und die Kunde von der Annährung des vereinigten Heeres der Pilger allda ankam, gerieth alles dort in die größte Bestürzung. Angst und Schrecken ergriff alle Gemüther; die ganze Bevölkerung der ungeheuern Stadt erhob sich in tumultuarischem Geschrei und forderte, daß ihr Kaiser unverzüglich den Frieden mit Friedrich wieder-

herstellen möge. Man dürfe, hieß es, Constantinopel nicht einer harten und gefährlichen Belagerung aussetzen, sie nicht wieder all dem Ungemach preisgeben, was sie schon von den frühern Pilgerheeren hätte erdulden müssen. Auch Isaak änderte jetzt plötzlich wieder seine bisherigen Gesinnungen, und der kriegerische Muth, der ihn beseelt hatte, als das deutsche Heer noch bei Philippopolis stand, war nun auf einmal wieder verschwunden. Zu Friedrichs großer Zufriedenheit kam demnach ganz unerwartet eine neue griechische Gesandtschaft in dem Lager der Pilger an, und zwar diesmal sogar mit Friedensvorschlägen, die auch Friedrich durchaus ganz annehmbar fand. Da er aber weder den Griechen noch deren Treue trauete, so gebot er den Gesandten, sogleich wieder nach Constantinopel zurückzukehren, sandte aber mit ihnen zugleich mehrere der edelsten Männer seiner Ritterschaft, und begehrte, daß in deren Gegenwart die Friedensurkunde ausgefertiget, von einer Anzahl der vornehmsten Reichsbeamten unterzeichnet und in der Sophienkirche vor dem Patriarchen feierlich sollte beschworen werden. Alles dieß geschah von Isaak mit der größten Hastigkeit, und schon nach einigen Tagen kamen Friedrichs Gesandten, begleitet von Abgeordneten des griechischen Kaisers, in dem Lager der Pilger an, und überreichten dem deutschen Kaiser die, von fünfhundert der edelsten und vornehmsten Griechen unterzeichnete und beschworne Friedensurkunde, welche Friedrich hierauf ebenfalls in Gegenwart der griechischen Gesandten von mehreren seiner Fürsten und Bischöfe beschwören und unterzeichnen ließ.

11. In diesem, durch die Furcht vor den deutschen Waffen endlich zu Stande gekommenen Vertrage machte sich der griechische Kaiser verbindlich,

„dem Bischofe von Münster und dem Grafen von Nassau nebst deren Gefährten*) allen ihnen zugefügten Schaden nach der Bestimmung Friedrichs zu ersetzen. Den Pilgern auf ihrem Marsch durch die asiatischen Provinzen seines Reiches Wegweiser zu geben und Lebensmittel zu liefern. Zu Kallipolis so viele Schiffe in Bereitschaft zu halten, daß das ganze Pilgerheer in zwei Fahrten nach der asiatischen Küste hinübergebracht werden könnte. Dem Kaiser Friedrich zu dessen Sicherheit eine hinreichende Anzahl von Geißeln zu stellen, welche so lange in seiner Gewalt bleiben und das Heer begleiten sollten, bis es die Stadt Philadelphia erreicht haben würde. Auf der andern Seite verpflichtete sich Kaiser Friedrich, mit seinem Heere nicht, wie die früheren Kreuzheere, bei Constantinopel, sondern bei Kallipolis über das Meer zu gehen; auf dem fernern Durchzug durch die Provinzen des griechischen Reiches die Landstraße nie zu verlassen, weder rechts noch links davon abzuweichen, auch Aecker, Wiesen, Weinberge und Gärten nicht zu beschädigen." Kaiser Isaak eilte jetzt sich das fremde Heer sobald als möglich vom Halse zu schaffen. Wenige Tage nach geschlossenem, auch von deutschen Fürsten und Bischöfen beschwornen Vertrag, stellten sich daher auch die verabredeten Geißeln, unter welchen sich selbst einige Glieder der kaiserlichen Familie befanden, in dem Lager der Pilger ein, und überreichten dem Kaiser die üblichen Geschenke, die nun Friedrich sogleich zu er-

*) Dieß waren nämlich die, von Friedrich schon in Nürnberg an den griechischen Kaiser abgeordneten Gesandten, welche jedoch, wie wir wissen, Isaak völkerwiderrechtlich in das Gefängniß hatte legen lassen, und von deren Eigenthum er auch noch, als er sie wieder in Freiheit gesetzt, sehr vieles zurückbehalten hatte.

wiedern nicht unterließ*). Lauter Jubel erscholl im Lager der Deutschen, als der Inhalt des abgeschlossenen Vertrages ihnen bekannt gemacht ward, und mit frohem Muth brach das Heer am 1. März des Jahres 1190 gegen Kallipolis auf. Aber dieser Marsch war ungemein beschwerlich, sogar hie und da nicht ganz gefahrlos. Anhaltende Regengüsse hatten die Wege schrecklich verdorben, an mehreren Orten sie ganz unbrauchbar gemacht**). Heftige Stürme tobten oft ganze Täge und Nächte ununterbrochen fort, und endlich stellte sich auch noch eine, in dieser Landschaft ganz ungewöhnliche Kälte ein, so daß mehrere Griechen, welche des Handels wegen dem Heere folgten, und einer solchen rauhen Temperatur nicht gewohnt waren, bisweilen ganz erstarrt in dem Lager gefunden, und nur mit großer Mühe wieder zu dem Leben gebracht wurden. Auch der Verlust an Lastthieren, die aus Mangel an Futter zu Grunde gingen, war nicht ganz unbedeutend. Alles dieses trübte zwar einiger Maßen die anfänglich so frohe Laune der Ritter wie der gemeinen Soldaten, vermochte jedoch nicht ihren Muth niederzuschlagen. Nässe, Kälte, Mangel an hinreichender Nahrung, kurz

*) Die griechischen Geißeln überbrachten jetzt auch als Entschädigung und Vergütung des den Gesandten Friedrichs zugefügten Schaden, wie es im Vertrage war ausbedungen worden, vier Zentner oder achthundert Mark Silbers. Wahrscheinlich ward auch, um das Freundschaftsband zwischen beiden Monarchen noch fester zu knüpfen, die nachher zu Stande gekommene Verlobung Friedrichs, eines Sohnes Friedrichs von Schwaben, mit einer Tochter des griechischen Kaisers Isaak, jetzt schon verabredet.

**) Was auch die Zufuhren der Lebensmittel ganz ungemein erschwerte, und oft Tage lang durchaus unmöglich machte.

jede Beschwerde trugen die kampflustigen Pilger mit ausharrender Geduld; und als das Heer endlich nach einem äußerst ermüdenden, seine Kräfte beinahe völlig erschöpfenden Marsch von dreiundzwanzig Tagen bei Kallipolis ankam, verscheuchte der frohe Anblick des Meeres sogleich jede traurige Erinnerung an die bisher ausgestandenen Mühseligkeiten wieder von der Stirne der Pilger.

## III.

### Ueberfahrt des Heeres nach Asien.

1. Fünfzehnhundert große Frachtschiffe und siebenundzwanzig theils Kriegsschiffe theils Galeeren lagen für die Pilger bei Kallipolis vor Anker. Trotz aller, in den letzten Wochen ausgestandener Beschwerlichkeiten ward dem Heere doch kaum ein Tag der Ruhe gegönnt. Am grünen Donnerstag war dasselbe an der Meeresküste angekommen, und schon am folgenden Tage, dem heiligen Charfreitage, begann die Ueberfahrt. Diese dauerte sechs Tage. Den Anfang machte mit seiner Heerabtheilung der Herzog Friedrich von Schwaben. Aber der Kaiser wollte so lange auf dem europäischen Ufer verweilen, bis alle Pilgerschaaren die jenseitige Küste würden erreicht haben. Erst am sechsten Tage, am Mitwoch nach Ostern, schiffte er sich also in Begleitung mehrerer Fürsten und Bischöfe ein. Als das Schiff, das den Kaiser trug, von dem Lande stieß, ertönten plötzlich auf allen Schiffen der griechischen Flotte Trompeten, Hörner, nebst einer Menge herrlicher Instrumente, und unter anhaltender, ununterbrochener, jedes Herz ermunternder Musik überschiffte der Kaiser die Meerenge von Kallipolis. Auch jetzt war Friedrich wieder der letzte, der sein Fahrzeug verließ; aber sobald er den Boden Asiens betrat, rief er freudig aus: „Brüder und Gefährten! seyd muthig

und stark, denn das ganze Land ist jetzt unser." Eine neue Zählung des Heeres ward jetzt vorgenommen, und nun fand es sich, daß dasselbe aus 92000 Kriegern *) bestand, und unter diesen sieben Bischöfe, ein Erzbischof, drei Herzoge, zweiundzwanzig Grafen und Markgrafen, nebst einer Menge anderer Herren, und viele Tausende geharnischter Ritter. Seinen großen Zweck stets im Auge, eilte jetzt Friedrich demselben rasch entgegen. Schon am andern Tage brach das Heer auf. Anfänglich zog es längs der Meeresküste, wandte sich aber nachher mehr nach dem Innern des Landes **), kam bei der, wegen ihrer Erwähnung in der Offenbarung Johannes bei den Christen berühmten Stadt Thyatira vorüber, und langte endlich nach einem Marsch von vierundzwanzig Tagen bei Philadelphia in Lydien an, der letzten Grenzstadt des griechischen Reiches auf dieser Seite. Dem geschlossenen Vertrage gemäß verließen nun die griechischen Geißeln das Pilgerheer, und kehrten wieder nach Constantinopel zurück. Aber auch auf diesem Marsche ward das Heer, besonders in den ersten Tagen, nicht wenig belästiget; jedoch nicht von eigentlichen Unterthanen des griechischen Reiches, sondern blos von herumstreifenden Räuberhorden, die sich freilich we-

---

*) Darunter war jedoch begreiflicher Weise der, oft nicht unbedeutende, aus Packknechten, Pferdejungen und anderen dienstbaren Personen bestehende gewöhnliche Troß des Heeres nicht gerechnet.

**) Hier mußte es, der vielen Gebirge wegen, die es jetzt zu übersteigen hatte, sein, den Marsch eines Heeres oft so sehr hemmendes und erschwerendes Fuhrwerk zurücklassen, und alles Heergepäck ward auf den Rücken einer Menge Kameele und anderer Lastthiere gelegt, die es auf beschwerlichen Straßen, durch dichte Wälder, über steile Berge und auf schlüpfrigen Gebirgspfaden mit weit größerer Sicherheit fortschleppen konnten.

nig um das Versprechen des griechischen Kaisers bekümmerten, und einzelne Pilger und schwache Pilgerschaaren, die sich von dem Heere getrennt hatten, beraubten und alle ermordeten, die ihnen in die Hände fielen. Der Raub- und Mordlust dieses Räubergesindels wurden jedoch bald sehr enge Schranken gesetzt; denn ein Graf von Kyburg, dem die Säuberung der Wege übergeben ward, spähete mit der größten Wachsamkeit jeden Ort durch, der zu einem Hinterhalt dienen konnte, erschlug und zerstreuete die Räuber überall, wo er sie fand, und schon nach wenigen Tagen wurden die deutschen Waffen auch diesen Räubern so furchtbar, daß, als eines Tages eine zahlreiche Horde derselben in einem Thale, da sie gerade ihr Mittagsmahl halten wollten, von dem Grafen von Kyburg überrascht ward, sie dessen Angriff gar nicht abwarteten, sondern gleich beim ersten Anblick desselben davon flohen, und ihr Silberwerk, nebst anderen Raub, ja sogar über dreihundert Pferde den Christen zur Beute überließen. Aber ganz besonders zeichnete sich auf diesem Zuge, durch ungemeine Kühnheit und Stärke, ein Schwabe aus Ulm aus. Unter mehreren von Räubern erschlagenen Knechten entdeckte er einst auch die Leiche seines Bruders. Untröstlich über das traurige Ende eines Bruders, an dem sein ganzes Herz hing, aber auch nach Rache dürstend, gesellte er sich sogleich noch zehn gleich kühne Männer aus seinen Landsleuten zu, und durchsuchte mit ihnen den nahe liegenden Wald nach allen Richtungen. Nach langem Suchen entdeckte er endlich, jedoch auf einem ringsum von Wasser umgebenen Platz, zehn solcher Räuber. Den braven Schwaben verließen jetzt seine Gefährten, weil sie, der Localität wegen, das Unternehmen für unausführbar hielten. Aber jener, weder geschreckt durch

die Ueberlegenheit seiner Feinde, und noch viel weniger durch die Schwierigkeit des Angriffes, beharrte in wildem Grimme auf seinem Vorsatze, sprang in das Wasser, schwamm glücklich durch dasselbe hindurch, griff ganz allein die zehn Räuber an, und erschlug sie sämmtlich bis auf einen, der durch schnelle Flucht seinen Händen entkam. Diese und noch mehrere dergleichen Thaten brachten nun auch den Einwohnern der griechischen Provinzen in Asien ungemein hohe Begriffe von der Tapferkeit und Unüberwindlichkeit der Deutschen bei.

2. Vorwärts der Stadt Philadelphia betrat das Heer nun den türkischen Boden. Seine eingegangenen Verbindlichkeiten stets mit gewissenhafter Treue befolgend, ließ der Kaiser dem Heere bekannt machen, daß es sich jetzt auf dem Gebiete des Sultans von Iconium, mithin in freundlichem Lande befände, und verbot demnach unter den strengsten Strafen jeden Raub, wie jede andere Gewaltthat. Wirklich wurden auch die Pilger von den türkischen Einwohnern sehr freundlich aufgenommen, und zu Laodicäa so reichlich und um so geringe Preise mit Lebensmitteln versorgt, daß Friedrich ausrief: „Hätten sich die griechischen Christen in Europa eben so benommen, so wäre kein Blut vergossen worden, und unser großer Zweck wäre vielleicht jetzt schon erreicht.“ Nach einigen Tagen der Ruhe brach das Heer von Laodicäa wieder auf. Aber nun kam man in wüste, ganz öde und wasserlose Gegenden; und leider hatte man, für einen so langen Weg durch theils unfruchtbare, theils ganz öde Länderstrecken, sich in Laodicäa, wo man alles im Ueberflusse hätte finden können, nicht hinreichend mit Lebensmitteln versehen. Es konnte nicht fehlen, daß nach einigen Tagmärschen schon ein sehr großer Mangel an Lebens-

mitteln wieder eintrat, jedoch glücklicher Weise noch keine eigentliche Hungersnoth. Aber immer mehr ward das Heer von den vielen herumschwärmenden leichten türkischen Reitern belästiget. Zogen die Christen durch einen Wald, so fanden sie bald da, bald dort türkische Bogenschützen versteckt, die immer einigen der Vorüberziehenden verderblich wurden. Kamen die Pilger bei Engpässen an, so fanden sie diese gewöhnlich von Türken besetzt, und mußten sie erst mit den Waffen erstürmen. Bezogen sie endlich ein Lager, so ward dieses die ganze Nacht von türkischen Reitern umschwärmt, und durch deren wildes Geschrei die Ruhe der ermüdeten Pilger unaufhörlich gestört. Um selbst den Schein der Treubrüchigkeit von sich ferne zu halten, hatte bisher der Kaiser jeden Angriff vermieden, aber bei den ihn begleitenden Gesandten *) des Sultans

*) Schon in Europa, als das Pilgerheer noch in der Gegend von Philippopolis stand, waren diese Gesandten zu Friedrich gekommen. Der vorgebliche, oder wie man zu sagen pflegt, ostensible Zweck ihrer Mission war, den Kaiser in Kenntniß zu setzen, daß der alte Sultan Kislidge-Arslan die Regierung niedergelegt und seinem Sohne Maleckschah übergeben habe, und dann den Kaiser zugleich auch zu versichern, daß Maleckschah, eben so wie sein Vater, dem in Nürnberg geschlossenen Vertrag volle Genüge leisten werde. Aber dabei hatten sie nun auch noch einen geheimen Auftrag. Der Sultan, wie wir wissen, hatte nämlich auch mit Saladin einen Vertrag geschlossen, dessen Verbindlichkeiten aber jenen, die er mit dem Kaiser eingegangen, völlig zuwiderliefen. Nun wollte Kislidge-Arslan doch gegen keinen dieser beiden Monarchen bundbrüchig werden, wünschte daher der Verpflichtungen, die sein Bund mit Saladin ihm auflegte, überhoben zu werden; welches jedoch auf keine andere Weise geschehen konnte, als wenn Friedrich mit seinem Heere nicht den Weg durch Kleinasien wählte, sondern zur See nach Syrien zöge. Die Aufgabe der Gesandten war daher, den Kaiser, den sie unaufhörlich vor den feindseligen Absichten und

von Iconium sich über dieses offenbar feindliche Verfahren bitter beschwerte. Diese suchten ihren Sultan dadurch zu entschuldigen, daß sie vorgaben, er sey außer Stande, jene wilden, unstäten türkischen Stämme zu bändigen, deren Räubereien ihm selbst oft nicht wenig lästig wären, und deren Bestrafung ihm daher auch sehr willkommen seyn würde. Einigermaßen beruhiget durch diese Versicherung, und immer noch im Vertrauen auf die, obgleich schon ziemlich verdächtige Treue des Sultans, zog das Heer fort, hatte aber nun bald Gelegenheit, die wilden türkischen Stämme, über welche der Sultan, wie seine Gesandten vorgegeben, sich ebenfalls so sehr zu beklagen hatte, tüchtig zu züchtigen. Als das Heer nämlich am Ende eines Thales an einen hohen Berg kam, und der Herzog von Schwaben, der den Vortrab führte, denselben mit seiner Abtheilung so rasch hinanstieg, daß der Kaiser, des Gepäckes wegen, ihm nicht eben so schnell folgen konnte, mithin eine Lücke in der Mitte des Heeres entstand, drangen zahlreiche türkische Schaaren durch dieselbe hindurch und umringten das ganze Heer. Nun begann ein hitziger Kampf, und da der Herzog seinem Vater schnell zu Hülfe eilte, ward der Feind mit großem Verluste zurückgeschlagen. Aber wie groß die Erbitterung der Ungläubigen gegen die Christen war, zeigte sich bei diesem blutigen Kampfe, indem selbst die schon verwundeten, zu Boden gestürzten Türken noch Steine aus der Erde rissen und den Pilgern entgegen schleuderten.

3. Aber je weiter das Heer vorrückte, je weniger hatte man Ursache, die Bundbrüchigkeit des Sul-

---

geheimen Nachstellungen der Griechen in Asien warnten, zur Meerfahrt zu bewegen, was sie jedoch auf keine Weise zu Stande bringen konnten.

tans und die Verrätherei seiner Gesandten noch länger zu bezweifeln. Als die Pilger in derselben Gegend ankamen, die einst, wie man sich erinnern wird, dem Kaiser Manuel in seinem Kriege gegen den Sultan Kislidsch=Arslan so verderblich ward, fanden sie dieselbe von einem aus mehr als dreißigtausend Mann bestehenden türkischen Heere besetzt. Friedrich ordnete jedoch seinen Angriff klüger, als Kaiser Manuel denselben geordnet hatte. Die Türken wurden geschlagen, und zwar so vollständig, daß sie in der größten Verwirrung, selbst mit Zurücklassung ihres Lagers davon flohen, und da dieses mit Vorräthen mancherlei Art angefüllt war, so ward dadurch allem Mangel an Lebensmitteln, wenigstens auf einige Zeit, abgeholfen. Aber diese waren leider nach einigen Tagen aufgezehrt, und das Heer befand sich in einer äußerst gebirgigen, öden und wüsten Gegend. Man wußte jetzt nicht, welchen Weg man einschlagen sollte; denn die Hauptstraße war von den Türken völlig verdorben worden, und der Weg zur Rechten führte wieder in noch größere Wüsten. Aus dieser Verlegenheit ward jedoch der Kaiser durch einen gefangenen Türken gezogen, der, nachdem man ihm Erhaltung des Lebens und Belohnung versprochen hatte, sich erbot, das Heer links über die Gebirge in eine fruchtbare Ebene zu führen. Aber schon das Herabsteigen von dem Gebirge war mit bedeutendem Verluste von Pferden und Lastthieren, die in die Abgründe hinabstürzten, verbunden; und als man endlich am Fuße des Gebirges in der ersehnten Ebene anlangte, fand man darin doch nicht die gehofften und verheißenen Erfrischungen. Die zahllose türkische Reiterei schnitt alle Zufuhren ab, und ohne Kampf, wozu es jedoch selten Gelegenheit gab, war nicht das Mindeste zu gewinnen. Zudem hatte das Heer weder Tag noch Nacht

Ruhe; unaufhörlich ward es bald durch das wilde Geschrei der Türken, bald durch den Schall zahlloser Trompeten und Hörner aufgeschreckt, und schon seit einigen Wochen hatte kein Pilger seinen Harnisch mehr abgelegt; und zu allen diesen Mühseligkeiten gesellten sich auch wieder Mangel und Noth, dem jedoch bald wieder abgeholfen ward, als der Kaiser dem Marsch des Heeres eine andere Richtung gab, und jetzt seitwärts den Weg nach Philomelum einschlug, wo die Pilger gleich an dem ersten Tage eine große Anzahl von Viehheerden fanden, die sie nun auf mehrere Tage wieder hinreichend nährten und erquickten.

4. Aber völlig verschwanden auch um dieselbe Zeit alle bisher noch genährten Zweifel an der Bundbrüchigkeit des Sultans von Iconium, als dessen Gesandten jetzt verrätherischer Weise das Pilgerheer verließen. Unter dem lügenhaften Vorgeben, mit dem Emir von Philomelum zum Besten der Pilger zu unterhandeln, begehrten und erhielten sie von dem Kaiser die Erlaubniß, das Heer zu verlassen. Zu ihrer größeren Sicherheit ward ihnen, auf ihr Begehren, auch noch ein Ritter zu ihrer Begleitung bewilliget. Aber in Philomelum angekommen, ward der sie begleitende Ritter in Banden gelegt, und die Gesandten ließen durch einen Boten dem Kaiser sagen: man halte sie gefangen, daher sie nicht, wie sie versprochen, zu seinem Heere zurückkehren könnten, und hatten dabei noch die beinahe unglaubliche Frechheit, von dem Kaiser zu begehren, daß er ihnen ihre zurückgelassenen Effekten möchte nachsenden lassen; und auch dieses ward ihnen von dem gutmüthigen Kaiser, der längst schon das Betragen des Sultans und seiner Gesandten durchschauete, ebenfalls noch bewilliget. Aber mit

jedem Tage vermehrten sich jetzt die bisher ohnehin schon beinahe zahllosen, die Pilger umschwärmenden türkischen leichten Reiter; und das christliche Heer war noch nicht weit vorgerückt, als es auf ein ungleich stärkeres türkisches Heer stieß, das in mehreren Abtheilungen getheilt, links und rechts die Straße besetzt hielt. Friedrich stellte sein Heer unverzüglich in Schlachtordnung, und zwar in Form eines Triangels, und so geordnet, und im Falle eines Angriffes sogleich gegen jede Seite Front bietend, setzten die Pilger, in dicht geschlossenen Reihen, ihren Marsch fort. Die Türken wagten nicht, die vordersten Abtheilungen anzugreifen; als aber beinahe der größte Theil des Heeres vorübergezogen war, fielen sie plötzlich in Masse auf die letzte, von dem Kaiser selbst geführte Schaar. Ihr Andrang war so heftig, daß Friedrich ganz allein, blos mit seiner Schaar dem zahlreichen Feinde nicht lange hätte widerstehen können; aber sein Sohn Friedrich von Schwaben und der Herzog von Meran und der Markgraf von Baden eilten ihm schnell zu Hülfe, und nun wurden nach langem und hartnäckigem Kampfe die Türken mit einem Verluste von fünftausend Mann, ohne die Gefangenen und vielen Verwundeten zu zählen, in die Flucht geschlagen. Dem Herzog Friedrich von Schwaben, der an der Seite seines Vaters fochte, ward durch den Stein eines türkischen Schleuderers der Helm vom Kopfe geworfen und ein Zahn ihm zerschmettert*). Durch die bisheri-

*) Leider ward der Jubel über diesen Sieg bald in ein allgemeines Wehklagen unter den Christen verwandelt; als man nämlich erfuhr, daß Friedrich von Hussen, ein durch Kühnheit und Tapferkeit und eine ganz ungewöhnliche Körperkraft ausgezeichneter Ritter im Treffen gefallen sey. Wie gewöhnlich war er wieder mitten unter die Feinde gesprengt; aber unglücklicher Weise stürzte sein Pferd, und sogleich machte die Lanze eines Türken

gen Niederlagen einigermaßen gewitziget, ließ jetzt der Sultan dem Kaiser sagen, daß er gegen eine, nicht einmal sehr bedeutende Geldsumme bereit sey, von allen ferneren Feindseligkeiten abzulassen, ihm und seinem Heere freien Durchzug und offenen Markt von Lebensmitteln zu gestatten. Spöttisch antwortete Friedrich: er könne ihnen nicht mehr als einen Silberthaler geben, und auch diesen nur unter der ausdrücklichen Bedingung, daß der Sultan und dessen ganzes Heer denselben unter sich gleichmäßig vertheilen müßten. Friedrichs Heldenseele und die Tapferkeit der Ritter vermochten zwar überall die Feinde, wo diese sich zeigten, sogleich wieder zu zerstreuen, aber der jetzt immer höher steigenden Noth abzuhelfen stand nicht in ihrer Gewalt. Auf das Gebot ihres Sultans hatten die Einwohner des Landes alle ihre Lebensmittel tief verborgen, auch alle ihre Heerden in entfernte Wälder und Gebirgsschluchten gebracht, und wo die Pilger hinkamen, fanden sie nicht die mindeste Erquickung. Der Mangel ward endlich so groß, daß selbst Fürsten und Ritter, um ihr Leben zu erhalten, gezwungen waren, eines ihrer Pferde schlachten zu lassen, was sie jedoch sich nicht oft erlauben durften, da sie bei dem öftern Herabsteigen von steilen Gebirgen schon viele Pferde verloren hatten; kurz, gleiche Noth und gleicher Mangel drückten jetzt den Reichen wie den Armen. Aber bei allen diesen, menschliche Kräfte beinahe übersteigenden Mühseligkeiten, Entbehrungen und Gefahren zeigten die Pilger eine wahrhaft bewundernswürdige Geduld und Ausdauer. Die, welche aus völliger Entkräftung dem Heere nicht

---

Friedrichs Heldenleben ein Ende. Der Kaiser wie das ganze Heer beklagten diesen Verlust, den man, in dem Uebermaß der ersten schmerzhaften Empfindung darüber, für unersetzbar hielt.

überschaueten, regten sich bange Besorgnisse selbst in der Brust des tapfersten Ritters. Dieses entging dem Kaiser nicht. Er berief demnach sogleich alle Fürsten und die vornehmsten Ritter zu einem allgemeinen Kriegsrath in sein Zelt. Alle erschienen; aber alle trugen auch auf ihren blassen und bleichen Gesichtern die sichtbaren Spuren ihrer langen und harten Entbehrungen, und ihre ganze Haltung bewies, daß eine gewisse Niedergeschlagenheit an die Stelle ihres bisher durch nichts zu beugenden Muthes getreten war. Aber nun erhob sich der ehrwürdige Bischof Gottfried von Würzburg, und hielt eine salbungsvolle, alle Zuhörer begeisternde Rede. Er erinnerte sie an die wunderbare Hülfe, die Gott einst so oft den ersten Kreuzfahrern gesandt habe. Er ermahnte sie, in jenem festen, unerschütterlichen Vertrauen auf Gott zu beharren, welches noch nie einen wahren Anbeter Jesu Christi getäuscht hätte; denn, setzte der Bischof hinzu, wenn Christus für uns kämpft, wird ein Christ hundert Ungläubige, und zehn Christen tausend Ungläubige in die Flucht schlagen." Diese Rede machte einen unglaublichen Eindruck auf die Gemüther der Anwesenden; und eben wollte auch der Kaiser noch einige kräftige Worte hinzufügen, als ein Armenier ankam, der in der verflossenen Nacht, um zu den Christen überzugehen, das türkische Heer verlassen, aber den Berathungen der Emirs in dem Zelte ihres Feldherrn beigewohnt hatte. Dieser verkündete nun dem Kaiser und den versammelten Rittern alles, was in dem Kriegsrath der Türken war gesprochen worden, und besonders auch die Warnungen jenes türkischen Officiers, die jedoch völlig unbeachtet an den Ohren Melechs vorüber gegangen wären. Aber bei der Erwähnung jener unüberwindlichen weisen Schaar erkannten der Kaiser und die Ritter sogleich den heiligen Georg; und

als nun auch noch Ludwig von Helfenstein, ein wackerer Ritter von unbescholtenem Rufe, in der Versammlung auftrat, und bei seinem Pilgergelübde betheuerte, jene weiße Schaar einmal selbst gesehen zu haben, auch die Wahrheit seiner Aussage einem Gottesgericht durch glühendes Eisen unterwarf, da fleheten alle Anwesenden in kurzem Gebete, aber mit erhöheter Inbrunst zu dem heiligen Georg um dessen Beistand, und Friedrich gelobte dem Heiligen, daß, wenn er ihm den Sieg über seine zahllosen Feinde von Gott erflehen würde, er, zum dankbaren Andenken an diese Wohlthat, ihm eine prachtvolle Kirche erbauen wolle. Alle Besorgnisse und beängstigende Zweifel waren jetzt auf einmal wieder völlig verschwunden; und in unerschütterlichem Vertrauen auf die Hülfe von Oben, und daher in voller Zuversicht eines nahen Sieges, stimmte nun die ganze Versammlung, nach Sitte der Schwaben, den Kriegsgesang an *).

3. Den ganzen Tag über, weil die Christenheit an demselben das heilige Pfingstfest feierte, blieben die Pilger ruhig, und zwar um so unbesorgter, da, wie man von den Armenier vernommen hatte, auch der türkische Feldherr seinem Heere denselben Tag zur Ruhe bestimmt hatte. Aber gleich am folgenden Morgen, noch lange vor Anbruch desselben, ward von sämmtlichen Bischöfen und allen, bei dem Heere befindlichen Priestern in den, ihnen dazu angewiesenen Zelten das heilige Meßopfer dargebracht und den Pilgern die heilige, Seele und Körper stärkende Eucharistie gereicht. Der Kaiser stellte hierauf das Heer in Schlachtordnung, getheilt in drei

*) Mox omnes similima voce cantum bellicum executerunt de *more Alemannico*.

Abtheilungen, so daß der ersten Abtheilung die zweite und dritte, jedoch nebeneinander, folgten, und das Heer auf diese Art wieder ein Dreieck bildete. Die erstere Abtheilung übergab er den tapfern Bischöfen von Münster und Würzburg; die zweite Abtheilung zur rechten Seite führte er selbst, und die dritte zur linken Seite hatte den unermüdet wachsamen, tapfern Herzog von Schwaben zu ihrem Führer. So geordnet brach das Heer, ungeschreckt durch die Ueberzahl seiner Feinde, auf, um kämpfend seinen Marsch fortzusetzen und mit den Waffen in der Hand mitten durch das feindliche Heer sich seinen Weg zu öffnen. Freilich konnte dieß nicht ohne harten und blutigen Kampf geschehen. Aber als ein kriegskundiger und erfahrener Feldherr griff Friedrich überall mit ganzen Massen an. Das in einer ungeheuern Ausdehnung stehende Heer ward demnach, wie es nicht fehlen konnte, an allen drei Stellen, wo der Angriff geschah, durchbrochen, und die Niederlage des feindlichen Centrums ward endlich vollständig. Nach der eigenen, spätern Angabe der Türken blieben an diesem Tage Zehntausend der Ihrigen auf dem Platze. Selbst ihr Feldherr, der Eidam des Sultans, lief große Gefahr, in die Gefangenschaft der Christen zu gerathen. Ein kräftiger deutscher Ritter war auf ihn angesprengt, und hatte gleich beim ersten Gang ihn mit seiner Lanze aus dem Sattel auf die Erde geschleudert; und Melech würde in diesem Augenblicke Friedrichs Gefangener gewesen seyn, hätten nicht seine Umgebungen ihm eiligst wieder auf ein anderes Pferd geholfen, dessen Schnelligkeit er nun seine Rettung zu danken hatte.

4. Nach diesem harten und heißen Tage, und einem äußerst beschwerlichen, unter beinahe ununter=

brochenem Kampfe bis tief in die Nacht fortgesetzten Marsch, war dennoch das Heer wieder genöthiget, in einer ganz öden, nirgends eine Erfrischung darbietenden Gegend zu lagern. Aus der Erde gegrabene Wurzeln waren schon seit mehreren Tagen die einzige spärliche Nahrung der Pilger, und wenn man allenfalls noch einem Fürsten oder einem der reichsten Ritter des Abends ein Stück nur halb gebratenes und ohne Salz zubereitetes Eselsfleisch vorsetzen konnte, so hielt derselbe es für ein ganz besonderes Festmahl*). Als die Pilger am andern Tage wieder aufbrachen, rief Friedrich den Rittern zu: „Kriegsgefährten! seyd muthig, und werft alle ängstliche Sorgen von Euch, denn nach zwei Tagen lagern wir in den üppigen Gärten des Sultans von Iconium. Von zahllosen türkischen Horden umschwärmt, die jedoch keinen förmlichen Angriff wagten, und nur durch verstellte kleine Angriffe und wildes, brüllendes Geschrei die Pilger zu schrecken und zu beunruhigen suchten, langte das christliche Heer endlich an einem, zwar am Rande etwas sumpfigen, aber weiter davon doch trinkbarem, und von grünem Wasen umgebenen Wasser an. Hier fanden doch die Pferde Futter, und auch die Pilger waren nicht mehr gezwungen, mit dem Blute erwürgter Pferde oder Esel ihren Durst zu löschen. Da das Heer der Erholung bedurfte, so ließ es der Kaiser jetzt zwei Tage in seinem Lager ruhen; aber am dritten brach er wieder auf, und erreichte noch vor Untergang der Sonne die Gärten des Sultans**). Aber nun erschien aber-

*) Aus völligem Mangel an Holz, das man in der ganzen Gegend nirgends finden konnte, mußte man überdieß noch, um eine solche Speise zu bereiten, Kleidungsstücke, alte Sättel und andere Dinge dieser Art verbrennen.

**) Diese äußerst prachtvollen Gärten lagen vor der, durch Mauern, jedoch nicht sehr befestigten, Stadt, und streckten sich mehr als eine Meile weit nach Osten hin.

mals ein Abgeordneter des Feldherrn Melechs vor dem Kaiser, und sprach: „Wenn Ihr dreihundert Centner Goldes, oder für jeden Pilger ein Goldstück zahlet, so sollt Ihr Friede haben, und Ueberfluß an Lebensmitteln.“ — Friedrich antwortete: „Es geziemt nicht meiner Würde, noch ist es auch Sitte der christlichen Ritterschaft, mit Gold oder Silber den Weg zu erkaufen. Unter dem Beistande unseres Gottes, für dessen Ehre wir streiten, werden wir daher morgen mit dem Schwert in der Hand uns einen Weg durch eure Schaaren bahnen.“ — Erstaunt über diese ganz unerwartete Festigkeit des Monarchen verstummte der Abgeordnete einen Augenblick, erwiederte aber dann: „Wenn ich diese Nacht nicht wiederkomme, so erwartet morgen, um die dritte Stunde des Tages, den Angriff unseres ganz zahllosen Heeres; und es wird Euch alsdann reuen, die billigen Vorschläge des Sultans nicht angenommen zu haben.“— Viele in dem Heere waren jetzt unzufrieden über die, dem türkischen Abgeordneten gegebene Antwort; sie murrten über den unbeugsamen Sinn des Kaisers, beschuldigten ihn einer nutzlosen Halsstarrigkeit. — Sobald der türkische Bote sich entfernt hatte, versammelte Friedrich einen Kriegsrath. Aber die Meinungen über das, was jetzt zu thun sey, waren sehr getheilt. Mehrere schlugen vor, unverzüglich aufzubrechen, unbekümmert um das türkische Heer, bei Iconium vorüberzuziehen und in angestrengten Eilmärschen das Gebiet des christlichen, daher befreundeten Fürsten Leo von Armenien zu gewinnen. Dieser Ansicht waren jedoch nur Wenige. Man erwiederte: „Die Staaten des christlich-armenischen Fürsten seyen noch gar zu weit entfernt; der Weg dahin führe durch lauter türkisches Land; der bisherige so große Mangel werde daher fortbestehen und das völlig ausgehungerte, gänzlich erschöpfte und

entkräftete, dabei noch unaufhörlich von der zahlreichen türkischen Reiterei verfolgte und beunruhigte Pilgerheer endlich unter Weges zu Grunde gehen; das einzige Rettungsmittel, hieß es, sey jetzt, sich der Stadt Iconium mit Gewalt zu bemächtigen, deren Eroberung alsdann allem Mangel und aller Noth ein Ende machen würde." Diese Meinung erhielt sogleich den ganzen Beifall des Kaisers. Aber eine große, volkreiche und dabei mit einer zahlreichen Besatzung versehene Stadt im Angesicht eines weit stärkern Feindes zu erobern, schien ungemein schwer, wo nicht ganz unmöglich. Wollte jedoch Friedrich jetzt zuerst mit seiner ganzen vereinten Macht sich auf das ihm gegenüberstehende feindliche Heer werfen, so mußte er befürchten, von der zahlreichen, ebenfalls ein kleines Heer bildenden Besatzung umgangen, und dann zugleich in der Fronte und in dem Rücken angegriffen zu werden. Friedrich beschloß also, beides, die Stadt und das außen stehende Heer, zu gleicher Zeit anzugreifen: unstreitig ein höchst kühnes, gewagtes Unternehmen. Aber vor nichts schreckte Friedrich zurück; denn je größer die Gefahr war, desto höher stieg auch der Muth des ergrauten Helden. Er theilte also sein Heer in zwei Abtheilungen; die eine übergab er seinem Sohne, dem Herzog von Schwaben, mit dem Auftrage gegen Iconium zu ziehen und sich der Stadt im Sturme zu bemächtigen; die Führung der andern, mit der er den Türken eine entscheidende Schlacht liefern wollte, übernahm er selbst. Bevor der Kaiser und der Herzog sich von einander trennten, kamen sie mit einander überein, daß jeder, völlig unbekümmert um den andern, blos mit dem ihm gewordenen Auftrage sich beschäftigen, mithin keiner dem andern, in welcher Gefahr dieser sich auch befinden möchte, zu Hülfe kommen, über-

haupt aus keiner Ursache von dem einmal angefangenen Werke ablassen sollte. Zu dem doppelten Angriff ward der folgende Tag bestimmt, und der Kaiser ließ jeden Pilger, der noch einige Lebensmittel hätte, auffordern, mit seinem Waffenbruder zu theilen, indem morgen sie alle gleich reich seyn würden, entweder in der mit Reichthümern überfüllten Stadt Iconium, oder, geschmückt mit der Märtyrerkrone, in dem Reiche der seligen Freunde Gottes.

5. Aber um so strenger war auch der, am folgenden Morgen von dem Kaiser erlassene Tagsbefehl (l'ordre du jour). Unter Todesstrafe sollte kein Pilger sein Glied oder seine Reihe verlassen, selbst nicht um einem gefallenen oder verwundeten Waffenbruder zu Hülfe zu eilen; auch wenn das Gepäck und das wehrlose Volk von den Türken würden angegriffen werden, müsse man es für heute seinem Schicksale, welches dasselbe auch seyn möchte, unbekümmert überlassen, und kein Ritter sollte es wagen, sich der Vertheidigung desselben zu unterziehen. Als schon beide Abtheilungen, wohlgeordnet, unter den Waffen standen, kamen Abgeordnete des Sultans, und boten dem Kaiser den Frieden an. Friedrich antwortete, daß, so lange sein Ritter Gottfried, der die Gesandten des Sultans nach Philomelum begleitet habe, in Banden läge, an gar keine friedlichen Unterhandlungen zu denken wäre. Auf seines Vaters Gebot setzte sich daher auch der Herzog von Schwaben, ohne noch länger zu zögern, in Bewegung, und zu gleicher Zeit gaben auch in Friedrichs Heerabtheilung alle kriegerischen Hörner das Zeichen zum Angriff. Wie gewöhnlich stürzte der Kaiser an der Spitze seiner Ritter auf den Feind. Aber mit größerer Tapferkeit als je schlugen

sich an diesem Tage die Türken; nach einem zweistündigen hartnäckigen Kampfe standen sie noch immer wie Mauern. Die Christen selbst fingen endlich an zu weichen; von dem Kampfe ermüdet und völlig entmuthiget standen sie da, und zagten, einen neuen Angriff zu wagen *). Selbst dem furchtlosen Kaiser entfuhren einige Worte, die seine inneren Besorgnisse verriethen. Aber plötzlich von neuem Heldenmuthe beseelt, rief er mit donnernder Stimme den Zagenden zu: „Um euer Blut für die Ehre unseres göttlichen Erlösers zu vergießen, habt ihr euer Vaterland verlassen. Jetzt ist es Zeit, euer Gelübde zu erfüllen. Mir nach, brave Gefährten! Christus siegt, Christus herrscht," und mit diesen Worten sprengte Friedrich auf das neue gegen den Feind. Ihm nach alle seine Krieger, in neubelebtem Vertrauen auf die Hülfe von Oben. Aber nicht minder entscheidend war es jetzt noch, daß gerade in demselben Augenblicke Friedrichs ganzes Heer die christlichen, auf den Mauern Iconiums wehenden Fahnen des Kreuzes erblickte. Dieser Anblick machte jeden Ritter, wie jeden gemeinen Soldaten zum Helden. Furchtbar war demnach jetzt ihr Andrang, dem auch die Feinde nicht mehr lange zu widerstehen vermochten. Nach kurzem

*) Den Bischöfen und vielen andern Geistlichen war aller Muth schon so völlig entfallen, daß sie, in der ängstlichen Voraussetzung: die Schlacht sey unwiederbringlich verloren, sogar ihre Stolen anlegten und sich dem Märtyrerthum einweiheten, das ihnen nun jetzt unverzüglich aus den Händen der Ungläubigen zu Theil werden würde. — Furcht lähmt und tödtet alle Kräfte des Geistes wie des Körpers; und der Furchtsame geräth in Verzweifelung und hält Alles für verloren, wo der Furchtlose, mithin Besonnene, noch eine Menge Rettungsmittel entdeckt, und daher nur desto kühner der ihm drohenden Gefahr in das Auge blickt.

Kampfe wurden die Türken zurückgeworfen, endlich völlig geschlagen und nach allen Seiten zerstreut. Fiedrichs Sieg war nun vollständig, und die Niederlage der Türken um so blutiger, je hartnäckiger der Widerstand war, den sie an diesem Tage geleistet hatten. — Indessen hatte auch der Herzog von Schwaben die ihm zu Theil gewordene Aufgabe siegreich gelößt. Obgleich der, durch den in der verflossenen Nacht so gewaltig herabströmenden Regen völlig erweichte Boden der Ritter gewöhnliches, dem Feinde so furchtbares Ansprengen in geschlossener Masse nicht erlaubte, so erschlugen sie doch in einzelnen Zweikämpfen viele Türken, und trieben sie nach und nach immer weiter zurück. Aber auch die christlichen Bogenschützen erkletterten indessen die Mauern der Gärten, und tödteten und verjagten um so leichter die hinter denselben versteckten Türken, da jetzt, der Nähe wegen, keiner ihrer Pfeile seine Wirkung verfehlte. Aber erst recht hart und blutig ward der Kampf vor dem Stadtthore, zu welchem nur ein äußerst schmaler Weg zwischen den Gartenmauern führte. Hier leisteten die Feinde einen ganz unerwarteten Widerstand; die Christen wurden sogar von ihnen eine gute Strecke weit wieder zurückgetrieben. Als aber jetzt Herzog Friedrich seine strafende, die Pilger an ihr Gelübde erinnernde Stimme hören ließ, ermannten sie sich auf das neue, und griffen, um ihren Fehler wieder gut zu machen, nur um so heftiger und wüthender die Türken an, und drangen endlich auch, nach sechsstündigem Kampfe, um die neunte Stunde des Tages mit den fliehenden Türken zugleich in die Stadt. Aber schrecklich wüthete jetzt leider wieder das Schwert der Kreuzfahrer selbst unter den wehrlosen Einwohnern der Stadt; keinem, wie viel Gold er auch bieten mochte, ward das Leben geschenkt, und ohne

Unterschied des Alters oder des Geschlechtes, Frauen wie Männer, Greise und Kinder erbarmungslos erwürgt. Unermeßlich war die Beute, die an Gold, Silber und andern Kostbarkeiten den Pilgern in die Hände fiel. In dem Palaste Melech's fand man noch den ganzen, auf zwölftausend Mark Silbers geschätzten Brautschatz, welchen der Sultan seiner Tochter gegeben, und in dem Palaste des Malekschah, Sohnes des Sultans, alle die nicht minder bedeutenden Geldsummen, welche Saladin, um damit Miethtruppen gegen das Pilgerheer anzuwerben, von Damascus nach Iconium geschickt hatte. Nicht minder für die Kreuzfahrer erfreulich, vielleicht für den Augenblick selbst noch erfreulicher, als alles erbeutete Gold und Geld, war für die Sieger die übergroße Anzahl von Pferden, Maulthieren und Eseln, in deren Besitze sie jetzt kamen, wie auch die ganz ungeheuern Quantitäten an Wein, Oel, Korn, kostbaren Gartenerzeugnissen und andern, blos der Ueppigkeit und Gaumlust dienenden Vorräthen. Aber rührend und jedes Herz ergreifend war der Augenblick, als Friedrich nach gewonnener Schlacht, und sein Sohn, der Herzog von Schwaben, nach Eroberung der Stadt, auf einander zueilten, und sich gegenseitig in die Arme fielen. Jeder hatte sich an diesem Tage mit unverwelklichen Lorbern gekrönt, und seinem Namen die Unsterblichkeit gewonnen. Aber das erste, was jetzt der Kaiser verordnete, war ein, gleich an dem folgenden Tage, mit allen Feierlichkeiten, die unter den gegenwärtigen Umständen nur möglich waren, zu haltendes Dankfest; dieses konnte zwar jetzt die, in christlichen Ländern gewöhnliche äußere Pracht nicht umgeben; aber es war ein desto reinerer, und gewiß auch Gott gefälligerer Erguß des Herzens; denn alle die zahllosen Anwesenden, indem sie sich jetzt

der vielen, ihnen von Gott erzeigten Wohlthaten, und oft wunderbaren Rettungen aus den größten Gefahren erinnerten, zerflossen sämmtlich in Thränen des Dankes gegen Gott und dessen Heilige*).

6. Drei Tage blieben die Pilger in der eroberten Stadt. Was der Kaiser am Morgen der Schlacht zu seinem Heere gesprochen hatte, ging nun in Erfüllung. Alle waren jetzt gleich reich, das heißt, alle schwammen jetzt in gleichem Ueberfluß und gleichem Jubel, und alle wurden für die, seit vierzig Tagen ausgestandenen Mühseligkeiten und Entbehrungen in überflüssender Maßen entschädiget. Der Sultan hatte anfänglich von einem Thurme seines Palastes herab dem Gefechte zugesehen, aber bei wachsender Gefahr sich mit seinem Sohne Malekschah auf die, in der Stadt auf einer Anhöhe liegende Burg geflüchtet; dahin waren ihm auch die vornehmsten und reichsten der Einwohner mit allen ihren Kostbarkeiten gefolgt. Da er aber wohl einsah, daß er auf der zerfallenen Burg sich nicht lange würde halten können, so sandte er gleich am folgenden Tage Abgeordnete an den Kaiser, ließ sich entschuldigen, daß er, als ein alter Mann, gegen seine Neigung von jungen und unverständigen Rathgebern zum Kriege wäre genöthiget worden. Er bat daher um Frieden, und überließ die Bedingungen desselben ganz der Willkühr des Kaisers, so wie auch die Zahl und Wahl der zu stellenden Geißeln, nur

*) Gewiß und zwar ganz vorzüglich gegen jene Hochbegnadigte, welche unsere heilige Kirche von jeher als die a Deo supra omnes choros Angelorum, et omnes Sanctos et Sanctos dei exaltata, *gloriosa* Regina coeli et mundi verehrte, und bis an das Ende der Welt mit frommem, kindlichem, vertrauungsvollem Herzen verehren wird.

dürfte unter diesen sein eigener Sohn Malekschah nicht begriffen seyn. Friedrich machte anfänglich diesen Gesandten einige Vorwürfe über die Treulosigkeit des Sultans, und besonders über die Wuth seines Feldherrn, des Melechs, der, gleich einem grimmigen Löwen, das ganze Heer der Christen hätte erwürgen mögen; setzte aber hierauf freundlich hinzu: „daß, wenn es einem römischen Kaiser gezieme, seine und der Christenheit Feinde zu demüthigen, es auch auf der andern Seite seine Würde erfordere, gegen die Ueberwundenen sich erbarmend und nachsichtsvoll zu erweisen." Auf diese friedliche Aeußerung des Kaisers kam nun auch bald der Friede zu Stande. Friedrich verlangte nur Billiges, nämlich ungestörten Durchzug durch das türkische Land, von den Einwohnern dieselbe freundliche Behandlung der Pilger, freien Markt an Lebensmitteln zu wohlfeilen Preisen, und endlich nebst einigen Wegweisern zwölf Geißeln aus den vornehmsten Staatsbeamten des Sultans. Gerne nahm Kislidge-Arslan diese Bedingungen an, unterzeichnete mit frohem und erleichtertem Herzen den geschlossenen Vertrag, und schickte hierauf dem Kaiser, so wie Melech dem Herzog von Schwaben, kostbare Geschenke. Nach geschlossenem Frieden verließen die Pilger wieder Iconium und lagerten in den schönen, vor der Stadt gelegenen, dem Sultan gehörigen Gärten, deren kostbare Früchte sie in der gegenwärtigen Jahreszeit (man war im Monate Junius) ungemein labten und erquickten. Noch fünf Tage ruheten jetzt die Kreuzfahrer in ihrem Lager. Da aber der Kaiser und dessen sämmtliche Krieger nichts sehnlicher wünschten, als ihren großen Zweck so viel möglich zu beschleunigen, so brach Friedrich am sechsten Tage mit seinem, mit jedem Bedarf reichlich versehenen Heere von Iconium nach den südlichern Gegenden auf.

7. Auf den Rath des Sultans und mehrerer des Landes kundiger Türken nahm der Kaiser den Weg nach Antiochien über Seleucia, Tarsus und Mopsuesta. Trotz dem zu Stande gekommenen Frieden ward dennoch das Heer auf seinem Zuge noch öfters von herumschwärmenden türkischen Horden beunruhiget und belästiget, im Ganzen genommen doch wenig oder gar nicht beschädiget; worauf jedoch, als Erwiederung dieser widerrechtlich fortgesetzten Feindseligkeiten, die von Iconium mitgenommenen Geiseln von jetzt an in engern und strengern Gewahrsam gebracht wurden*). Nach einem viertägigen Marsch erreichte das Heer endlich Larenda, die Grenzstadt des türkischen Reiches. Auch bei Larenda ruheten die Pilger einige Tage; als sie aber hierauf wieder aufbrachen, betraten sie, nach einem kurzen Marsch von kaum einer Stunde, das Gebiet des christlich-armenischen Fürsten Leo, und hatten nun die überschwengliche Freude, an allen Wegen und auf allen Feldmarken der Dörfer und Flecken das aufgerichtete, triumphirende Zeichen des Kreuzes wieder zu sehen, dessen beseligenden Anblickes sie schon so lange Zeit hatten entbehren müssen. Aber bei allem dem fanden die Pilger in dem christlichen Lande noch lange nicht alle jene Erleichterungen, welche sie darin zu finden gehofft hatten. Zwar wurden sie mit Lebensmitteln reichlich versorgt, auch kam ein mächtiger Armenier, Burgherr des Schlosses Sibilla, dem Kaiser entgegen, und erwies ihm die größten Ehrenbezeugungen, und endlich langten auch Gesandten des armenischen Fürsten Leo an, und versicherten den

*) Sie wurden sogar, als man an den Grenzen des türkischen Landes angekommen war, noch nicht entlassen, sondern als Gefangene bis nach Antiochien geführt, wo sie erst wieder ihre Freiheit und die Erlaubniß, nach Iconium zurückzukehren, erhielten.

Kaiser der Bereitwilligkeit ihres Herrn zu Allem, was er für sein Heer verlangen würde. Aber dafür war der Weg, der nach Seleucia führte, desto beschwerlicher und gefahrvoller; und auch die Beschreibung, welche die armenischen Gesandten von den ungemeinen Beschwerlichkeiten des ferneren Weges machten, war äußerst abschreckend; da aber der Kaiser vermuthete, daß diese Nachrichten der Armenier sehr übertrieben seyn könnten, nur um ihn zu bewegen, das armenische Land zu verlassen, und seinen Zug durch das Gebiet des Sultans von Iconium fortzusetzen; so machten sie auch keinen allzugroßen Eindruck auf ihn, obgleich er, um sein Heer nicht zu entmuthigen, sie geheim hielt. Indessen hatten die armenischen Gesandten ihn nicht getäuscht. Die Wege gingen über furchtbare, steile, von jähen Abgründen umgebene Berge. Auf den schmalen Pfaden mußten oft die Pilger sich von einander trennen, und einzeln, ein jeder so gut er konnte, die steilen Höhen zu erklettern suchen. Aber je tiefer jetzt das Heer in die Gebirge eindrang, je sparsamer wurden auch die Lieferungen an Lebensmitteln. Endlich hörten diese ganz auf, indem die kleinen armenischen Fürsten, die in diesen Gegenden hausten, aus Furcht vor Saladins Macht, es nicht wagten, einem Heere Beistand zu leisten, das in der Absicht, den mächtigen Sultan zu bekriegen, nach Syrien zöge. Zudem standen diese kleinen Despoten mit Saladin in sehr gutem Einverständnisse, und gaben ihm daher auch sehr genaue Nachrichten von dem Zustande des Pilgerheeres*). Die Be-

*) Merkwürdig ist der an Saladin von Bargregorius, ebenfalls eines kleinen armenischen Fürsten erlassene Bericht. Am Ende desselben macht der Armenier von den Pilgern folgende Beschreibung. „Diese Leute (die Pilger) sind sehr verschiedener Art, nur nicht in ihrem

schwerlichkeiten des Weges über so viele hohe Gebirge wurden nun immer unerträglicher für ein Heer, in welchem die Zahl der Kranken und völlig Entkräfteten mit jedem Tage zunahm; daher die Pilger, als sie in einer wasserreichen Gegend ankamen, und hier wenigstens Futter für ihre Pferde, aber auch sonst weiter nichts fanden, dennoch einige Tage an diesem Orte ruheten. Aber der bisher schon so oft eingetretene Wechsel von Ueberfluß und gänzlichem Mangel stellte auch hier sich wieder ein; und mehrere Tage hindurch hatten Bischöfe und Fürsten, Ritter und Gemeine nur spärlich aus der Erde gegrabene Wurzeln zu ihrer einzigen Nahrung. Nach einem Marsch von vier Tagen, auf welchem das Heer auf einmal in der Nacht von heftigen, mit

---

kräftigen Streben, und dem Eifer in Erreichung ihres Zweckes; auch ist unter ihnen eine sehr strenge Zucht, so daß, wer bei ihnen ein Verbrechen begeht, ohne Rede und Antwort wie ein Schaf abgeschlachtet wird. Als einst einer ihrer Vornehmern gegen einen Knecht groß gefrevelt und ihn beinahe todtgeschlagen hatte, traten die Priester zum Gericht zusammen, verdammten den Frevler einmüthig zum Tode, und der Kaiser, obgleich viele Fürbitten für denselben eingelegt wurden, gab diesen kein Gehör, und ließ den Verurtheilten hinrichten. Der Wollust sind sie völlig fremd, und der, welcher sich ihr ergibt, wird von ihnen verachtet, gehaßt, ja bisweilen sogar hart bestraft. Die Ursache dieser Strenge ist ihre große Betrübniß über den Verlust der Stadt Jerusalem. Viele haben, wie mir gesagt worden, sogar, als eine sich selbst auferlegte Buße, keine Kleider getragen, und den eisernen Harnisch sich auf den bloßen Leib angelegt, bis endlich ihre Vorgesetzten es mißbilliget, und ihnen verboten hatten. Ihre Tapferkeit ist unwiderstehlich, aber noch bewundernswürdiger ihre Ausdauer in der Arbeit, in Trübsal, und jeder Art selbst des härtesten Ungemachs. So viel meldet gegenwärtig der Sclave, und was sich noch in der Zukunft ereignen sollte, wird er, so Gott will, ebenfalls melden."

einem gewaltigen Geräusch verbundenen Erdstößen nicht wenig geschreckt ward, und nachdem es noch den letzten, kaum zu erglimmenden Berg, längs furchtbaren Abgründen, mit der größten Lebensgefahr überstiegen hatte, langte es endlich bei der, an dem Fuße desselben in einer fruchtbaren Ebene gelegenen Stadt Seleucia an. Der bisherige Mangel verwandelte sich jetzt auf einmal wieder in Ueberfluß; denn die Fruchtbarkeit der Landschaft befriedigte alle Bedürfnisse der Pilger. Mit frohem Muthe schlugen sie also hier ihr Lager auf, in welchem sie, während einer von dem Kaiser ihnen gegönnten viertägigen Ruhe, für alle, seit dem Aufbruch von Larenda bis hieher erduldeten Mühseligkeiten sich vollkommen entschädigten. Unter dem Heere herrschte lauter Jubel; es stand jetzt an dem Ziele seiner großen Bestrebungen; denn alle Feinde waren besiegt, alle Beschwerlichkeiten und Hindernisse, welche unersteigliche Berge und furchtbare Abgründe ihm entgegen gesetzt hatten, waren überwunden; der Weg nach Antiochien stand offen, und Aegypten und ganz Vorderasien waren voll von Friedrichs Name, Ruhm und Siegen. Selbst dem großen Saladin bangte es jetzt vor der, ihm immer mehr nahenden Gefahr, und voll ängstlicher Besorgnisse ließ er dem Kaiser entbieten: „er möchte mit Zuziehung seiner Fürsten selbst bestimmen, was er, Saladin, von dem Lande der Christen in Palästina und Syrien rechtmäßig besäße.“ Selbst die Pilger, die am mäßigsten in ihren Hoffnungen waren, sahen jetzt schon in ganz naher Perspective, wie Jerusalems Thore sich öffneten und die frommen Kreuzfahrer in ihre Stadt aufnahmen *).

*) Ueber der Eroberung Jerusalems konnte jetzt offenbar auch nicht der mindeste Zweifel mehr schweben. War Saladin von dem kranken Könige Balduin, mit einem an Zahl nur schwachen Heere, bei Ramla so völlig ge-

8. Aber nun erschien der, für die ganze Christenheit so verhängnißvolle, unglückliche zehnte Junius des Jahres 1190. Am Morgen desselben brach der Kaiser mit seinem Heere vor Seleucia auf. Dasselbe mußte, als es kaum seinen Marsch angetreten hatte, über den Fluß Kalykadnus setzen. Aber nur eine sehr schmale Brücke führte über den Strom. Wie gewöhnlich führte der Herzog von Schwaben wieder die vordersten, der Kaiser die hintersten Schaaren. Das Heer war noch nicht lange in Bewegung, als schon an der Brücke, wahrscheinlich durch das Gepäcke, eine Stockung entstand. Ungeduldig über diese Zögerung, und in der Besorgniß, daß an der Spitze der Colonne vielleicht irgend ein Hinderniß das Vorrücken derselben unterbreche, entschloß sich der Kaiser sogleich, den Strom zu durchschwimmen. Seine Begleiter warnten ihn zwar vor dem unbekannten Wasser; aber furchtlos wie immer, und jede Warnung verachtend, sprengte Friedrich mit seinem Pferde in den Fluß. Aber Friedrichs jugendlichem Muthe entsprach nicht mehr die-

---

schlagen worden, daß er seine Errettung und Erhaltung nur einem Wunder seines Propheten zuschrieb, um wie viel weniger hätte er jetzt dem viel zahlreichern, an Sieg gewöhnten, in den blutigsten Kämpfen erstarkten, und jetzt von einer großen und heiligen Idee völlig begeisterten Heere Friedrichs widerstehen können. Besonders da wenige Monate darauf auch die nicht minder zahlreichen Armeen der französischen und englischen Pilger in dem Orient anlangten, und Saladin alsdann sich von drei gleich starken, die Orientalen an Tapferkeit und Körperkraft weit übertreffenden abendländischen Heeren sich angegriffen gesehen haben würde. Hätte Kaiser Friedrich nicht in den Wellen des Kalykadnus seinen Tod gefunden, so würde damals unstreitig Europa dem viel größern und weit mehr bevölkerten Asien Gesetze vorgeschrieben haben.

selbe jugendliche Kraft. Der reissende Strom ward seiner mächtig, riß ihn unaufhaltsam mit sich fort; zwar eilte man so schnell als möglich zu seiner Rettung herbei, aber leider kam dennoch die Hülfe zu spät; und die Herbeigeeilten zogen nicht mehr den großen Kaiser, sondern blos dessen Leiche aus dem Wasser an das nächstgelegene Ufer. Die Bestürzung des Heeres über den so plötzlichen und unvermutheten Tod des Kaisers grenzte an Verzweiflung. Friedrich war die einzige, alles belebende Seele; und des Heeres ganze Kraft bestand blos in der großen Persönlichkeit seines Kaisers. Aber dieser war jetzt nicht mehr; und nur zu bald entwich nun auch Muth und Zuversicht aus den Gemüthern der Kreuzfahrer. Viele Tausende, der größte Theil der Pilger, wurden sogar ihrem Gelübde untreu, oder glaubten, durch ihre bisherigen Kämpfe gegen die Ungläubigen und ihre vielen erduldeten Mühseligkeiten, demselben hinreichend Genüge geleistet zu haben; verließen daher das Heer und kehrten nach dem Abendlande zurück. Die Uebrigen erkannten zwar den Herzog Friedrich von Schwaben als ihren Anführer an, auch die Ritter leisteten ihm den Eid der Treue und des Gehorsams, und durch ungemein kluges Benehmen gegen Leo, den mächtigsten Fürsten Armeniens, zeigte er sich sogleich des in ihn gesetzten Vertrauens vollkommen würdig. Leo war schon auf dem Wege zu dem Kaiser, setzte jedoch, sobald er dessen Tod erfuhr, seine Reise nicht fort, sondern eilte auf eine seiner festesten Burgen, fest entschlossen, in Rücksicht auf Saladins Macht, die ihm jetzt nach dem Tode des Kaisers erst recht furchtbar zu werden anfing, eine feindliche Stellung gegen die Pilger anzunehmen. Mehr durch freundliches Zureden und schmeichelnde Worte, als durch Drohungen wußte jedoch der Herzog den armenischen Fürsten

von allen Feindseligkeiten abzuhalten. Leo blieb dem, mit dem verstorbenen Kaiser geschlossenen Vertrage treu, und der freie Markt von Lebensmitteln, das Einzige, was die Pilger von dem Armenier verlangten, ward ihnen nicht entzogen. Aber in Korku, einer nicht sehr ferne von Seleucia an dem Meere gelegenen Stadt, angekommen, trennten sich auf das neue die Pilger, zu vielen Tausenden, von dem Heere, bestiegen alle dort vor Anker liegenden Schiffe und segelten nach dem Hafen von Antiochien. Auch der Herzog kam nach sechs Tagen in dieser Stadt an. Aber die Schaar, die jetzt noch dem Panier des Herzogs folgte, bestand kaum aus tausend, höchstens zweitausend Mann. Seit dem Tode des Kaisers hatten sich die Pilger nach allen Seiten zerstreut, viele sogar, aus Geldmangel, ihre Waffen und Rüstung verkauft, um ungesäumt in ihre Heimath wieder zurückkehren zu können. Des Herzogs erstes und trauriges Geschäft in Antiochien war es jetzt, dem entseelten Leichnam seines erhabenen Vaters in der Hauptkirche vor dem, dem heiligen Petrus geweiheten Altar, eine Grabstätte bereiten und mit allen Trauerfeierlichkeiten der Kirche beerdigen zu lassen. Obgleich die Streitkräfte, über die Friedrich von Schwaben noch zu gebieten hatte, wenig bedeutend waren, so gönnte er sich doch auch in der, obgleich so sehr dazu einladenden Stadt Antiochia, keine Ruhe. Da die syrischen Christen, weil jetzt im Kriege mit Saladin, die Festung Akkon belagerten, so eilte er ihnen zu Hülfe, stritt tapfer und ritterlich, stiftete noch im November des Jahres 1190 den nachher so berühmt gewordenen deutschen Orden *),

*) Von Gründung des deutschen Ordens und dessen fernern Schicksalen wird zu seiner Zeit, und dem dazu geeigneten Ort noch umständlichere Rede seyn.

ward aber gleich darauf schon im Anfange des folgenden Jahres, nämlich am 20. Januar, von einer tödtlichen Krankheit ergriffen, und folgte nun ebenfalls nach einer kurzen, kaum viertägigen Krankheit, seinem großen Vater in das Grab: jenem so ruhmvoll ausgezeichneten Kaiser, dessen Gleichen nach ihm Deutschland nie mehr sah.

9. So war nun auch der, unter so glücklichen Umständen und den vielverheißendsten Aussichten unternommene, mit so vieler Weisheit und Klugheit geordnete, und von den Grenzen Ungarns bis an die Ufer des Kalykadnus durch so viele Siege verherrlichte, dritte Kreuzzug der Deutschen abermals gescheitert. Sichtbar hatte die Hand der Vorsehung Friedrich und dessen Heer aus zahllosen Gefahren wunderbar gerettet, über Meere und reißende Ströme, durch undurchdringliche Wälder und Einöden, und über unersteigbare Gebirge gleichsam bis vor die Mauern von Jerusalem geführt. Allen menschlichen Ansichten, und aller menschlichen Berechnung nach waren die Thore der heiligen Stadt nun schon so gut wie den Christen geöffnet, und doch war es jetzt blos die Hand der Allmacht, die auch nur allein es vermochte, welche Jerusalems, den frommen Kreuzfahrern schon geöffneten Thore plötzlich und ganz unerwartet auf immer wieder verschloß, und das heilige Grab, und alle andern, durch die wunderbarsten Gnadenerweisungen Gottes so sehr geheiligten Oerter dem fernern entweihenden Besitze der Ungläubigen überließ. Beten wir in Demuth, ohne sie ergründen zu wollen, die unsern Augen verhüllten, gerechten Gerichte Gottes an. Aber gewiß lagen nicht, wie jetzt so oft und so anmaßungsvoll behauptet wird, in den Versuchen der Abendländer, das gelobte Land für die Christenheit

wieder zu gewinnen, ganz unüberwindliche Hindernisse; und gewiß waren die Kreuzzüge kein, blos auf täuschenden Illusionen beruhendes, unausführbares Unternehmen. Wer die Geschichte der Kreuzzüge mit Aufmerksamkeit liest, wird sich leicht von dem Gegentheil überzeugen. Wohl aber lag es, und zwar beinahe ganz unumwölkt, in dem gerechten Rathschluß Gottes, daß die Christen, die durch eine, beinahe hundertjährige, Christum und das Christenthum schändende, scandalöse Aufführung in Palästina, diese große Wohlthat verscherzt hatten, nun für immer von der heiligen Stätte verbannt seyn, und diese fortan blos im Bewußtseyn der Schuld ihrer Väter, mithin im Geiste der Buße und der Demuth, als fromme Pilger besuchen sollten; und zwar so lange, bis endlich ganz Israel eingegangen seyn, und Denjenigen, Den es einst erschlug, nun als seinen Gott und Erlöser anbeten, und ihm alsdann auch das, schon seit zweitausend Jahren entzogene Erbe seiner Väter, sammt der Stadt Davids, dem Sitze eines großen Königes, zurückgegeben seyn wird. (Obschon es überflüßig zu seyn scheint, wollen wir doch auch hier in der Kürze bemerken, daß Christus selbst in dem Evangelium Jerusalem den Sitz eines großen Königes nennt, worunter, zu Folge des Zustandes des jüdischen Staates in jener Zeit, offenbar nur Gott selbst verstanden werden konnte.)

10. Uebrigens war doch dieser Kreuzzug für die Deutschen nichts weniger als völlig fruchtlos. Durch ihre, an das Wunderbare grenzenden Thaten bedeckten sie sich mit unsterblichem Ruhme; ihre Mannhaftigkeit, ihre Riesenkraft, ihre heldenmäßige Ausdauer in Ertragung der härtesten Entbehrungen und Mühseligkeiten wurden für einen großen Theil des

Orients ein Gegenstand eben so gerechter als allgemeiner Bewunderung; so wie sie sowohl durch ihr streng-sittliches als auch kriegerisches, nie das Völkerrecht verletzendes Betragen, das schmachvolle Andenken an die Gräuel der früheren Kreuzfahrer größtentheils wieder tilgten; und endlich setzte auch Friedrichs thatenreichem Leben dieser Kreuzzug die Krone auf. Zwar ist jenes nichts weniger als von großen und schweren Vorwürfen frei; denn durch den größesten Theil desselben verfolgte Friedrich blos das leere, aber seinem Stolze so sehr schmeichelnde Phantom einer Universalherrschaft, und beging, obgleich von Natur aus mild und gerechtigkeitsliebend, doch oft große Härten und manche Ungerechtigkeit. Um unter den Völkern Italiens jedes Gefühl einer wahren, der menschlichen Würde entsprechenden Freiheit zu erdrücken und zu ersticken, und freie Bürger in unfreie Knechte zu verwandeln, vernachläßigte er beinahe völlig das vaterländische Reich, betrachtete Deutschland blos als eine Nebensache, oder nur als ein Piedestal, auf welchem er zu seiner eingebildeten Höhe emporsteigen könnte. Durch das, blos durch seine Herrschsucht und seine maßlosen Bestrebungen nach unbegrenzter Herrschaft herbeigeführte Schisma verwirrte und betrübte er die Kirche des lebendigen Sohnes Gottes, setzte sie viele Jahre in Trauer und schwere Bekümmerniß, widerstand offenbar oft hartnäckig seiner eigenen bessern Ueberzeugung, ängstigte unaufhörlich zahllose Gewissen, befleckte aber dadurch auch nur um so mehr das seinige, verscheuchte viele Jahre lang aus den Gemüthern der Völker Italiens und Deutschlands jenen wahren Frieden, den nur Gott und dessen heilige Kirche zu geben vermögen, und ward aus einem von ihr selbst großgezogenen Sohne einer ihrer hartnäckigsten Feinde, verfolgte mit unbeug-

samer Härte, besonders in Deutschland, ihre Erzbi-
schöfe und Bischöfe, jagte sie aus ihren Kirchen,
beraubte sie des Ihrigen, trieb selbst einige davon
in das Elend; und indem er durch seine Anhänger,
die er durch zeitliche Vortheile oder durch Furcht
vor deren Verlust für sich gewonnen, aber eben
dadurch ihre Seelen desto schrecklicher befleckt hatte,
andere Erzbischöfe und Bischöfe wählen ließ, brachte
er in alle Kirchen leidenschaftliche Parteiung, är-
gerliches Schisma, Verwirrung, Bekümmerniß und
Elend jeder Art, und hatte dennoch am Ende die
Demüthigung, sehen zu müssen, wie das von ihm
durch eine Reihe von Frevel seinem Stolze aufge-
führte Gebäude auf einmal wieder unter seinen Au-
gen zusammenstürzt, und ihn blos der Reue über-
läßt, im Dienste eines undulirenden Trugbildes
so viele Jahre hindurch seine besten Kräfte frucht-
los verschwendet zu haben. Aber ganz anders er-
scheint Friedrich in dem letzten Acte seines eben so
rastlosen als geräuschvollen Lebens. Hier erblicken
wir ihn umstrahlt von dem ganzen Glanze der selten-
sten und schönsten Tugenden eines weisen Monarchen
und wahrhaft christlichen Helden. Im unerschütterli-
chen Vertrauen auf Gott, und bewaffnet mit dem Schil-
de des Glaubens, verläßt er Alles, was nur immer
den Menschen, und besonders den Beherrscher so
vieler Völker, an die Welt zu fesseln vermag, geht
bei schon sehr weit vorgerücktem Alter den größten
Gefahren, Sorgen, Kämpfen, Mühseligkeiten und
Entbehrungen entgegen, erweißt sich als einen der
ausgezeichnetsten, nicht nur kriegskundigen, sondern
auch persönlich tapfern Feldherrn, ist der Vater sei-
nes Heeres, Feind aller Gewaltthätigkeit und Arg-
list, ein milder, sogar die Leiden seiner erbittertsten
Feinde, wo er nur immer kann, lindernder Menschen-
freund, der selbst unter dem betäubenden Geräusche

der Waffen und dem wilden Siegesgeschrei seines Heeres nie sein Ohr der Stimme der Menschheit verschließt, der, nur begeistert von einer einzigen, aber großen und heiligen Idee, nämlich jener, das Christenthum in dem Lande, wo dessen heilige Quelle entsprang, wieder einzuführen und zu befestigen, nichts für sich verlangt, weder nach Reichthum noch nach vermehrtem Länderbesitze, und noch viel weniger nach dem eiteln Schall eines leeren Nachruhms strebt, sondern, erglüht von Eifer für die Ehre seines göttlichen Erlösers, diesem ganz allein sein Leben zum Opfer darbringt. Nicht der ist groß, den die Natur mit großen Anlagen, Fähigkeiten und ungewöhnlichen Kräften ausgerüstet hat; sondern nur der, welcher solche außerordentliche Naturgaben auch zur Verherrlichung Gottes, und zum Heil und zur Beglückung der Menschheit verwendet; also blos von dem Augenblicke an, wo er mit seinem Heere nach dem Orient aufbricht, bis zu jener verhängnißvollen Stunde, wo er in den Fluthen des Kalykadnus sein Leben endet, ist Friedrich wahrhaft groß. Ein belehrendes Beispiel für alle künftigen Weltenstürmer, deren die Welt einige Zeit mit Geräusch und Rauch erfüllendes Leben nur in den Augen des Pöbels jeder Klasse ein Gegenstand der Bewunderung seyn kann; in den Augen Gottes aber nicht den mindesten Werth hat, und endlich auch nicht einmal die Prüfung einer natürlichen, noch nicht durch Stolz und Selbstsucht verfinsterten Vernunft bestehen kann*).

*) In Europa ist zwar, wegen dessen physischer wie moralischer Beschaffenheit, und der auf gleicher Stufe stehenden Cultur seiner Völker, und deren materiellen wie geistigen Kräfte, ein sogenannter Welteroberer eine höchst seltene, selbst an das Unmögliche grenzende Erscheinung; aber demungeachtet ist sie dennoch, vor noch

nicht sehr langer Zeit auch uns geworden. Aber wie bald stürzte das Riesengebäude, nach einer kurzen Dauer von kaum zehn oder eilf Jahren, unter den Augen seines Gründers wieder zusammen; und wie schnell verschwanden mit seinem Tode auch alle seine Mitarbeiter, Gehülfen, Meister und Handlanger. Eine ungleich größere Anzahl solcher, mit Recht sogenannter Weltenstürmer führt die Geschichte des Orients unsern Augen vorüber; wir nennen hier nur einige der Furchtbarsten, einen Attila, Chengis-Khan, Timurlink rc. Aber auch diese ihre Reiche lösten sich stets gleich nach ihrem Tode wieder auf; und außer dem Lärmen, den sie in der Welt gemacht, und den convulsivischen Erschütterungen, in welche sie oft mehr als einen ganzen Welttheil gestürzt hatten, verschwanden sie selbst ganz spurlos von der Erde, ohne irgend ein Denkmal großer, herzerhebender Rückerinnerungen hinterlassen zu haben. War auch vielleicht Napoleons Leben für unsere Zeit nicht sehr heilbringend, so möchte es doch einst noch an Lehren und Wahrheiten desto fruchtbarer werden; besonders wenn es Gott gefallen sollte, einmal wieder einen ähnlichen, aber mehr in den Plan göttlicher Vorsehung eingehenden, und in demselben wirkenden Helden zu wecken, um die immer wilder und verderblicher unter einander und gegen einander fluthenden Kräfte einer dämonisch bewegten Welt zu bändigen, und nach der schrecklichen, jetzt herrschenden, chaotischen Verwirrung endlich einmal Ruhe, Harmonie und Einheit auf Gottes schöner Erde wieder herzustellen. Möchte doch, ehe es vielleicht zu spät seyn könnte, des seligen Pater Holzhausens geweissagter *Dux fortis* an der Hand einer, über ihm waltenden und ihn leitenden Vorsehung unter uns erscheinen!

11. Zu der Zeit, als Herzog Friedrich von Schwaben mit den schwachen Trümmern des deutschen Pilgerheeres in Antiochien ankam, und die syrischen Christen fruchtlos vor der Festung Akkon lagen, rüsteten sich auch im Abendlande die französischen und englischen Kreuzfahrer zu ihrem bal-

digen Aufbruch nach dem Orient, und schon aus allen Gegenden strömten zahlreiche Pilgerschaaren nach den ihnen angewiesenen Sammelplätzen, und da jetzt alle Hindernisse beseitiget und alle Höhen und Tiefen der Politik ausgeglichen und geebnet waren; so wollte man nur noch die ersten Tage des Frühjahres erwarten, um dann sogleich die wenig gefahrvolle Meerfahrt zu beginnen und nach den Küsten von Syrien zu segeln. Es ist einleuchtend, daß die Anführer der beiden Heere, die Könige Philipp August und Richard, ihrem Feldzuge in dem Orient keinen festen, alle von der Natur und menschlichen Verhältnissen ihnen sich darbietenden Vortheile wie Nachtheile genau berechnenden Plan zum Grunde legen konnten, bevor sie nicht den Zustand der abendländisch christlichen Fürstenthümer, der Mittel und Kräfte der sie beherrschenden Fürsten und deren gegenseitigen Verhältnisse, und höchst verschiedenen, einander mannichfaltig durchkreuzenden Zwecke und Absichten erkundet hatten; offenbar konnte ja dadurch ihr großes Unternehmen eben so sehr erleichtert und befördert, als auch erschwert, und dessen Fortschritte gelähmt und gehemmt werden. Da die beiden Könige ihren großen und mächtigen Gegner in seinen eigenen Staaten bekämpfen, und Jerusalem und Palästina gleichsam in Syrien erobern wollten, so mußten sie auch in diesem Lande, wo ohnehin die Franken noch im Besitze dreier großer, volkreicher und von Kunst und Natur gleich stark befestigter Städte waren, sich eine Hauptbasis für alle ihre fernern kriegerischen Bewegungen construiren. Zum klarern Verständnisse der Geschichte des Feldzuges der französischen und englischen Kreuzfahrer gegen den Sultan ist es also durchaus nothwendig, daß wir uns jetzt einige Rückschritte erlauben, um unsere Leser von den,

seit dem Fall und der Eroberung der heiligen Stadt durch Saladin bis zur Ankunft der beiden Pilgerheere in den syrisch-christlichen Fürstenthümern sich zugetragenen Ereignissen und Veränderungen in Kenntniß zu setzen.

## V.

### Geschichte der syrisch-christlichen Fürstenthümer seit dem Falle von Jerusalem bis auf das Jahr 1190.

1. Der Sieg bei Hittin und die bald darauf erfolgte Eroberung Jerusalems hatte Saladins Muth auf einen Grad gesteigert, der ihm keine lange Ruhe erlaubte. Des Sultans Absicht war jetzt keine geringere, als die ganze syrische Küste sich zu unterwerfen, und alle von den Franken allda errichteten christlichen Fürstenthümer völlig zu zerstören, und sein bisheriges Waffenglück, obgleich nicht so wohl die Frucht der Tapferkeit seines Heeres, als vielmehr blos der unbegreiflichen Ungeschicklichkeit und Beschränktheit des Königes Lusignan, bestärkte ihn in dem Wahne, daß auch dieses für ihn ein ganz leichtes Unternehmen seyn würde. Den Anfang seiner fernern Eroberungen wollte Saladin mit der Stadt Tyrus machen. Nach dem Falle von Jerusalem war auch von den syrischen Christen aller Muth gewichen, Verzweiflung an dessen Stelle getreten, und in völlige Apathie versunken, dachte man nirgends mehr an Vorkehrungen zu einer kraftvollen Vertheidigung gegen die Schaaren Saladins, deren baldige Ankunft jede christliche Stadt nun mit Gewißheit erwarten durfte. Einige weniger bedeutende Städte und Burgen ergaben sich freiwillig, ohne einen Angriff abzuwarten, an Saladin; und so waren nun ebenfalls die Tyrier schon entschlossen, dem Sultan bei seiner Annäherung sogleich die Thore

ihrer Stadt zu öffnen, auch hatten der Fürst von Sidon und der Burgvogt von Tyrus schon Unterhandlungen wegen der Uebergabe der Stadt mit Saladin gepflogen, und zwei Paniere erhalten, welche sie, sobald der Sultan der Stadt sich nähern würde, auf dem Hauptthurme derselben sollten wehen lassen. Die Stadt war also verrathen und verkauft. Aber noch zu rechter Zeit führte auf einmal die Vorsehung ganz unerwartet den Tyriern einen sie schützenden und von der schmachvollen türkischen Herrschaft befreienden Helden entgegen, und dieser war der, unsern Lesern schon so ruhmvoll bekannte, tapfere, unternehmende und einsichtsvolle Markgraf Conrad von Montferrat.

2. Conrad, des thatenlosen Lebens an dem Hofe des schwachköpfigen, und nur von Schwachköpfen und Menschen ohne Gemüth umgebenen Kaiser Isaaks längst schon müde, entschloß sich endlich, sein vor einigen Jahren gemachtes Gelübde einer Pilgerfahrt nach Palästina zu erfüllen, im Kampfe gegen die Ungläubigen sich Verdienste vor Gott, und zugleich wo möglich eine unabhängige Herrschaft im Orient zu erwerben. Ohne Wissen des Kaisers bestieg also Conrad mit seiner Ritterschaft ein Schiff, verließ, ohne um seine Gemahlin, eine Schwester des Kaisers, sich weiters zu bekümmern, Constantinopel und segelte nach der Küste von Palästina. Auf der Höhe von Ptolemais angekommen, wäre jedoch der Markgraf sammt seinen Rittern und der ganzen Schiffsmannschaft beinahe in die Gefangenschaft der Türken gerathen. Unkundig dessen, was seit einiger Zeit geschehen, und daß Ptolemais seit drei Tagen den Ungläubigen gehöre, näherte sich Conrad der Stadt. Als er aber jetzt nicht das gewöhnliche, jedes ankommende fremde Schiff bewill-

kommende Geläute der Glocken hörte, auch die ungemeine Stille in dem Hafen ihn befremdete, da doch gewöhnlich in demselben, bei den vielen darin vor Anker liegenden Handelsschiffen aller Nationen, ein schon von weitem vernehmbares Geräusch herrschte; so gerieth er auf die Vermuthung, daß vielleicht Ptolemais jetzt nicht mehr eine, den Christen gehörige Stadt seyn könnte; und diese seine Vermuthung ward nun bald zur Gewißheit, als nämlich die letzten Strahlen der untergehenden Sonne ihn Saladins Panier auf den Hauptthurm der Stadt erblicken ließen. Aber nun näherten sich seinem Schiffe auch noch einige von den, jetzt vor Ptolemais kreuzenden türkischen Schiffen. Sobald Conrad, den bei keiner Gelegenheit seine Geistesgegenwart verließ, sie herankommen sah, verbot er sogleich der ganzen Schiffsmannschaft, sich mit den Saracenen in irgend ein Gespräch einzulassen. Er selbst trat kühn auf das Verdeck und sagte dem ihn ausfragenden Befehlshaber des türkischen Fahrzeuges: „er sey der Patron des Schiffes, ein Freund des Sultans, auch von allen Vorfällen wohl unterrichtet, und werde am folgenden Tage seine Waaren in Ptolemais ausladen und zum Verkaufe ausstellen." Der Türke zweifelte nicht an der Wahrheit dieser Aussage, entfernte sich daher wieder, und da es indessen Nacht geworden war, so entkam das Schiff der ihm schon so nahen Gefahr, eine Beute der Saracenen zu werden, segelte nach Tyrus, und kam ungefährdet und wohlbehalten allda an.

3. In die Tyrier, die seit der Eroberung von Ptolemais traurig und in dumpfer Gedankenlosigkeit ihrem Schicksale, welches sie für unabwendbar hielten, entgegen sahen, kam nun auf einmal wieder einiger Muth, als sie die Ankunft Conrads und

seiner Begleiter erfuhren. In festlicher Kleidung und feierlichem Zuge kamen sie ihm und seinen Rittern entgegen, und führten sie in ihre Stadt. Der Markgraf erklärte nun den Einwohnern, daß er bereit sey, die Vertheidigung ihrer Stadt zu übernehmen und das schmachvolle Joch türkischer Herrschaft von ihnen abzuwenden; aber nur unter der Bedingung, daß sie ihn für ihren Herrn und Fürsten von Tyrus anerkenneten. Mit Freude und lautem Jubelruf willigten die Tyrier in diese Forderung, huldigten dem Markgrafen, und schwuren ihm Treue und Gehorsam, worauf der Fürst Rainald und der Burgvogt von Tyrus, ihres Verrathes oder ihrer Feigheit sich bewußt, bei nächtlicher Weile heimlich aus der Stadt nach Tripolis entflohen. Da Conrad die baldige Ankunft des Sultans und dessen Heeres erwarten mußte, so versäumte er jetzt keinen Augenblick, die Stadt in gehörigen Vertheidigungsstand zu setzen. Die schadhaften Theile der Mauern und Thürme ließ er ausbessern, fügte hie und da neue Festungswerke hinzu, sorgte für hinreichende Vorräthe an Lebensmitteln, und ließ einen ungemein tiefen und breiten Graben ziehen, durch den er die Stadt von dem Lande trennte, und sie auf dieser Seite völlig unzugänglich machte. Der Markgraf hatte sich in seiner Erwartung nicht getäuscht, denn noch gegen das Ende desselben Jahres (1187), nämlich im Anfange Novembers, ungefähr sechs Monate nach der Ankunft Conrads in Tyrus, erschien auch Saladin mit seinen zahlreichen Schaaren vor der Stadt. Aber schon in den ersten Tagen der Belagerung konnte Saladin sich überzeugen, daß er es jetzt nicht mit dem schwachen Könige Guido von Lusignan, sondern mit einem tapfern und kriegskundigen abendländischen Fürsten zu thun habe. Seinen

Muth und seine Entschlossenheit hatte Conrad den tyrischen Rittern wie allen in den Waffen geübten Einwohnern von Tyrus so sehr einzuflößen gewußt, daß sie jetzt keinen Tag vorüber gehen ließen, an welchem sie nicht zwei, ja öfters dreimal aus der Stadt ausfielen, die Türken angriffen, mehrere derselben erschlugen und sie ununterbrochen, bei Tag wie bei Nacht beunruhigten. In diesen Gefechten zeichnete sich ganz vorzüglich ein spanischer Ritter aus, ein Mann von hoher, schöner Gestalt und kriegerischem Ansehen, der auf seinem gewaltigen Streitrosse keinem Kampfe auswich, und stets siegreich aus demselben hervorging. Wegen der grünen Farbe seines Wappenschildes nannten ihn die Türken nur den grünen Ritter, der aber durch sein Beispiel nun auch die tyrischen Ritter immer mehr zu ähnlichen Thaten anfeuerte, und dessen Tapferkeit selbst Saladin, der einigemal Zeuge davon gewesen war, bewunderte und mit Wohlgefallen von demselben sprach *). Saladin, der gleich bei dem ersten Angriff sich der Stadt zu bemächtigen gehofft, und einen so heftigen Widerstand nicht von weitem erwartet hatte, wandte sich nun an Conrad, und

*) Saladin ward nachher noch ein solcher Bewunderer der Tapferkeit des grünen Ritters, daß er ihn auf sicheres Geleit zu sich rufen ließ und ihm große Geldsummen, Kleinodien, Land und eine Menge der trefflichsten Pferde anbot, wenn er dem Christenthume entsagen und in Zukunft für den arabischen Propheten kämpfen wollte. „Dies sey ferne von mir," antwortete der spanische Ritter, „daß ich in diesem heiligen Lande, in welches ich gekommen bin, um, so viel es an mir liegt, die Feinde Christi zu vertilgen, mich nun mit diesen vereinigen, und zur Befestigung der schmählichen Knechtschaft der Christen mitwirken sollte." Mit diesen Worten verließ der spanische Ritter das Zelt des Sultans, und entfernte sich eiligst wieder aus dem türkischen Lager.

suchte durch das Anerbieten grosser Geldsummen, und die Freilassung seines Vaters, des alten Markgrafen Bonifacius von Montferrat, der in der für die Christen so unglücklichen Schlacht bei Hittin Saladins Gefangener geworden war, zur Uebergabe der Stadt zu bewegen; wobei er jedoch ihm zugleich drohen ließ, daß, wenn er dieses Anerbieten nicht annähme, er den alten Markgrafen nach Tyrus bringen und ihn, an einen Pfahl gebunden, dem Wurfgeschütze der Belagerten preisgeben werde, und Conrad würde alsdann den so grausamen Tod seines Vaters blos der Unbiegsamkeit seines harten Sinnes zuzuschreiben haben. Aber der Markgraf, der Saladin und dessen Großmuth zu gut kannte, hielt des Sultans Drohungen blos für leere Worte, war jedoch dabei fest entschlossen, daß, wenn es wirklich Saladins Ernst seyn sollte, er dennoch darauf keine Rücksicht nehmen werde. Er ließ also dem Sultan sagen, „daß er für seinen Vater und dessen Leben ihm auch nicht einen Stein von der Stadt überlassen werde; diese werde er mit der Hülfe Gottes zu vertheidigen und zu behaupten wissen. Uebrigens erachte er es für einen Gewinn, wenn sein bejahrter Vater, der ohnehin lebenssatt und Altersschwäche wegen keiner ritterlichen That mehr fähig, für seinen göttlichen Erlöser sein Leben lasse, und durch einen solchen Tod die Krone glorreicher Märtyrer erringe.“ — Saladin stellte Conrads Standhaftigkeit auf die Probe; er ließ den Greis von Damascus herbeiführen, und gerade an der Stelle, gegen die das Geschütz der Belagerten auf das heftigste spielte, an einen Pfahl befestigen. Bei diesem Anblick ward Conrad einen Augenblick erschüttert, ermannte sich jedoch gleich wieder, und richtete mit eigenen Händen die Wurfmaschinen gegen seinen Vater. Als Saladin dieses sah, machte er

dem schauerlichen Spiele ein Ende, ließ den alten Markgrafen von seinen Fesseln lösen und in das Lager zurückführen. Einige Zeit darauf schenkte er ihm auch seine Freiheit wieder, und Conrads Vater, der Markgraf Bonifacius, starb in christlichem Lande.

4. Der Sultan und dessen Emirs sahen nun ein, daß sie ohne eine förmliche Belagerung Tyrus nicht in ihre Gewalt bekommen würden. Saladin ließ also aus Ptolemais und den ägyptischen Häfen eine Anzahl Kriegsschiffe kommen, um Tyrus auch von der Seeseite einzuschließen, dabei viele große Kriegs- und Wurfmaschinen erbauen, verstärkte auch das Belagerungsheer noch sehr bedeutend durch Truppen aus Aleppo, welche sein Sohn Maleck, Statthalter dieses Fürstenthums, ihm zuzuführen Befehl erhalten hatte. Sobald diese Verstärkung angekommen, und die ägyptische, aus vierzehn großen Schiffen bestehende Flotte vor Tyrus angelangt war, begann auch die Belagerung und Bestürmung der Stadt. Aber Conrad war ebenfalls indessen nicht müßig gewesen, und hatte, um die feindlichen Angriffe zu vereiteln, alle nur mögliche Vorkehrungen getroffen. Leider fehlte es ihm an Kriegsschiffen; denn bei seiner Ankunft in Tyrus hatte er nur zwei, in dem Hafen vor Anker liegende Galeeren gefunden. Diesen Mangel wußte er jedoch durch Erbauung einer gewissen Anzahl von Barboten zu ersetzen. Es waren dies kleine, ungemein leichte, dicht mit Leder überzogene und mit Schieslöchern versehene Schiffe, die er mit Armbrustschützen bemannte, und die ihrer Leichtigkeit wegen sich dem Ufer so sehr näherten, daß die Pfeile der darauf befindlichen Schützen die Türken selbst in ihrem Lager erreichten, täglich viele derselben tödteten, und endlich sogar den großen Kriegsschiffen so

gefährlich wurden, daß keines derselben sich den Barboten mehr zu nähern wagte. Mit diesen kleinen Fahrzeugen konnte zwar der Markgraf dem Feinde großen Abbruch thun, aber er vermochte damit nicht die ägyptische Flotte anzugreifen, viel weniger sie zu schlagen, und die freie Verbindung mit der See wieder herzustellen*). Durch eine nicht übel ausgesonnene und mit unerwartetem Erfolge gekrönte Kriegslist gelang es jedoch bald dem Markgrafen, sich auch größere Kriegsschiffe zu verschaffen. Ein vornehmer junger Saracen, der Sohn eines Emirs, längst schon mit seinem Vater wegen mancherlei zwischen Beiden herrschenden Mißhelligkeiten völlig zerfallen, war endlich aus Mißmuth zu den Christen in Tyrus übergegangen, und hatte in den Lehren des Christenthums unterrichtet zu werden begehrt. Diesen Zufall wußte Conrad sehr klug zu benutzen. Unter dem Namen des jungen Saracenen schrieb er an Saladin einen Brief in arabischer Sprache, in welchem er den aus dem türkischen Lager entflohenen Jüngling sagen ließ: „er sey dem Glauben seiner Väter, mithin auch seinen Glaubensgenossen noch immer treu, werde auch stets in dieser Treue beharren. Er habe sich nur deßwegen nach Tyrus begeben, um die Lage der Dinge darin, die Vertheidigungsmittel der Christen und deren weitere Vorkehrungen genau zu erforschen, hierauf dem Sultan von allem umständliche Nachricht

*) Welches um so wichtiger und so nothwendiger war, da jetzt auch die Lebensmitteln in Tyrus immer seltener zu werden anfingen, indem mehrere, von dem Grafen von Tripolis kurz vor der Belagerung gesandten, mit Lebensmitteln beladene Schiffe, als sie sich dem Hafen von Tyrus schon auf zwei Meilen genähert hatten, durch einen plötzlich sich erhebenden, heftigen Sturmwinde wieder zurückgetrieben wurden, auch nachher den Hafen nicht mehr gewinnen konnten.

zu geben, und auf diese Art ihm zum baldigen Besitze der Stadt behülflich zu seyn. Jetzt habe er aus sicherer Quelle erfahren, daß die Christen, außer Stande, eine längere Belagerung auszuhalten, beschlossen hätten, in einer gewissen Nacht sämmtlich aus der Stadt zu entfliehen. Saladin könne sich leicht von der Wahrheit dieser Angabe überzeugen, wenn er nur auf das, in der ihm bezeichneten Nacht, in dem Hafen herrschende Geräusch aufmerksam seyn wolle." Der sonst so vorsichtige Sultan ward überlistet. Er sandte sogleich auserlesene Mannschaft auf seine Schiffe, und befahl dem Admiral und den unteren Befehlshabern der Flotte, genau auf die Christen acht zu haben, und wenn sie zu entfliehen einen Versuch machen würden, sich ihrer und ihrer Fahrzeuge zu bemächtigen. Um die Feinde noch mehr in ihrem Glauben an die von den Christen beschlossene Flucht zu bestärken, besetzte der Markgraf an dem Tage vor der, dem Sultan bezeichneten Nacht, die Mauern über dem Hauptthore nur mit wenigen Leuten, denen er ausdrücklich befahl, sich ja ganz stille und ruhig zu verhalten. Aber alle Ritter und übrigen Kriegsleute erhielten die Weisung, in der folgenden Nacht sich wohl bewaffnet bei dem Hafen einzufinden, und dort seine weiteren Befehle zu erwarten. Sobald alle Bewaffneten in großer Anzahl angekommen waren, legte Conrad in die beiden, den Eingang in den Hafen beherrschenden Thürme eine sehr starke Besatzung, ließ aber die schwere, den Hafen sperrende Kette hinwegnehmen. Indessen kreuzten die saracenischen Schiffe die ganze Nacht hindurch vor der Stadt, und da sie ununterbrochen fort ganz ungemein geräuschvolle Bewegungen in dem Hafen hörten, so erwarteten sie mit jedem Augenblicke die aus der Stadt fliehenden Christen. Als aber nach langem Warten nicht ein

einziges christliches Fahrzeug erschien, auch gegen Morgen das Geräusch in dem Hafen aufhörte, und Ruhe und Stille darin herrschten, näherten sie sich, um wo möglich Kundschaft einzuziehen, immer mehr dem Hafen, kamen demselben endlich ganz nahe, und als sie die große Sperrkette weggenommen fanden, liefen sie getrost in den Hafen ein. Ruhig ließ Conrad alles dieses geschehen. Als aber fünf Schiffe, unter welchen sich auch das große Admiralschiff und jenes des Unterbefehlshabers befanden, eingelaufen waren, ward plötzlich hinter denselben von der Besatzung der beiden Thürme die Sperrkette wieder vorgezogen, den Eingelaufenen also die Rückkehr, und den Folgenden der Eingang versperrt. Mit überlegener Macht fielen nun die Christen über die Türken her, erschlugen den Admiral und Unteradmiral mit allen ihren Leuten, und bemächtigten sich sämmtlicher fünf großen und wohlgebauten ägyptischen Schiffe.

5. Mit den zwei früher schon vorhandenen Galeeren hatte der Markgraf jetzt eine Flotte von sieben Schiffe, und war demnach der feindlichen, nach ihrem heutigen Verluste an Stärke ungefähr gleich. Bevor also noch die Türken sich von ihrem Schrecken erholt hatten, lief Conrad mit seiner Flotte, nachdem er sie mit der nöthigen Anzahl von Bewaffneten bemannt, auch einige der tapfersten Ritter sich eingeschifft hatten, aus dem Hafen, steuerte auf die feindliche Flotte los, griff sie mit der größten Heftigkeit an, schlug sie nach einem hitzigen Gefecht in die Flucht, zerstreuete ihre Schiffe, zwei davon entflohen nach Berytus, und trieb die übrigen an die Küste; und da auf dieser Saladins sämmtliche Schaaren in Schlachtordnung aufgestellt waren, so war nun auch das ganze feindliche Heer Zeuge der

für die Türken so schmählich verlornen Seeschlacht gewesen. Aber gerade in diesem siegreichen Augenblick lief Conrad Gefahr, den Preis seines Sieges und den Lohn aller seiner bisherigen Anstrengungen auf immer zu verlieren. Während des Seegefechtes nämlich hatten die Türken einen Hauptsturm auf die Stadt gewagt, schon die Vormauern, Barbaconen genannt, gewonnen, und standen im Begriffe, auf Sturmleitern auch die Hauptmauer zu ersteigen. Glücklicher Weise ward der Markgraf noch zu rechter Zeit von diesem Unfall unterrichtet, eilte daher sogleich mit einigen der tapfersten seiner Ritter nach der Stadt; und kaum daß es ihm jetzt noch gelang, durch Thaten übermenschlicher Tapferkeit den Feind wieder aus der Stadt zu vertreiben. Viele Türken wurden von der Mauer in den Graben gestürzt, noch mehrere zwischen der Hauptmauer und den Barbaconen von den Christen erschlagen, und ihr Verlust blos in diesem Gefecht soll sich auf mehr als tausend Mann belaufen haben. Dieser doppelte Sieg steigerte nun eben so sehr den Muth der Christen, als er den des Saladins und dessen Emirs entmuthigte, und als diese ihm vorstellten, daß, wegen der eingetretenen Regenzeit und des schon begonnenen Winters, die Soldaten der Ruhe bedürften, so hob er die Belagerung auf, entließ den größten Theil des Heeres in seine Heimath, und zog, nachdem er vorher noch die von ihm erbauten großen Kriegsmaschinen, welche auf den schlechten und verdorbenen Wegen nicht konnten fortgebracht werden, hatte verbrennen lassen, blos von seiner Leibwache begleitet nach Ptolemais.

6. Während des Winters rüsteten beide Theile sich zur Fortsetzung des Krieges. Besonders lag es dem Sultan am Herzen, die Schmach, vor Tyrus unverrichteter Dinge abgezogen zu seyn, durch glänzen-

dere Waffenthaten sobald als möglich wieder zu tilgen. Indessen hatte doch die mislungene Belagerung von Tyrus den Sultan etwas vorsichtiger gemacht, daher auch eine, nicht unbedeutende Abänderung in seinen kriegerischen Entwürfen gegen die Christen zur Folge gehabt. Saladins Absicht war es jetzt, von den großen, wohlbefestigten Städten, von denen ein längerer und kräftigerer Widerstand zu erwarten war, sich einstweilen ferne zu halten, vorher blos der minder bedeutenden Städte, besonders der vielen Burgen, welche den größeren Hauptstädten zu Vormauern dienten, sich zu bemächtigen, um alsdann erst seine ganze Macht und ungetheilte Aufmerksamkeit gegen jene zu wenden. Mit der Stadt Antaradus machte Saladin den Anfang, aber hier ward er von seinem bisherigen Kriegsglück nur zur Hälfte begünstigt. Er bemächtigte sich zwar der Stadt, konnte aber die Burg nicht gewinnen, deren tapfere Besatzung mehrere Stürme der Türken glücklich zurückschlug. Ebenso ging es vor der Burg Markab. Auch die Eroberung dieser auf einem Felsen gelegenen, durch Natur und Kunst gleich stark befestigten, und von einer bedeutenden Schaar tapferer Johanniterritter vertheidigten Burg hielt er für ein so schweres und gefahrvolles Unternehmen, daß er, ohne lange davor zu verweilen, wieder abzog. Dabei machte er jedoch auch öftere, verwüstende Streifzüge in das christliche Land, besonders in das Gebiet von Tripolis, ängstigte immer mehr diese Stadt, näherte sich endlich derselben mit seinen Schaaren, und es hatte alles Ansehen, daß Saladin, von seinem Plane abweichend, die Belagerung derselben vornehmen würde. Aber nun erschien ganz unerwartet die sicilianische Flotte unter dem Seehelden Margarita vor Tripolis, wodurch Saladin bewogen ward, auch die Belagerung und Eroberung dieser Stadt auf eine, für ihn günstigere Zeit

zu vertagen *). Aber dafür eroberte der Sultan schnell nach einander Paneas, Tschaballah **), Laodicäa, Sehjua, Bagos, Schogier, Sarmenia, Bursia ***), und

*) Die sicilianische Flotte hatte, wie wir schon an einem andern Orte bemerkten, über fünfhundert geharnischte Ritter, und außer diesen noch eine große Anzahl bewaffneter Pilger an Bord. Sie lief zuerst in den Hafen von Tyrus ein. Da aber diese Stadt jetzt schon wieder befreit, jedoch immer noch ein baldiger neuer Besuch von dem Sultan zu befürchten war, so gab Conrad jetzt einen auffallenden Beweis seiner edelmüthigen Gesinnungen, indem er, das gemeinsame Wohl der Sicherheit einer einzelnen, obgleich ihm gehörigen Stadt vorziehend, den sicilianischen Admiral ersuchte und auch bewog, mit seiner Flotte der jetzt von den Türken in der Nähe bedroheten Stadt Tripolis zu Hülfe zu eilen, und sie aus den Händen ihres mächtigen Drängers zu befreien.

**) Paneas war eine offene Stadt, hatte demnach auch keine Besatzung, und Tschaballah kam durch Verrath in die Gewalt des Sultans. Die Bevölkerung der Stadt nämlich bestand zur Hälfte aus Mohamedanern; und da die Christen in ihrer Mitte keinen, zur Geschäftsführung tauglichen Mann fanden, so übertrugen sie die Verwaltung ihrer Stadt dem Kadi, der jetzt das ihm verliehene Ansehen dazu benutzte, daß er seinen Glaubensgenossen die Thore von Tschaballah öffnete.

***) In Bursia fanden die Türken sehr ansehnliche Vorräthe von Lebensmitteln, und auch noch andere Beute. Gleich nach Eroberung der Stadt ließ Saladin den Befehlshaber und die siebenzehn Ritter, welche die Vertheidigung der Stadt übernommen hatten, zu sich in sein Zelt kommen, redete freundliche Worte zu ihnen, tröstete sie über ihren Verlust, ließ sie hierauf ohne Lösegeld frei und erlaubte ihnen, zu ihrem Herrn, dem Fürsten von Antiochien, zurückzukehren. Saladins ihm angeborene Milde des Herzens verläugnete sich bei keiner Gelegenheit. Nur die Templer- und Johanniterritter erhielten nie, oder nur höchst selten Beweise seiner Großmuth.

noch verschiedene andere an den Grenzen des Fürstenthums Antiochien gelegene Burgen. Als er aber sich auch der, in geringer Entfernung von Antiochien liegenden Feste Bagras näherte, und schon nach wenigen Tagen sein Panier auf derselben aufpflanzte, gerieth Fürst Boemund in die ängstliche Besorgniß, daß jetzt auch seine Haupt- und Residenzstadt Antiochien unverzüglich von dem Sultan möchte belagert werden. Er sandte daher Abgeordnete an Saladin, um wegen eines Waffenstillstandes mit demselben zu unterhandeln. Nichts war dem Sultan willkommener, als dieser Antrag, denn alle seine Schaaren, der vielfachen Beschwerden des langen Feldzuges müde, begehrten auf einige Zeit wieder in ihre Heimath entlassen zu werden; und besonders war es einer der vornehmsten und von dem Sultan am meisten geschätzten Emirs, nämlich der tapfere Emmadeddin Zenki, Fürst von Sandschar, welcher für sich und seine Schaaren diese Entlassung mit so großem Ungestüm *) forderte, daß Saladin endlich dem gemeinsamen Wunsche seines Heeres sich fügen mußte. Leider waren dem Fürsten Boemund dieser Umstand und Verhältnisse in dem türkischen Heere nicht bekannt; denn sonst würde er, um einen Waffenstillstand von sieben Monaten zu erhalten, nicht einen für ihn so ungemein demüthigenden Vertrag abgeschlossen haben. Er und der Patriarch von Antiochien mußten sich verbindlich machen, nicht nur alle in den Städten und Burgen des Fürstenthums befindlichen muselmännischen Gefangenen alsogleich ohne alles Lösegeld in Freiheit zu setzen;

*) Dieses Trotzes eines der Emirs des Sultans erwähnt auch ein arabischer Geschichtschreiber, nämlich Bohaeddin, der Freund und stete Begleiter Saladins. Aber Emmaddedin Zenki würde dieß nicht gewagt haben, hätte er nicht gewußt, daß Saladin ein Vater seiner Völker und vorzüglich seiner Soldaten sey.

sondern sie mußten sich auch noch, und zwar mit Zustimmung sämmtlicher Einwohner der Stadt, verpflichten, im Falle innerhalb dieser sieben Monate ihnen keine Hülfe aus dem Abendlande kommen sollte, die Stadt Antiochien nach Ablauf dieser Frist dem Sultan zu übergeben. Von Erfüllung dieses schmählichen Vertrages wurden jedoch der Fürst und der Patriarch von der bisher vor Tripolis gelegenen, und nun auch zum Schutze von Antiochien herbeigeeilten sicilianischen Flotte wieder befreit.

7. Aber ungeachtet des Verlustes so vieler Burgen hatte doch Saladins wenig ehrenvoller Abzug vor Tyrus, Conrads über die türkische Flotte erfochtener, so vollständiger Sieg, und endlich die beinahe tägliche Ankunft vieler ritterlicher Pilger aus Europa den Muth der Christen wieder so sehr gehoben, daß sie, bisher blos auf einen kraftlosen Vertheidigungskrieg beschränkt, nun auf einmal wieder in die Offensive übergingen, die Gränzen des christlichen Landes überschritten, in das muselmännische Gebiet einfielen, dort alles mit Feuer und Schwert verwüsteten, und dadurch selbst Saladin, der ein solches kühnes Auftreten gar nicht erwartete, in Erstaunen und Verlegenheit setzten. Die Zahl der Christen in Palästina und auf der syrischen Küste hatte sich zwar, seit dem Falle von Jerusalem, durch gänzliche Verarmungen und ununterbrochene Auswanderungen ganz ungemein vermindert. Aber hätte jetzt, so schwach auch ihre Anzahl nun seyn mochte, nur ein festes Band der Einigung sie sämmtlich, und besonders ihre Fürsten und deren Bestrebungen umschlossen; hätten sie, ihren großen und erhabenen Zweck nie aus dem Auge lassend, mit gemeinschaftlicher Kraftanstrengung denselben zu erreichen gesucht; hätten sie endlich nach ausgestandener, harter Prüfung

sich jetzt wieder erinnert, daß alles Große, Erstaunungswerthe, ja bisweilen selbst Unbegreifliche, was die ersten Kreuzfahrer von Gottfried von Bouillon bis auf Balduin III. vollbrachten, blos aus der Macht religiöser Gesinnungen und Gefühle, und eines unbeschränkten Vertrauens in Gott hervorgegangen sey; so würde gewiß auf den, jetzt noch so unscheinbaren Trümmern des Königreiches Jerusalem sich bald wieder eine neue Macht erhoben haben, Saladin und seinen Muselmännern weit furchtbarer und gefahrvoller als je. Aber leider schleuderte, selbst in diesen Zeiten der Noth und der Drangsale, auf einmal wieder ein böser Dämon unter die Christen einen Feuerbrand, der bald die gehässigsten Leidenschaften entzündete, Parteiungen erzeugte, die Gemüther von einander trennte, und die ohnehin noch so schwachen Kräfte der Christen nur noch mehr zersplitterte. — Saladin hatte, wie wir schon erzählt haben, in dem Vertrage, wodurch ihm die feste Stadt Ascalon gegen die Freilassung des Königes Guido von Lüsignan, nebst zehn andern, ebenfalls in der unglücklichen Schlacht bei Tiberias gefangenen Fürsten übergeben ward, noch besonders festgesetzt, daß diese Freilassung jedoch erst in dem Märzmonate des folgenden Jahres 1188 statt haben sollte. Die Ursache, warum Saladin dem Vertrage noch diesen Zusatz beifügte, war, weil er die Vereinigung der Christen unter einem gemeinsamen Oberhaupte, mithin auch die Vereinigung ihrer Streitkräfte in dem noch nicht beendigten Kriege so lange als möglich zu verhindern suchte. Selbst gegen die Bestimmungen des Vertrages verzögerte der Sultan die Freilassung des Königes und der zehn Fürsten, unter welchen sich auch der Bischof von Lidda, der Großmeister des Templerordens*), der Conne-

*) Ob der Großmeister der Templer durch den Vertrag

table Honfroi und der Marschall des Königreiches befanden, noch um einige Monate, und erfüllte den Vertrag erst auf die erneuerte und dringende Foderung der Königin Sibylla in dem Monate Mai. Zudem entließ Saladin den König und die zehn Fürsten nicht eher aus ihrer Haft, als bis sie unter einem feierlichen Eide versprochen hatten, nie mehr gegen ihn die Waffen zu führen, im Gegentheil sobald als möglich den Orient zu verlassen und in ihre Heimath, nach dem Abendlande, zurückzukehren *).

---

von Ascalon, oder zu Folge eines spätern Vertrages, wodurch der Templerorden, um seinen Großmeister zu befreien, dem Saladin einige Burgen abtrat: dieß ist ganz gleichgültig; genug er ward erst jetzt mit dem Könige und den übrigen seiner Haft entlassen.

*) Von diesem Eide wurden jedoch sowohl der König als auch die übrigen Fürsten von den Bischöfen wieder entbunden. Ihre Entscheidung darüber motivirten sie dadurch, daß sie behaupteten, die völlige Vernichtung der Macht der Christen wie des Christenthums selbst würde die nothwendige und unabwendbare Folge eines solchen Eides seyn. Unstreitig gibt es Eide, deren Ungültigkeit jedem Auge von selbst einleuchtet, wenn dieselben nämlich entweder einem positiven Gebote Gottes zuwiderlaufen, oder wenn gar durch einen Eid das Begehen eines Verbrechens sollte versprochen und gelobt worden seyn. Eide dieser Art zu schwören ist großer Frevel, aber noch größerer Frevel wäre sie zu halten. Indessen gibt es doch Fälle, wo die Gültigkeit oder Ungültigkeit eines Eides im Zweifel liegen; darüber alsdann zu entscheiden hat jedoch offenbar nur die Kirche das Recht; aber die paar Bischöfe in Palästina machten noch lange nicht die Kirche aus. Zudem war der Grund, worauf die Bischöfe ihre, den geleisteten Eid wieder aufhebende Entscheidung stützten, durchaus unhaltbar. Es ist wahrhaftig nicht von weitem abzusehen, wie von dem schwachen, des Krieges unkundigen, und königliche Rechte geltend zu machen durchaus unfähigen König Lüsignan, oder auch von dem Großmeister des Templerordens, der nach einigen

Monaten schon wieder Saladins Gefangener ward, und dann die von den Bischöfen erhaltene Eidesentbindung mit seinem Kopfe bezahlen mußte, oder endlich von dem schwachen Connetable Honfroi, von dem selbst seine Gemahlin erklärte, daß er mehr einem Weibe als einem Manne ähnlich sey, die Macht der Christen und die Erhaltung des Christenthums in Palästina nur ganz allein hätten abhängig seyn können; besonders da der mit Ruhm gekrönte Markgraf Conrad nicht blos bei den Christen in Syrien und Palästina, sondern selbst bei den noch im Abendlande befindlichen Pilgern schon in dem größten Ansehen stand[1]), auch die meisten Fürsten der bekannten Kraft- und Geistesüberlegenheit des Markgrafen sich mit vieler Bereitwilligkeit anschlossen, es daher an einem, das Christenthum wahrhaft schützenden und demselben wieder aufhelfenden, gemeinsamen Anführer und Oberhaupt nicht gefehlt haben würde. Unstreitig wäre es für das Gesammtwohl der Christen und der Christenheit in Palästina weit besser gewesen, wenn König Guido nie mehr auf der Schaubühne erschienen seyn würde, sondern in ein ruhiges, alle Bequemlichkeiten ihm darbietendes Privatleben sich zurückgezogen hätte. Die Bischöfe in Palästina, die den von ihm geleisteten Eid wieder auflößten, müssen von der Natur und der Heiligkeit eines Eides sehr sonderbare Begriffe gehabt haben. Es ist um einen Eidschwur eine sehr große, heilige aber auch furchtbare Sache. „Der Eid," sagt der verstorbene, geistvolle und fromme Graf Stolberg, „ist ein mit dem Namen des Allerhöchsten geprägtes Goldstück, das man nur mit zitternder Hand und mit einem ganz reinen, lautern, von jeder Nebenabsicht völlig gereinigtem Herzen auf dem Altar der Wahrheit, Treue und Aufrichtigkeit niederlegen soll, und niederlegen darf."

1) Die glorreiche Vertheidigung von Tyrus und Saladins wenig ruhmvoller Abzug vor dieser Stadt hatte auch in Europa ein ungemein freudiges Aufsehen erregt, die Furcht vor Saladin um vieles vermindert, und den Muth derer, die das Pilgerkreuz genommen hatten, so sehr erhöhet, daß viele davon, besonders Franzosen, Flanderer, Dänen, Friesen selbst Deutsche wie z. B. ein Landgraf von Thüringen, den Aufbruch der großen Kreuzheere gar nicht abwarteten, sondern in theils kleinen, theils größern Schaaren nach Palästina voraneilten.

8. Sobald Lüsignan nach geleistetem Eide seine volle Freiheit erhalten hatte, begab er sich von Damascus nach Tripolis, wo er seine Gemahlin Sibylla fand und mit dieser sich wieder vereinigte. Offenbar konnte zwar der König durch seine Persönlichkeit dem völlig zerfallenen Königreiche Jerusalem nicht wieder aufhelfen; aber bei der beinahe völligen Auflösung aller früher bestandenen Verhältnisse bildete er jedoch jetzt einstweilen einen Mittelpunkt dar, an welchen sich die, bisher ganz hoffnungslosen Trümmer des Königreiches wieder anschließen konnten. Alle, die durch Uebergabe ihrer Burgen freien Abzug erhalten hatten, und nun besitzlos waren, eilten nach Tripolis zu Guido, so daß in diesem nun auch das Bewußtseyn, daß er König sey, wieder erwachte, besonders da die nach und nach aus Europa in Tripolis ankommenden Pilger ihn ebenfalls als König begrüßten und ihre Dienste ihm anboten. Da auf diese Weise endlich eine, obgleich wenig bedeutende Macht sich wieder um ihn her gebildet hatte, war Guido darauf bedacht, auch in den wenigen Städten, welche von dem Königreiche noch übrig waren, als König anerkannt zu werden, und zwar vorzüglich in Tyrus, das schon in den blühendsten Zeiten des Königreiches eine der vornehmsten königlichen Städte gewesen war. Aber gerade darüber entstand nun der heftigste Streit, welcher eine unselige, völlige Spaltung unter den Christen in dem gelobten Lande zu Folge hatte. Markgraf Conrad war keinesweges gesonnen, auf die unabhängige Herrschaft über eine Stadt zu verzichten, die ihre Erhaltung blos ihm zu danken, die er mit eben so vielem Glück als Klugheit und Tapferkeit vertheidiget, und deren sämmtliche Bürger und Ritter ihm schon als ihrem souveränen Herrn gehuldiget hatten. Als demnach Guido mit seiner Gemahlin und

einer kleinen Anzahl von Begleitern vor den Thoren von Tyrus erschien und die Oeffnung derselben als einer königlichen Stadt gebieterisch verlangte, verweigerte Conrad ihm geradezu den Eingang in die Stadt, rief sogar seine Ritter und Dienstleute unter die Waffen, um nöthigen Falles Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, und als der König Guido mit ihm in Unterhandlungen treten wollte, und Abgeordnete an ihn sandte, die ihm seine Foderungen, und die Gründe, auf denen sie beruheten, auseinander setzen sollten, nämlich daß, da Tyrus von jeher eine königliche Stadt gewesen, auch die Einwohner nicht befugt gewesen, sich einem andern Fürsten zu unterwerfen, und er, der Markgraf, daher auch Tyrus nur für den König hätte vertheidigen, und diesem und dessen Nachfolgern die Stadt erhalten können; so fuhr Conrad die Abgeordneten sehr hart an, jagte sie aus der Stadt, bedrohete auch die Pisaner, die sich auf die Seite des Königes Guido neigten*), feindlich zu behandeln, und sperrte endlich dem Guido und dessen Leute den freien Markt der Lebensmittel. Einige Zeit lagerte nun Guido vor den Thoren von Tyrus, ohne einen bestimmten Plan zu haben, blos von dem Zufall eine, für ihn günstige Wendung erwartend, und hielt sich dann abwechselnd bald in Antiochien, bald in Tyrus auf. Indessen gelang es doch dem Könige, durch

*) Die Pisaner waren in dem Besitze eines bedeutenden Theils der Stadt, hatten ihre eigene Verfassung, und standen in Civilsachen unter ihren eigenen, von ihnen selbst gewählten obrigkeitlichen Personen. Aber demungeachtet wußte des Markgrafen Wachsamkeit sie so im Zaume zu erhalten, daß sie es nicht wagten, zu Gunsten Guidos eine nur etwas bedeutende Bewegung zu machen. Nachher erlaubte er ihnen zwar, wie wir bald sehen werden, dem Könige in seinen Unternehmungen gegen den Sultan Saladin mit ihren Schiffen behülflich zu seyn.

die Ankunft neuer Pilger aus dem Abendlande, die theils einzeln, theils in kleinen Schaaren bei Tripolis landeten*), wie auch durch die vielen, in Palästina heimaths- und herrenlos gewordenen Ritter**), nach und nach so zu verstärken, daß er endlich ein kleines Heer von ungefähr neuntausend Streitern, unter welchen sich einige hundert Ritter befanden, zu seiner Verfügung hatte. Guido sah jetzt ein, oder wahrscheinlicher Weise machten einige kluge Männer, die er glücklicher Weise an seiner Seite hatte, ihn aufmerksam, daß er, ohne länger zu zögern, irgend einen entscheidenden Schritt thun müsse, um wenigstens nur einigermaßen sein so tief gesunkenes königliches Ansehen wieder zu heben; und so ward endlich nach langer Berathung die Belagerung von Ptolemais, welche Stadt die Araber Akkon, oder Akka nannten, beschlossen. Dieser Entschluß setzte alle Welt in Verwunderung, denn zur Belagerung einer so volkreichen, von Saladin ungemein befestigten und mit einer starken

---

*) Unter diesen befand sich auch des Königes jenseits des Meeres ankommender Bruder, Gottfried von Lüsignan. Auf seine Ermahnungen und Bitten hatten sich in Europa einige hunderte kampflustiger Pilger unter sein Panier geschaart, und diese führte er jetzt seinem Bruder zu. Da er jetzt ganz unerwartet in Zeiten höchster Noth anlangte, so machte dessen Ankunft seinem Bruder eine ganz ungemeine Freude, und flößte dem Muthlosen wieder neuen Muth ein.

**) Der Ritter, welche für freien Abzug ihre Burgen an Saladin hatten übergeben müssen, waren es im Ganzen genommen nicht sehr viele, aber sie hatten weit mehrere andere, minder oder gar nicht bemittelte, und mit keinen Lehen begabten Ritter in ihren Diensten. Diese irrten nun ebenfalls herrenlos umher, und sehnten sich nach irgend einer, ihnen Sold und Beute versprechenden, kriegerischen Beschäftigung, ergriffen daher auch sogleich mit beiden Händen die erste, beste Gelegenheit, die sich ihnen darbot.

Besatzung versehenen Stadt waren die Streitkräfte, über die Guido verfügen konnte, offenbar zu schwach, auch ward ihm von mehreren Seiten das Unternehmen sehr ernstlich abgerathen. Aber bei allem dem war es doch jetzt das Beste, was der König thun konnte; denn er machte dadurch Saladin, der die Wichtigkeit von Ptolemais einsah, eine bedeutende Diversion und unterbrach ihn in dem kleinen Krieg, den er noch immer gegen die christlichen Burgen in Syrien fortführte; zudem konnte er auf die Schiffe der ihm ergebenen Pisaner rechnen, die zahlreich genug waren, den Hafen von Ptolemais auf einige Zeit zu sperren, und endlich lud er auch die, noch immer vor Tripolis liegende sicilianische Flotte zum Beistande ein, den er auch um so mehr erwarten durfte, da sowohl für den Admiral derselben, den Seehelden Margarita*), als auch die vielen auf der Flotte befindlichen sicilianischen Ritter die Belagerung von Ptolemais ein sehr angemessenes Ziel ihrer edlen Bestrebungen war.

## VI.

### Fortsetzung

der Geschichte der christlich-syrischen Fürstenthümer. — Belagerung von Ptolemais, merkwürdig wegen ihres oft sonderbar wechselnden Erfolges.

1. Ptolemais lag auf einer, sich weit in das Meer vorschiebenden Landspitze, am nordwestlichen Eingang einer, bei zwei Stunden weit sich in das Land erstreckenden Bucht, ganz am Ende einer fruchtbaren, weil von hohen Gebirgen gegen rauhe Winde geschützten Ebene, und deren mannichfaltige, sich darin erhebende und hervorragende Hügel und Anhöhen treffliche mi-

*) Den Margarita nannten dessen Zeitgenossen den Herrn der Meere, den neuen Neptun.

litärische Positionen und Lagerplätze darboten. Die Stadt bildete ein Dreieck, dessen längere Seite sie mit dem festen Land verband, wo sie von einer, mit einem sehr breiten und tiefen Graben umgebenen, und mit einer Menge von Thürmen*) versehenen, doppelten Mauer gegen einen feindlichen Angriff geschützt ward. Von zwei Seiten umspülte sie das Meer, aber ihr Hafen gewährte keine volle Sicherheit, indem der denselben bildende Felsen, wegen seiner nicht hinreichenden Länge, die eingelaufenen Schiffe nicht gegen jeden Sturm zu schützen vermochte**). Da Saladin, seitdem er in den Besitz der Stadt Ptolemais gekommen war, sie noch mehr befestiget hatte, so stand sie jetzt in dem Rufe einer völlig unbezwingbaren Festung. Nördlich von der Stadt erhoben sich zwei einander gegenüberstehende Berge, oder sehr hohe Hügel, wovon der eine der Berg Toron, der andere Ajadiah hieß, und deren sanfte, sich nur allmählig verlierende Abhänge zu Lagerplätzen vollkommen geeignet waren. Im August des Jahres 1189 erschien König Guido vor Akkon oder Ptolemais, und lagerte sich mit seinem schwachen Heere auf dem so eben erwähnten Berge Toron. Anfänglich verlachten die Einwohner das kleine Häuflein der Christen, und gingen so

*) Unter diesen Thürmen war jener der berühmteste, den man den Verfluchten hieß, und der, zu Folge einer, unter den Christen verbreiteten Sage diesen Namen deßwegen erhalten hatte, weil in demselben die dreißig Silberlinge, für welche Judas seinen Herrn und Meister verrathen hatte, sollen geprägt worden seyn.

**) Indessen war derselbe doch für beide Theile, für die Türken wie für die Christen, von gleicher Wichtigkeit, indem er sowohl für die aus ägyptischen Häfen für die Türken, als auch für die, aus dem Abendlande für die Christen ankommenden, mit Vorräthen jeder Art beladenen Schiffe ein sehr bequemer Sammelplatz war.

wohl in ihrer Stadt, als auch außerhalb derselben, ganz ruhig und ungestört ihren Geschäften nach. Aber gerade diese Sorglosigkeit der Einwohner wollten die Christen nicht unbenutzt lassen, suchten daher sie plötzlich zu überfallen, und unternahmen schon am dritten Tage, nachdem sie ihr Lager bezogen hatten, einen Sturm, legten Leitern an und stiegen auf diesen, mit ihren Schilden sich deckend und gegenseitig sich ermunternd, kühn hinauf, als auf einmal Nachricht ankam, Saladins großes Entsatzheer, das in Eilmärschen herangezogen wäre, stünde schon ganz in der Nähe. Die Christen mußten also von dem angefangenen Werke unverzüglich ablassen. Als sie aber in ihr Lager zurückkamen, erfuhren sie, daß die sie so sehr schreckende Nachricht ungegründet sey, daß Saladin mit seinem Heere noch weit entfernt wäre, und nur einige türkische Reiter sich in der Nähe gezeigt hatten. Ob jene Nachricht das Werk der Bosheit und des Verrathes, oder einer allzugroßen Aengstlichkeit gewesen sey, blieb unentschieden; aber der Versuch der Christen war gescheitert, und der günstige Augenblick, ihn zu wiederholen, kehrte nie wieder zurück.

2. Aber Saladin, für den der Besitz von Ptolemais von der größten Wichtigkeit war, vernachlässigte keinen Augenblick die der Stadt jetzt drohende Gefahr. Sobald er die Nachricht erhalten hatte, daß König Guido sich mit seinen Schaaren vor Ptolemais gelagert habe, sandte er der Stadt sogleich sehr bedeutende Verstärkungen, die auch wenige Tage nach der Christen mißlungenem Versuch, sich der Stadt durch plötzlichen Ueberfall zu bemächtigen, sämmtlich und unangegriffen von den Pilgern, in Ptolemais eintrafen. Auch Saladin setzte sich mit seinem Heere in Bewegung, zog über Tiberias der belagerten Stadt zu Hülfe, und rückte bis an die große Ebene von Pto-

lemais vor, wo er sein Heer lagern ließ, und zwar so, daß sein rechter Flügel an den Berg oder Hügel von Ajadiah, und sein linker an einen Fluß sich anlehnte, mithin die Christen jetzt völlig eingeschlossen waren, und aus Belagerern nun selbst Belagerten wurden. Daß diese aber eine treffliche Stellung gewählt, auch wahrscheinlich ihr Lager wohl verschanzt haben müssen, geht daraus hervor, daß beide Heere vierzehn Tage lang sich müßig einander gegenüberstanden, Saladin, seines weit zahlreichern Heeres ungeachtet, Guido's Lager doch nicht anzugreifen wagte, und Christen und Muselmänner nur in kleinen Gefechten sich täglich versuchten. Ein Glück für die Christen war es, daß die See ihnen offen stand, pisanische Schiffe vor dem Hafen von Ptolemais lagen, sie mithin für jetzt noch keinen Mangel an Subsistenzmitteln zu befürchten hatten. Aber wie lange konnte dieß dauern? Kam, was mit Bestimmtheit vorauszusehen war, Saladins zahlreiche ägyptische Flotte herbei und sperrte den Hafen, so mußte nothwendig sehr bald Hungersnoth im Lager entstehen, und König Guido gezwungen werden, entweder mit seinen ganz unverhältnißmäßig schwächern Kräften eine entscheidende Schlacht zu liefern, oder, weil vom Hunger gezwungen, sich mit seinem kleinen Heere an Saladin zu ergeben.

3. Aus dieser verzweiflungsvollen Lage wurden jedoch die Christen auf einmal wieder durch eine, ihnen ganz unerwartet aus dem Abendland kommende, und diesmal ganz ungemein bedeutende Hülfe gerettet. Zuerst kamen auf fünfzig Schiffen zwölftausend kampflustige Pilger aus Dänemark, Friesland und andern nördlichen Gegenden an, die, als sie christliche Schiffe vor Ptolemais und am Lande ein christliches Lager erblickten, sogleich anhielten, an das Land traten, und ihr Lager neben den Christen, nämlich zwischen dem Berg

Toron und der Stadt aufschlugen. Gleich in der folgenden Nacht landeten die Erzbischöfe von Besançon und Pisa mit zahlreichen Schaaren, und zugleich der Bischof von Beauvais mit den Pilgern aus der Champagne. Endlich kamen auch nach einigen Tagen der Landgraf Ludwig der Milde von Thüringen, und dessen Bruder, der Pfalzgraf Hermann von Sachsen, mit vielen Grafen, Rittern und Edeln an *). Da der Landgraf vorher bei Tyrus gelandet hatte, so war es ihm gelungen, den Markgrafen Conrad, mit welchem, wie es scheint, er in freundschaftlichen Verhältnissen stand, zu bewegen, bei der Belagerung von Ptolemais nicht theilnahmlos zu bleiben; und nun zog auch Conrad mit einem Theile seiner Ritterschaft und einem bedeutenden Haufen Fußvolkes nach Ptolemais und verstärkte ebenfalls das Heer der Belagerer. Diese hatten bisher nur einen kleinen Theil der Stadt einschließen können; waren aber jetzt im Stande, dieselbe auf der ganzen Landseite zu berennen, und versperrten nun auch alle Thore, wodurch die Einwohner bisher ein- und ausgegangen waren. Die Belagerung gewann also jetzt ein ganz anderes Ansehen, und bei Saladin stiegen dessen Besorgnisse um so höher, da die Christen ihm die Verbindung mit der Stadt jetzt abgeschnitten hatten. Um diese wieder herzustellen, griff er

*) Diese Fürsten, Grafen und Edeln theilten mit den abendländischen Christen deren Ungeduld über das Zaudern des Kaisers und besonders der beiden Könige von Frankreich und England, waren mit ihren Schaaren weit früher aufgebrochen und, den Weg zur See dem Landweg vorziehend, über Italien gegangen, hatten sich in Brundusi eingeschifft, und waren, zum Glück der syrischen Christen, dem großen Kreuzheere vorangeeilt; denn wäre dieß nicht geschehen, so würde es wahrscheinlich, als endlich Philipp August und Richard in Syrien ankamen, es schon auf der ganzen syrischen Küste keine einzige christliche Stadt mehr gegeben haben.

das Heer der Christen auf allen Punkten an, richtete aber am ersten Tage nichts aus, die Christen schlugen alle seine Angriffe zurück, und behaupteten ihre Stellung. Aber am andern Tage gelang es einer türkischen Heerabtheilung unter der Anführung eines der tapfersten und erfahrensten Emirs die von den Christen an dem Theile der Stadt, wo sie kein Lager hatten, ausgestellten Wachen zurückzudrängen und sich dort aufzustellen; und da die Christen, trotz einiger gemachten Versuche, es nicht vermochten, die Türken aus dieser Position wieder zu vertreiben, so war die Stadt von dieser Seite wieder frei. Saladin begab sich jetzt unverzüglich nach Ptolemais, beobachtete öfters von den Mauern herab die Stellungen und Bewegungen der Christen, vermehrte die Besatzung, sorgte für neue Vorräthe an Lebensmitteln, machte überhaupt viele treffliche Anordnungen, und zeigte besonders große Klugheit und Menschenkenntniß in Anstellung mehrerer jetzt noch nöthiger Ober- und Unterbefehlshaber. Nachdem der Sultan alle zu einer standhaften und hartnäckigen Vertheidigung nothwendigen Vorkehrungen getroffen hatte, zog er sich mit dem Theile des Heeres, den er bei sich hatte, wieder in sein Lager auf den Höhen von Ajadiah zurück. Täglich fielen jetzt zwischen den Christen und Türken kleine, jedoch gewöhnlich sehr hitzige Gefechte vor. Da aber beide Theile stets mit Heldenmuth kämpften; so lernten sie sich auch gegenseitig immer mehr schätzen und ehren, wurden mit jedem Tage vertrauter mit einander, so daß endlich, wenn beide Theile mit der größten Anstrengung bis zu völliger Ermüdung gefochten hatten, nun nicht selten durch beiderseitige Uebereinkunft eine Waffenruhe von einigen Stunden eintrat, während welcher Christen und Muselmänner sich näherten, freundlich mit einander unterhielten, aßen und tranken, ja sogar sangen und tanzten, und allerlei Kurzweile

trieben, bis endlich der Ruf zu den Waffen auf das neue erscholl, und auf den kurzen freundlichen Verkehr wieder blutige und hitzige Gefechte folgten *).

4. Da jetzt die zum Kriegführen günstige Jahreszeit größtentheils vorüber war — man befand sich in den letzten Tagen des Septembers — so beschlossen der König und die in dem Heere befindlichen Fürsten, ohnehin längst schon der täglichen, zu keinem Resultate führenden kleinen Gefechte und Bewegungen müde, eine entscheidende Schlacht zu liefern. Am 4. October des Jahres 1189 rückte also das Christenheer aus seinem Lager von den Anhöhen von Toron in die Ebene herab. Es war in vier Treffen geordnet. Voraus zog das Fußvolk, die Bogen= und Armbrustschützen, wohl bepanzert in leinenen, durch künstliche Verflechtung beinahe undurchdringlichen Waffenröcken, und die Köpfe mit Pickelhauben bedeckt. Auf diese folgten die schwergeharnischten Ritter, die auf ihren muthigen und kräftigen Pferden, mit ihren glänzenden Helmen, blinkenden Schwertern und ihren mannichfaltigen, in bunten Farben wehenden Feldzeichen einen ungemein prachtvollen, aber auch so furchtbaren Anblick dar=

*) Bohaeddin, der Freund und stete Begleiter Saladins, erzählt, daß es unter solchen Kurzweilen es einmal den Türken und Christen eingefallen sey, auch ihre Knaben mit einander kämpfen zu sehen. Unverzüglich wurden nun aus Ptolemais zwei muselmännische und aus dem Lager zwei christliche Knaben herbeigeholt. Zur Belustigung der Zuschauer kämpften diese nun lange sehr hitzig mit einander, bis es endlich einem der, für den Islam kämpfenden Knaben gelang, seinen Gegner niederzuwerfen und zu seinem Gefangenen zu machen. Laut begrüßten nun alle anwesenden Christen den jungen Muselmann als Sieger, lößten auch sogleich den von ihm gemachten Gefangenen wieder mit zwei Goldstücken aus.

bot, daß selbst ein Ritter in seinem Unverstand und vermessenen Stolze ausrief: „Möge Gott uns auch heute nicht helfen, jedoch eben so wenig den Türken beistehen, so ist dennoch der Sieg unser.“ Das zweite Treffen bildeten die Franzosen und Hospitalritter, angeführt von dem Könige selbst, vor welchem, wie erzählt wird, ein von dem feinsten Atlas umhülltes Evangelienbuch von vier Männern vorgetragen ward, deren jeder eine der vier Enden des Buches hielt *). In dem dritten Treffen erblickte

*) Alles zu gehöriger Zeit und am rechten Ort. Daß von dem wahrhaftigen, heiligen Kreuze Jesu Christi, an welchem Er einst, durch sein Leiden und seinen Tod, die bis dahin mit dem Fluch belastete Erde wieder mit seinem himmlischen Vater aussöhnte, und an welchem, obgleich unsichtbarer Weise, noch immer von dem kostbaren Blut gelebt, welches der Gottmensch für die Erlösung des tief gesunkenen, sündigen Menschengeschlechtes vergoß: daß von diesem allerheiligsten aller heiligen Reliquiem wunderbare Hülfe und außerordentliche Gnadenerweisungen mit vollem Vertrauen erwartet werden konnten: dieß wird jeder katholisch-christlichen Seele von selbst einleuchten. Aber ein Evangelienbuch, obgleich an sich heilig und ehrwürdig, ist jedoch ein, ohne alles Verhältniß minderes Heiligthum, als jenes wahre, über die Hölle und deren Anhang triumphirende Zeichen unserer Erlösung. Das Buch der heiligen Evangelien ziere alle unsere Altäre; es finde sich in jeder christlichen Wohnung, und tief eingegraben sey sein göttlicher Inhalt in jedem, Jesum Christum wahrhaft und aufrichtig liebenden Gemüthe. Aber am Tage einer Schlacht ist es in den Reihen der Soldaten nicht an seinem rechten Ort. Ward, als die grenzenlose Lasterhaftigkeit der Christen in Palästina die gerechten Strafgerichte Gottes herbeigezogen hatte, selbst jenes große Heiligthum, das so oft wunderwirkende, wahrhafte Kreuz in der unglücklichen Schlacht bei Hittin verloren, um wie viel mehr und viel leichter konnte nicht auch ein Evangelienbuch in der Schlacht bei Ptolemais den Türken in die Hände fallen, und würde

man den edlen Markgrafen Conrad, die französischen Bischöfe und den Landgrafen Ludwig von Thüringen mit den pisanischen und deutschen Schaaren. Das vierte Treffen bildeten die, ihren Heldensinn und ihre mehr als ritterliche Tapferkeit nie verläugnenden Tempelritter mit den Pilgern aus Catalonien und Navarra, zu denen man auch noch einige deutsche Cohorten hatte stoßen lassen. Sobald Saladin die Christen in der Ebene gegen sein Lager ziehen sah, ordnete er in Eile seine zahlreichen Schaaren, und rückte dem feindlichen Heere entgegen. Das Feldgeschrei der Muselmänner war an diesem Tage: „Für den Islam und die Verehrer des Einigen Gottes." Um neun Uhr des Morgens begann die Schlacht. Sobald das Fußvolk sich dem Feinde genähert hatte, öffnete es sogleich seine Reihen, und mit unaufhaltsamer Gewalt stürmten die Ritter auf die Türken los, und da auch das Fußvolk mit der größten Schnelligkeit sich wieder formirte, so unterstützte es den Angriff der Ritter mit nicht minderer Kraft. Diesem so heftigen und gut combinirten Angriff vermochten die Türken nicht lange zu widerstehen. Umsonst flog Saladin durch die Reihen, und suchte durch Sprüche aus dem Koran sein Heer zu neuem Muthe zu befeuern, aber demungeachtet neigte sich der Sieg bald völlig auf die

dann den Ungläubigen nur wieder neue Veranlassung zum Spott und Hohngelächter über die Christen und deren heiligen Glauben gegeben haben. Man beuge mit Ehrfurcht das Knie vor dem heiligen Buch, drücke es auch mit Andacht und Liebe an seine Lippen, erneuere aber dann stets auch den Vorsatz, alle darin enthaltenen göttlichen Gebote mit der gewissenhaftesten Treue zu befolgen, und zwar nicht blos aus Furcht vor dem göttlichen Gesetzgeber, sondern vielmehr aus reiner Liebe zu demselben, zu Ihm, der allein aller Liebe, aller Anbetung, alles Lobes, Preises und aller Verherrlichung würdig ist.

Seite der Christen. Der rechte Flügel des türkischen Heeres ward immer mehr zurückgedrängt, endlich gänzlich in die Flucht geschlagen, wobei die Templer durch eine mehr als menschliche Kraftanstrengung sich ganz ungemein wieder auszeichneten; wohin sie sich wandten, durchbrachen sie die feindlichen Linien, brachten überall Tod und Verderben unter dieselben. Aber ihre, wie der Ritter Tapferkeit ward von den übrigen christlichen Schaaren nur schwach unterstützt. Der linke Flügel der Türken stand noch immer unbeweglich wie eine Mauer, und setzte den Kampf mit großer Unerschrockenheit fort. Aber während die siegreichen Ritter die Fliehenden mit der größten Hitze verfolgten, hatte Saladin viele seiner Leute wieder zum Stehen gebracht, zu ihren Fahnen gesammelt, und machte hierauf mit seinem geschlagenen Flügel sogleich — wodurch sich Saladin wirklich als einen der größten Feldherren seiner Zeit beurkundete — eine große excentrische Seitenbewegung*). Dieß ent-

*) Ganz nach den Grundsätzen der neuern, höhern Strategie. Hätten die Ritter das Handwerk eben so gut wie Saladin verstanden, so würden sie, anstatt sich auf den linken Flügel zu werfen, den Sultan auch sogleich in dieser neuen Stellung angegriffen, oder, was das sicherste gewesen wäre, sich mit ihrem halben Siege begnügt und es ruhig haben geschehen lassen, daß Saladin mit seinem zur Hälfte geschlagenen Heere sich ohne weitern Verlust in sein Lager auf Asadiah zurückzog. Es ist Schade, daß die arabischen Geschichtschreiber, wahrscheinlich aus Unkunde, uns von Saladins vielen siegreichen Schlachten stets nur ein kurzes, in den gewöhnlichen allgemeinen Umrissen entworfenes Gemälde hinterließen, ohne in das Detail seiner Stellungen, Anordnungen und Bewegungen nur im mindesten einzugehen. Wäre jedoch dieß geschehen, so würde es Saladins Feldherrnruhm noch um sehr vieles erhöhet, vielleicht sogar ihn auf gleiche Linie mit manchem der neuern berühmten Feldherren oder Strategen gestellt haben.

schied das Schicksal des Tages. Als nämlich die christlichen Ritter von dem Verfolgen wieder zurückkamen, und ohne die indessen geschehene feindliche Bewegung gehörig zu würdigen, vielleicht gar nicht einmal sie bemerkt haben, mit ihrem gewöhnlichen Ungestümm auf die noch stehenden türkischen Schaaren losstürmen wollten, wurden sie plötzlich von Saladin und dessen ganzer Macht in der Flanke und im Rücken überfallen, und da zu gleicher Zeit auch die zahlreiche Besatzung von Ptolemais einen Ausfall machte, und die Christen ebenfalls in dem Rücken angriff; so entstand nun auch in den Reihen der Christen keine kleine Verwirrung, die jetzt auch noch durch die unbegreifliche Unbesonnenheit einer zahlreichen deutschen Schaar nicht nur um vieles vermehrt, sondern endlich selbst dem ganzen Heere verderblich ward. Ein muthiges Pferd war nämlich seinem Reiter entlaufen, und diesem liefen die Deutschen, um es wieder zu erfassen, theils einzeln, theils in ganzen Haufen mit der größten Heftigkeit nach. Als die etwas ferner stehenden Schaaren dieses sahen, glaubten sie, die Deutschen hätten ebenfalls die Flucht ergriffen, gaben demnach alles für verloren, und eilten in nicht minder verwirrten Flucht ihrem Lager zu. Die Schlacht war zwar für die Christen verloren, aber ihr Verlust an Todten war doch nicht allzubedeutend, und jener der Türken wo nicht größer, doch auch nicht viel geringer. Von den Söhnen des Sultans ward einer im Treffen erschlagen, der andere schwer verwundet; auch von den vornehmsten Emirs waren zwei im Treffen gefallen; andere hatten theils leichtere, theils schwerere Wunden erhalten. Wenn aber in einer Schlacht selbst die Prinzen, sogar die eigenen Söhne des Monarchen, und überdies noch einige von denen, die an der Spitze des Heeres stehen, erschlagen und verwundet worden sind; so kann man mit Bestimmtheit anneh-

men, daß der Verlust an Soldaten und Officieren von niederem Range nicht wenig bedeutend gewesen seyn muß. Indessen hatten die Christen doch den Verlust mehrerer sehr wackerer, ausgezeichneter Ritter zu bedauern, besonders den Tod des, seiner kriegerischen Tugenden wegen bei dem ganzen Heere in hoher Achtung stehenden Andreas von Brienne. Auch der edle Jacob von Avesne wäre beinahe in Gefangenschaft gerathen. Er stürzte mit seinem Pferde, schwang sich jedoch behend auf ein anderes und entkam glücklich der Gefahr *). Sogar der Markgraf Conrad stand in Gefahr ein Gefangener Saladins zu werden, aber König Guido, obgleich dessen Feind, jedoch in diesem Augenblicke allen Groll und Zwist vergessend, eilte herbei und befreiete ihn aus den Händen der ihn schon von allen Seiten umgebenden Türken. Eine tiefe und allgemeine Trauer verbreitete jedoch die Gefangenschaft und der Tod des Großmeisters des Tempelordens. Da er den bei seiner Freilassung dem Sultan geleisteten Eide, die Waffen nicht mehr gegen die Muselmänner zu führen, untreu geworden war, so ließ ihn Saladin sogleich und noch auf dem Schlachtfelde enthaupten. Unstreitig wäre unter den fliehenden Christen die Verwirrung, mithin auch ihr Verlust noch größer geworden, wäre nicht des Königes Bruder, Gottfried von Lusignan, der mit einer auserlesenen Mannschaft in dem Lager hatte bleiben müssen, um dasselbe gegen feindliche Anfälle, besonders der Besatzung von Ptolemais, zu schützen, herbeigeeilt, und hätte mit

*) Seine Rettung hatte Jacob von Avesne einem seiner treuesten, ihm ergebensten Ritter zu danken, der sogleich von seinem Pferde herabsprang und es seinem Herrn überließ, aber auch dafür sogleich von den darüber erbitterten Türken in Stücken gehauen ward. In doppelter Hinsicht konnte man diesen Tod einen Märtyrertod nennen.

ungemeiner Entschlossenheit dem Drängen der verfolgenden Türken sich entgegen geworfen, und den Christen dadurch die Flucht erleichtert.

5. Durch die verlorne Schlacht ward jedoch die Belagerung von Ptolemais nicht unterbrochen, auch das christliche Heer nicht im mindesten entmuthiget. Zudem erhielt es gleich darauf wieder eine ungemein bedeutende Verstärkung durch die Ankunft vieler neuen Pilger aus dem Abendlande. Außer einem Bischof, zwei Fürsten und mehreren Grafen und Herren, befand sich unter den Neuankommenden auch ein Neffe des Königes von Dänemark, dessen Panier allein schon 400 Dänen gefolgt waren. Endlich lief auch noch ein außerordentlich großes, von den Cremonensern erbautes Schiff, „die Börse von Cremona genannt,“ in den Hafen von Ptolemais ein, und verstärkte die davor liegende kleine pisanische Flotte. Aber bei Saladin stiegen jetzt mit jedem Tage diese Besorgnisse. Erstlich erfuhr er durch ein Schreiben von einem seiner Söhne, daß Kaiser Friedrich mit seinem Heere schon in der Nähe von Constantinopel stünde, und ganz zuverlässig im Sommer des folgenden Jahres in Syrien erscheinen werde. Diese Nachricht beunruhigte den Sultan ungemein; auch verbarg er seine Unruhe nicht vor seinen Emirs; „ich besorge,“ sagte er zu ihnen, „unsere Feinde vor Ptolemais werden bald eine furchtbare Hülfe erhalten.“ Er schrieb an alle, ihm unterworfenen oder mit ihm verbündeten Fürsten, und forderte sie auf, mit allen Truppen, die zu ihrer Verfügung stünden, das nächste Frühjahr zu ihm zu stoßen. Sogar an den Kaliphen von Bagdad schickte er seinen Freund Bohaeddin, und ließ ihn um Beistand an Geld und Truppen bitten, erhielt jedoch weder das eine noch das andere *). Endlich brachen

*) Indessen verweigerte der Kaliph dem Sultan nicht allen

auch in dem türkischen Lager ansteckende Krankheiten aus, an denen Saladin selbst einige Tage erkrankte, daher das Lager um mehrere Meilen weiter zurücklegte. Indessen überließen sich die Christen ganz außerordentlichen Arbeiten. Zuerst zogen sie um ihr Lager einen tiefen und breiten Graben, der von dem Fluß Belus bis an das Meer reichte, und die ganze Stadt einschloß; dann befestigten sie ihr Lager durch ganz ungeheure Verschanzungen, so daß, als alle Arbeiten vollendet waren, ihr Lager das Ansehen einer beinahe unbezwingbaren Festung hatte*); endlich legte Markgraf Conrad, durch Sprengung einiger Felsen, für die syrischen Schiffe einen neuen Hafen bei Ptolemais an, der lange Zeit der Hafen des Markgrafen (portus Marchionis) genannt ward. Indessen waren alle Vorräthe an Lebensmitteln in Ptolemais verzehrt, so daß die Belagerten den Vorschlag machten, die Stadt zu übergeben, jedoch unter der Bedingung freien Abzuges der Einwohner mit aller ihrer beweglichen Habe.

---

Beistand. Aber dieser war von einer ganz besondern Art. Er schickte ihm nämlich erstlich eine große Quantität Naphta, damit es ihm nicht an Mitteln fehle, die christlichen Belagerungsmaschinen vor Ptolemais zu verbrennen, und dann berechtigte er aus seiner kaliphatischen Machtvollkommenheit den Sultan, von allen Kaufleuten in seinem Reiche große Geldsummen zu erheben, und zwar ohne alle Scheu und allen Scrupel, indem er, der Kaliph, und sein Divan die Verantwortlichkeit und Sündhaftigkeit einer solchen Gelderpressung über sich nähmen. Natürlich war der edle Saladin viel zu gerecht und großmüthig, als daß er von dieser, von dem wahren Nachfolger seines Propheten ihm ertheilten Dispensation den mindesten Gebrauch hätte machen wollen.

*) Ein arabischer Geschichtschreiber sagt, die Christen hätten durch ihre ungeheuern Verschanzungen ihr Lager selbst den Vögeln in der Luft unzugänglich gemacht.

Diesen Antrag wiesen jedoch die Belagerer zurück, in der sichern Hoffnung, daß die bald noch höher steigende Noth die Einwohner zu unbedingter Uebergabe zwingen werde. Aber wenige Tage darauf erschien Saladins zahlreiche ägyptische Flotte vor Ptolemais, verjagte die pisanischen Schiffe und lief in den Hafen ein. Im Ueberfluß ward nun Ptolemais wieder mit allen Arten von Lebensmitteln versehen, sogar die Besatzung verstärkt, und von einer freiwilligen Uebergabe der Stadt war von jetzt an keine Rede mehr. Aber die Türken auf der ägyptischen Flotte eroberten bei dieser Gelegenheit auch ein, mit Vorräthen für die Christen beladenes Schiff, machten die ganze Schiffsmannschaft zu Gefangenen, und ließen nun ohne alle Ursache und blos aus grausamem Muthwillen sämmtliche gefangene christliche Seeleute auf den Mauern von Ptolemais unter den Augen der Belagerer, den schmählichen Tod am Galgen sterben. Die während der schon lange dauernden Belagerung entstandene gegenseitige Achtung der Christen und Muselmännern, so wie das damit verbundene größere Zutrauen hatten nun völlig ein Ende, und an deren Stelle trat die schrecklichste Erbitterung, die auch, wie wir gleich sehen werden, schon nach wenigen Monaten eine nicht minder blutige, ja wohl noch grausamere Wiedervergeltung zur Folge hatte. Da der jetzt eingetretene Winter keine ferneren kriegerischen Operationen erlaubte, so trat nun eine Waffenruhe von einigen Monaten ein. Saladin entließ den größten Theil seines Heeres, jedoch mit der Weisung, sich unfehlbar mit Anfang des nächstkommenden Frühlings wieder einzufinden. Auch der Markgraf Conrad kehrte mit seinen Rittern und seiner übrigen Mannschaft nach Tyrus zurück.

6. Die Christen, voll Kampflust und Eifer für die Sache Gottes, waren die ersten, welche den,

von der Jahreszeit gebotenen Waffenstillstand brachen. Durch ihre Kundschafter hatten sie erfahren, daß der Sultan auf einige Zeit sein Lager verlassen habe, und sich jetzt in der Gegend von Ramla aufhalte. Diesen Umstand wollten sie benutzen, rückten also nach Mitternacht aus, und zogen nach Charubah, wo Saladins Lager stand. Mit Anbruch des Tages griffen sie dasselbe mit ungemeiner Lebhaftigkeit an. Zwar vermochten sie nicht, wie sie gehofft hatten, das türkische Heer auseinander zu sprengen; aber sie erfochten doch bedeutende Vortheile, erschlugen mehrere tausend Muselmänner, und zogen sich hierauf, mit diesem halben Siege sich begnügend, voll froher und kühner Hoffnungen wieder nach Toron zurück. Aber noch weit mehr erhob sich der Muth der Christen, als jetzt der Markgraf Conrad mit mehreren christlichen Schiffen von Tyrus zurückkam, die zahlreiche ägyptische Flotte angriff, sie in die Flucht schlug und einige ihrer Schiffe eroberte. Aber leider befleckte diesen Sieg sogleich wieder blutiger, fluchwürdiger Gräuel von Seite der Christen, vorzüglich der Frauen. Als nämlich die auf den eroberten Schiffen gefangene türkische Mannschaft an das Land gebracht ward, entbrannten die vor dem Lager befindlichen Weiber, sich der blutigen That erinnernd, welche die Türken vor einigen Monaten an christlichen Seeleuten begangen hatten, in solche Wuth, daß sie über die Gefangenen herfielen, sie bei den Haaren zu Boden rissen, auf der Erde bis an die Mauer von Ptolemais schleiften, und dann mit ihren, zum Theile stumpfen Messern ihnen die Hälse abschnitten *).

*) Die Anführer im christlichen Heere hätten sehr leicht diese Gräuel verhüten können; aber vorsätzlich überließen sie ihre Gefangenen den Weibern; denn sie wünschten ebenfalls, daß der Tod am Galgen jener christlichen Seeleute jetzt gerächt würde, wollten jedoch nicht

Da die Christen, als Ptolemais auf das neue für lange Zeit war verproviantirt worden, wohl einsahen, daß die Stadt nur durch Gewalt könne gewonnen werden, so hatten sie indessen drei ganz ungeheure Wandelthürme und andere Zerstörungsmaschinen erbaut *). Als nun Saladin gleich im Anfange des Frühlings seine Stellung bei Charubah verlassen und sein früheres Lager auf Adjadiah, den Christen gegenüber, wieder bezogen hatte, setzten ihn ganz besonders die von den Christen erbaueten Belagerungsthürme, die er aus seinem Lager sehr bequem sehen konnte, indem sie wie Berge weit über die Mauer der Stadt hervorragten, in ungemeine Besorgnisse. Diese furchtbaren Gebäude zu zerstören bot Saladin alles auf. Aber alles Naphtaschleudern, so verschwenderisch man auch damit war, that keine Wirkung, und schon hatte man alle Hoffnung aufgegeben, diese,

selbst diese Rache übernehmen, und überließen daher das blutige Geschäft jenen weiblichen Furien, die in ziemlicher Menge sich dazu darboten.

*) Diese drei Thürme waren sechzig Ellen hoch. Der eine war von dem Landgrafen von Thüringen, der andere von den Genuesern, und der dritte wahrscheinlich von den Pilgern französischer Nation erbauet worden. Sie bestanden aus mehreren Stockwerken. Der oberste Raum war zur Aufstellung allerlei Wurfgeschützes eingerichtet, und mit Bogen- und Armbrustschützen besetzt. In die mittlern Stockwerke wurden Soldaten gelegt, die mit Lanzen und Stangen die Belagerten von den Mauern vertreiben und von deren Vertheidigung abhalten sollten. Beinahe jedes dieser Stockwerke faßte nicht weniger als fünfhundert im Kampfe und den Waffen wohl geübter Pilger. Gegen das Geschütz der Belagerten schützten diese Thürme gewaltige, aus Stricken künstlich geflochtene Netze, welche an der vordern Seite angebracht waren, und durch einen Ueberzug von rohen und mit Essig getränkten Thierhäuten gegen das Feuer gesichert waren. In der Ferne erschienen diese schrecklichen Thürme gleich hohen, alles weit überragenden Bergen.

die Einwohner von Ptolemais, so wie den Saladin selbst so sehr ängstigenden Thürme zu vernichten, als ein Schmied im türkischen Lager, Namens Ali aus Damascus, des griechischen Feuers und dessen Behandlung wohl kundig, sich erbot, alle drei Thürme zu verbrennen, wenn man ihn nur glücklich nach Ptolemais schaffen und dort alles Nöthige, was er zu seinem Werk brauche., ihm reichen würde. Dieß geschah, und der Schmied ward glücklicher Weise in die Stadt gebracht. Mit seinen Vorbereitungen war derselbe bald fertig, und während nun Saladin durch verstellte Angriffe die Wachsamkeit der Belagerer von ihren Thürmen ablenkte, fing auch Ali an, seine mit Naphta und anderen brennbaren Stoffen reich gefüllten Gefäße gegen die Thürme zu schleudern; und kaum hatte eines dieser Gefäße den ersten Thurm getroffen, so stand er sogleich auch schon auf allen Seiten in vollen Flammen; bald darauf auch der zweite und der dritte, und sämmtliche darauf befindliche Mannschaft würde dem Feuertodte nicht entgangen seyn, wenn nicht ein sich plötzlich erhebender heftiger Wind die Flammen gegen die Stadt getrieben hätte. Groß war die Freude der Muselmänner, als die hoch emporlodernden Flammen der brennenden Thürme ihnen in ihrem Lager den Sieg ihres Glaubensgenossen, des Schmiedes Ali, verkündeten *). Auch Saladin sah mit vielem

*) Saladin wollte dem Schmied Ali nach glücklich vollbrachter That eine große Belohnung reichen lassen. Aber der Muselmann nahm sie durchaus nicht an. Er habe, sagte er, sein Werk für Gott und zur Ehre seines großen Propheten vollbracht, und wolle den Werth seiner Handlung jetzt nicht durch die Annahme irgend einer Belohnung schmälern. Auch blinder Fanatismus erzeugt bisweilen, jedoch nur selten, dieselben edeln Thaten, die gewöhnlich nur ächter Enthusiasmus und fromme Begeisterung hervorzubringen im Stande sind.

Wohlgefallen dem Brand zu; aber seine Zufriedenheit darüber ward doch bald darauf wieder durch die Kunde nicht wenig getrübt, daß die Christen den tiefen, um die Stadt laufenden Graben beinahe schon völlig gefüllt hätten, und die Bestürmung von Ptolemais für sie nun kein sehr schweres Werk mehr seyn würde *). Saladin glaubte nun selbst, daß die Stadt nur durch eine siegreiche und entscheidende Schlacht gerettet werden könnte, und diese suchte er um so weniger zu vermeiden, da von jetzt an jeden Tag neue Verstärkungen in seinem Lager bei ihm ankamen. Als endlich Saladin sich stark genug fühlte, ein solches Wagestück, wie die Bestürmung der feindlichen Verschanzungen war, zu unternehmen, griff er, bevor noch alle Schaaren, die er erwartete, und auch mit Gewißheit erwarten konnte, eingetroffen waren, das christliche Lager mit dem größten Ungestümm an und setzte acht Tage lang diese Angriffe ununterbrochen fort. Aber die Christen kämpften ritterlich, schlugen alle Angriffe der Türken muthig zurück und tödteten jeden Tag viele derselben, bis endlich die Türken selbst, als sie das Feld weit und breit um das christliche Lager mit einer Menge Leichen der Ihrigen, die durch das Geschoß der Christen gefallen waren, bedeckt sahen,

*) Erstaunen erregend sind der Eifer und die Anstrengungen, mit denen die Belagerer sich dieser höchst mühseligen Arbeit des Ausfüllens eines so tiefen und ungemein breiten Grabens hingaben. Selbst die meisten Weiber in dem Lager halfen dabei den Männern, und als eines Tages ein Weib während der Arbeit von einem türkischen Pfeile tödtlich verwundet zu Boden sank, und ihr Mann herbeilief, um sie hinwegzutragen, ließ sie dieß nicht zu, sondern begehrte von ihm, daß er, sobald sie den Geist aufgegeben haben würde, sie in den Graben werfen sollte, damit selbst nach ihrem Tode ihr Körper noch Etwas zur Beförderung des zur Ehre Gottes unternommenen Werkes beitragen könnte.

dieser fruchtlosen Angriffe müde wurden, sich zurückzogen und die Christen in Ruhe ließen. Einige Zeit fielen jetzt blos kleine Gefechte vor. Da aber immer noch täglich neue Verstärkungen in dem türkischen Lager einrückten, so wollten die christlichen Fürsten nicht länger gestatten, daß ihr Heer durch tägliche, und doch zu nichts führende Gefechte sich noch mehr schwäche, und erließen also ein Gebot, dem zu Folge kein Pilger, unter schwerer Strafe, das Lager mehr verlassen sollte, und dieses strenge Gebot schärfte nun auch noch ein Bannfluch, mit dem die Bischöfe jeden belegten, der dagegen handeln würde. Aber dieß war gar nicht nach dem Sinne der kampflustigen Pilger. Wirklich hatten auch die Fürsten der Kreuzfahrer seit langer Zeit kein Heer unter ihren Fahnen, das so sehr vor Begierde brannte, sich mit dem Feinde zu schlagen, das jede Ruhe verschmähete, und dessen Zuversicht zu sicherm Siege selbst durch mißlungene Angriffe und ihm ungünstige Gefechte nicht geschwächt werden konnte. Mit dem Gebote der Fürsten war demnach das gemeine Volk im höchsten Grade unzufrieden. Es betrachtete die Unthätigkeit, in der man es erhalten wollte, als eine ganz zwecklose Verlängerung der ohnehin schon so lange dauernden Belagerung, und als einen lästigen Zwang, wodurch ihm manche Gelegenheit, reiche Beute zu machen, entzogen würde. Bald ward das christliche Lager ein Schauplatz der ärgerlichsten Auftritte, des lauten Murrens, der ungestümmsten Forderungen an die Fürsten, die man bald der Feigheit, bald der Läßigkeit oder des Mangels an Eifer, die Sache Gottes zu befördern, beschuldigte. Durch Vorstellungen, Versprechungen und Drohungen gelang es zwar einige Zeit den Fürsten, das immer unbändiger werdende Volk im Zaume zu halten. Als dieses aber hörte: Saladin habe, auf die Nachricht, daß das große deutsche Pilgerheer unter Kaiser Friedrich im An-

zuge sey, einen großen Theil seines Heeres nach den nördlichen Grenzen seines Reiches gesandt, da zerriß es alle Bande militärischen Gehorsams gegen seine Vorgesetzten, waffnete sich eigenmächtig, hörte nicht mehr auf die dringenden Abmahnungen der Heerführer, und zog in zahlreichen wilden Haufen, weder gehörig geschaart noch geordnet, nach dem türkischen Lager, fiel aber mit solchem Ungestümm auf den feindlichen linken Flügel, daß der Emir, der denselben befehligte, einen solchen Angriff gar nicht erwartend, und in der irrigen Meinung, daß das ganze christliche Heer im Anzuge sey, sich mit seinen Schaaren eiligst zurückzog. Das Volk drang also in das türkische Lager, und da es — denn es war um die Mittagsstunde — in allen Zelten Getränke und volle Schüsseln mit Fleisch und andern Speisen fand, fiel es mit Gier darüber her, legte selbst seine Waffen ab, und fing nun an, wie zu einem fröhlichen Mahle geladen, in den feindlichen Zelten herrlich zu schmausen und sich zu berauschen. In seinem Taumel ließ es sich sogar nicht stören, als schon der Ruf zu den Waffen in dem türkischen Lager von einem Ende bis zum andern erscholl; selbst nicht, als schon der Schall schmetternder Trompeten die Türken zur Schlacht rief. Einzeln und von einander getrennt, ohne Möglichkeit sich nur einigermaßen zu reihen und zu ordnen, wurden also die Christen, in der größten Verwirrung unter einander selbst, von den Türken mit unverhältnißmäßiger Uebermacht überfallen. An Widerstand war nicht zu denken, und eben so schwer oder noch schwerer durch schleunige Flucht sich zu retten. Da auf das Gebot Saladins, an diesem Tage des Lebens keines Christen geschont werden sollte, so wurden die meisten theils schon in dem Lager, theils vor demselben zusammengehauen, und die Fliehenden bis zu den Verschanzungen ihres Lagers von

den siegenden Türken verfolgt. Die Fürsten und Ritter hätten dem bedrängten Pilgervolke zu Hülfe kommen, und viele davon retten können; aber sie wollten es nicht und überließen vorsätzlich das unbändige Volk der verdienten Züchtigung, damit es durch eigene Erfahrung lernen möchte, wie verderblich ihm selbst sein Ungehorsam gegen seine Heerführer werden müßte. Die Christen sollen an diesem Tage bei viertausend Mann, die Türken aber nur fünfzehn bis sechszehn der Ihrigen verloren haben*).

8. Dieser, obgleich nicht unbedeutende Verlust ward jedoch bald durch die Ankunft vieler frommen, nach dem heiligen Lande pilgernden Bischöfe, Fürsten, Grafen und Herren, wovon jeder ein sehr zahlreiches Heergefolge hatte, mehr als zweifach ersetzt. Unter den neu Angekommenen zeichneten sich vorzüglich aus Graf Heinrich von Troyes in der Champagne**), der Erzbischof von Besançon, die Bischöfe von Toul und Blois; ferner die Grafen von Blois, Pontigni und Clermont, nebst noch einer Menge von Herren und Edeln aus allen Theilen Frankreichs. Aus Italien kamen an die Bischöfe von Ostia und Asti, aus England der Erzbischof von Canterbury und

*) Der Verlust der Pilger würde noch ungleich größer gewesen seyn, wenn nicht der höchst ehrwürdige Archidiacon von Colchester, Radulph von Hauterive, eben so erbauend und herzerhebend an dem Altar, als kühn und unerschrocken im Kampfe, und die Strenge der übrigen Fürsten und Ritter nicht theilend, sich des bethörten und jetzt so hart gezüchtigten Volkes erbarmt hätte. Mit seiner, obgleich gar nicht zahlreichen Schaar kam er den Fliehenden zu Hülfe, hielt die Türken, so viel er konnte, im Verfolgen der Christen auf, und rettete dadurch vielen von diesen das Leben.

**) Derselbe soll mit zehntausend Mann bei Ptolemais gelandet seyn.

der Bischof von Salisbury, und endlich aus Deutschland der Herzog Leopold von Oesterreich, nebst einer zahlreichen Schaar Pilger aus Cöln *) und andern Städten am Niederrhein. Die Anzahl der Angekommenen würde noch größer gewesen seyn, wären nicht manche Schiffe der Pilger in der Nähe von Ptolemais in die Hände der Türken gefallen, die durch Flaggen, Kreuze und andere Zeichen der Kreuzfahrer, ja selbst bisweilen durch Sprache die fremden Schiffer zu täuschen wußten **). Aber die Freude über die Ankunft der neuen Kampfgenossen ward nicht wenig getrübt, ja wohl durch die Nachricht von dem Tode des Kaisers und der völligen Auflösung

*) Die Anzahl der Cölner war so ansehnlich, daß ein abendländischer Geschichtschreiber sie das exercitum Coloniensem nennt.

**) Ein türkisches Schiff soll es sogar einmal gewagt haben, eine Menge Schweine an Bord zu nehmen, und diese bei Annäherung eines christlichen Fahrzeuges auf dem Verdeck sehen zu lassen. Da bekanntlich Schweine für die Muselmänner unreine Thiere waren, und kein Muselmann ein solches auch nur in seiner Nähe dulden durfte, so mußte ein christlicher Schiffer dadurch nothwendig getäuscht werden, und ein solches Schiff für ein christliches halten. Daß aber, auf diese Weise betrogen, auch sogar eine abendländische Fürstin mit einem Heergefolge von tausend theils Rittern, theils gemeinen Kriegern in türkische Gefangenschaft gerathen seyn soll: dieß ist höchst unwahrscheinlich, wird auch nur von einem einzigen arabischen Geschichtschreiber erzählt. Aber eine Fürstin, mächtig genug, um tausend Krieger nach Ptolemais führen zu können, ist viel zu bedeutend, als daß nicht auch abendländische Geschichtschreiber ihrer hätten eine Erwähnung machen, und sogar ihren Namen ganz mit Stillschweigen übergehen sollen. Auch würde man nothwendig von dem Schicksal einer solchen Fürstin während ihrer Gefangenschaft umständlichere Nachrichten erhalten haben; sie auch gewiß nicht lange eine Gefangene Sultan Saladins geblieben seyn.

des großen deutschen Pilgerheeres völlig zerstört. Zudem brachten auch die angekommenen, obgleich so bedeutenden Verstärkungen den Christen vor Ptolemais bei weitem nicht alles Heil, was von denselben zu erwarten gewesen wäre. Seit der verlornen Schlacht vor Ptolemais nämlich herrschten auf das neue wieder Uneinigkeit und Hader unter den aus so vielerlei verschiedenen Nationen und Völkerschaften bestehenden Kreuzfahrer. Jede Nation wälzte die Schuld des Verlustes jener Schlacht auf die andere, und besonders fielen die größten Vorwürfe, und vielleicht nicht ohne Grund, auf die Deutschen. Diese standen bis dahin in großem Ansehen, das aber jetzt fühlbar gefallen war. Indessen hofften sie dasselbe durch die Ankunft des großen deutschen Heeres unter Kaiser Friedrich bald wieder zu gewinnen. Da ihnen aber diese Hoffnung jetzt war benommen worden, so ärgerten sie sich um so mehr über die Ankunft so vieler französischen Herren und französischen Schaaren, wodurch die Nation der Franzosen ein entscheidendes Uebergewicht erhalten würde. Neid, Haß und Eifersucht schwächten die Kräfte des Heeres. Jetzt ward nicht mehr einem und demselben Zweck, und noch viel weniger unter einer gemeinschaftlichen Anleitung entgegengearbeitet. Jede Nation verrichtete zwar oft wahrhaft bewundernswerthe Thaten, jedoch stets vereinzelt, weil sie den Ruhm davon mit keiner andern theilen wollte. Die erste Frucht des von der französischen Partei erhaltenen Uebergewichts war, daß man dem Grafen Heinrich von Troyes den Oberbefehl über das Heer ertheilte, den bisher der tapfere und weise Landgraf von Thüringen, einigemal abwechselnd mit Jacob von Avesne, geführt hatte. Aber natürlicherweise fand sich der Landgraf dadurch beleidiget, und unter dem Vorwande geschwächter Gesundheit und des dem-

selben wenig zuträglichen Klima's verließ er daher das Heer und trat mit seinen Schaaren die Rückreise nach dem Abendlande an *). Der die verschiedenen Nationen seit einiger Zeit von einander trennende, und deren gegenseitige Eifersucht immer noch mehr erregende Neid fand leider noch größere Nahrung, als auch der Herzog Friedrich von Schwaben mit seinen Deutschen vor Akkon ankam. Ueberhaupt lag dieses gar nicht in dem Sinne des Königes Guido und der meisten Fürsten. Das Belagerungsheer war zahlreich genug und bedurfte jetzt keiner Verstärkung. Weit größere Dienste würde der Herzog den Belagerern geleistet haben, wenn er mit seinen Schaaren in Antiochien geblieben wäre, von da aus das nahe liegende Fürstenthum Damascus bedrohet, mithin Saladins Aufmerksamkeit dadurch getheilt und denselben gezwungen hätte, durch starke Entsendungen nach Damascus sein Heer vor Ptolemais zu schwächen. Um dem Herzog diese Ansicht beizubringen, ward der Markgraf Conrad an ihn gesandt. Aber dieser handelte ganz im Widerspruch mit der ihm gegebenen Weisung, er beredete vielmehr den Herzog, ohne zu zögern nach Ptolemais zu ziehen und sich

*) Daß der Landgraf, ohne die ihm zugefügte Beleidigung vielleicht noch länger bei dem Heere geblieben wäre, ist nicht blos sehr möglich, sondern sogar auch höchst wahrscheinlich; daß aber auch die von ihm angegebene Ursache, warum er das Heer jetzt verlasse, nicht ungegründet war, geht daraus hervor, daß er sein Vaterland nie mehr wieder sah, sondern während der Rückreise erkrankte und auf der Insel Cypern starb. — Landgraf Ludwig von Thüringen war ein sehr ausgezeichneter, weiser Fürst, den selbst Saladin ganz vorzüglich ehrte, sogar einigemal durch Sendung ansehnlicher Geschenke ihm seine besondere Hochschätzung zu beweisen suchte, der aber auch durch den erlangten Ruhm seiner Waffen längst schon bei vielen Neid und Mißgunst erregt hatte.

und seine tapfern Deutschen mit dem Belagerungsheere zu vereinigen. Conrad hatte dabei seine geheimen Absichten. Da nämlich sein Ehrgeiz indessen noch einen höhern Schwung genommen hatte, er aber bei seinen feindlichen Entwürfen gegen König Guido wohl voraussah, daß die Franzosen, die jetzt ihrer größeren Zahl wegen ein Uebergewicht hatten, dem Könige Guido, als ihrem Landsmanne, weit geneigter als ihm seyn würden; so wünschte er die Pilger deutscher Nation durch die Schaaren des Herzogs so zu verstärken, daß er mit denselben, von deren Anhänglichkeit er überzeugt zu seyn schien *), gegen die französische Partei ein dieselbe überwiegendes Gegengewicht bilden könnte. Auf den Rath des Markgrafen zog also der Herzog nach Tripolis, um sich dort einzuschiffen, um über Tyrus nach Ptolemais zu segeln. Aber Friedrich betrachtete es schon als eine schlimme Vorbedeutung, daß die Schiffe, die er zu Tripolis mit seinen Schaaren bestiegen hatte, nach einer kurzen Fahrt von kaum einer Stunde von einem sich plötzlich erhebenden heftigen Sturm ergriffen, drei davon zerstört, und sämmtliche darauf befindliche deutsche Pilger in den Wellen begraben wurden. Mit vieler Mühe gelang es den übrigen, den Hafen von Tripolis wieder zu gewinnen. Der Herzog ließ nun seine Leute zu Lande nach ihrer Bestimmung ziehen, und wenige Tage darauf kam er selbst in dem Lager vor Akkon an.

9. Da das Belagerungsheer indessen so bedeutend war verstärkt worden, so beschloß Graf Hein-

*) Durch seine ruhmvollen Thaten in dem Heere Kaiser Friedrichs, während dessen Kriege in Italien, war des Markgrafen Name längst schon bei den Deutschen ebenso bekannt und geehrt, als auch überall beliebt.— Wirklich, wie wir bald sehen werden, täuschte er sich nicht in seinen Hoffnungen, die er auf die Anhänglichkeit deutscher Nation setzte.

rich von Troyes, der den Oberbefehl übernommen hatte, dem Sultan eine, das Schicksal von Ptolemais entscheidende Schlacht zu liefern. Herolde verkündeten also in dem Lager den Aufbruch des gesammten Heeres auf den folgenden Tag. Aber Saladin, welchen die vielen Verstärkungen, die in das christliche Lager eingerückt waren, in nicht geringe Besorgniß setzte, hatte beschlossen, sich einstweilen blos auf einer strengen aber auch sehr klugen Defensive zu halten. Durch seine Kundschafter von der Absicht der Christen benachrichtiget, verließ er also sein Lager und zog sich auf die Anhöhe von Chorobah zurück, wo er eine feste, jedem Angriff trotzende Stellung nahm, aber mit Ptolemais nun keine andere Verbindung mehr hatte, als blos durch seine geschickten Taucher, deren es eine Menge unter den Muselmännern gab *), und endlich auch durch Taubenposten, wie wenigstens von den arabischen Geschichtschreibern erzählt wird. Da die Christen, welche ihm bis dahin gefolgt waren, trotz ihrer einigemal wiederholten Herausforderungen zum Kampfe ihn nicht bewegen konnten, seine Stellung zu verlassen, sie jedoch diese anzugreifen nicht wagten, so traten sie den Rückzug nach ihrem Lager wieder an, zwar ohne den mindesten Verlust erlitten zu haben, aber höchst mißmuthig über das Mißlingen ihres Vorhabens. Einige Zeit darauf machte Graf Hein-

*) Diese waren so geschickte und geübte Schwimmer, daß sie unter den christlichen Schiffen hindurch schwammen und in kleinen, gegen das Wasser wohl verwahrten Kästchen nicht nur Briefe, sondern auch alle, zur Verfertigung des griechischen Feuers nöthigen Stoffe in die Stadt brachten. Kleinere türkische Fahrzeuge, welche aus dem nahe gelegenen Hafen von Caifa ausliefen, versorgten die Stadt auch ununterbrochen mit Lebensmitteln, obgleich von jenen doch bisweilen das Eine oder Andere den Christen in die Hände fiel.

rich in Verbindung mit dem Herzoge von Schwaben einen neuen Versuch, die Türken zu einer Schlacht zu bringen; jedoch abermals vergeblich; denn Saladin wußte durch öftere Veränderungen seiner Stellungen, und durch kluge, die Christen irreführenden Hin- und Hermärsche alle ihre Bemühungen zu vereiteln. Als sie sich nach vier oder fünf Tagen unverrichteter Dinge wieder zurückziehen mußten, schickte ihnen Saladin einen ganzen Schwarm berittener Bogenschützen in den Rücken, so daß sie diesmal nicht ohne allen Verlust in ihrem Lager ankamen.

10. Da die Fürsten sahen, daß sie Ptolemais nicht durch eine Schlacht gewinnen könnten, fingen sie wieder an, die Stadt desto heftiger und anhaltender zu bestürmen. Kriegsmaschinen und Belagerungswerkzeuge von den verschiedensten Arten wurden nun in Menge verfertiget, auf deren Erbauung die Fürsten ganz außerordentliche Kosten verwandten. Der Erzbischof von Besançon z. B. erbauete einen großen Widder, der unter einem Dach gegen die Mauern bewegt ward. Dem Grafen Heinrich kostete eine ähnliche Maschine fünzehnhundert Goldstücke, und der Herzog von Schwaben bauete zwei Maschinen, wovon die eine die Maus, die andere die Katze genannt wurden, und die ganz besonders durch ihre Festigkeit und innere Einrichtung selbst die Bewunderung der Türken erregten. Noch viele andere, theils größere, theils kleinere Maschinen, zum Theil von einer ganz neuen Erfindung, wurden erbaut. Aber kaum hatte man alle diese Maschinen an die Mauer gebracht und sie in Bewegung gesetzt, als sie auch sogleich wieder durch das griechische Feuer zerstört und verbrannt wurden. Der an der Maus des Herzogs von Schwaben befindliche Mauerbrecher, der die Muselmänner so sehr in Erstaunen gesetzt

hatte, ward von denselben, während er noch brannte, mit eisernen Haken und Ketten auf die Mauer gezogen. Das Eisen daran wog hundert syrische Centner und, obgleich öfters mit kaltem Wasser begossen, kühlte er sich doch erst in einigen Tagen ab. Den Kopf des Mauerbrechers schickte der tapfere, kriegsverständige und stets wachsame Emir Karakusch, oberster Befehlshaber von Ptolemais, als ein Siegeszeichen an den Sultan Saladin. — Aber alle diese Widerwärtigkeiten, so sehr sie auch die Pilger von dem immer sehnlicher erwünschten Ziel ihrer Anstrengungen entfernten, vermochte nicht ihren Muth zu beugen. Da sie die Zufuhren an Lebensmitteln nur zur See erhalten konnten, indem Saladin alle Wege und Straßen zu Lande gesperrt hielt und die Schifffahrt gar oft durch widrige Winde gestört ward, so mußte überdieß bisweilen wieder Mangel an Nahrungsmitteln eintreten; aber auch diese so schwere Entbehrungen ertrugen die Christen ohne zu murren mit der größten Geduld. Was würde ein gemeinschaftlicher, tapferer und des Krieges kundiger Feldherr — woran es doch damals den Pilgern nicht fehlte — mit einem solchen Heere nicht haben ausrichten können, wenn dasselbe mit seinen vielen ausgezeichneten kriegerischen Tugenden auch jene des Gehorsams, der Folgsamkeit und des Vertrauens zu seinen Anführern vereint hätte. Die zwischen den Christen herrschenden Zwiste und Mißhelligkeiten thaten denselben weit größern Schaden, als der kühne Karakusch und der nicht minder umsichtige und tapfere Sultan ihnen zuzufügen vermocht hätten. Da Saladin befürchtete, die Unthätigkeit, in der er sich mit seinem Heere schon seit einigen Wochen hielt, mögte auf die Gemüther seiner Krieger einen, ihm ungünstigen Eindruck gemacht haben, so suchte er, da jetzt das Ende des Feldzuges von dem Jahre

1190 sich nahete, durch irgend eine gelungene Waffenthat den Muth seines Heeres auf das neue zu beleben. Durch eine, wie gewöhnlich gut ersonnene List gelang ihm das vollkommen. Von einer zahlreichen auserlesenen Schaar seiner besten Krieger ward nämlich eine, obgleich nicht sehr bedeutende Anzahl christlicher Ritter, die sich listiger Weise aus ihren Verschanzungen und in einen Hinterhalt hatten locken lassen, plötzlich überfallen, umringt und sämmtlich zu Gefangenen gemacht. Dem Sultan machte dieser gelungene Streich eine solche Freude, daß er der Schaar, welche ihn ausgeführt hatte, auf eine weite Strecke Weges entgegen ritt, sie selbst in das Lager zurückführte, sie herrlich bewirthen ließ und mit Lobsprüchen überhäufte *). Mit diesem an sich doch offenbar höchst unbedeutenden Ereigniß schloß sich nun der Feldzug dieses Jahres, indem der jetzt eingetretene Winter, dießmal weit strenger als in andern Jahren, den Waffen auf beiden Seiten Ruhe und Stillstand gebot; zudem auch das Meer so außerordentlich stürmisch ward, daß weder die christlichen Schiffe ihre bisherige Stellung behaupten, noch auch türkische Fahrzeuge sich den Küsten mehr nähern konnten, und die erstern in den Häfen von Cypern und Tripolis und die andern in dem Hafen von

*) Die gefangenen Ritter, unter denen sich auch ein sehr vornehmer französischer Herr befand, behandelte Saladin mit der größten Auszeichnung, schenkte ihnen Ehrenkleider, und als er bemerkte, daß der französische Ritter, um sich gegen die heftige Kälte zu schützen, einen Pelz trug, versah er auch alle übrigen mit Pelzen, ließ ihnen Zelten in der Nähe des seinigen errichten, sorgte reichlich für ihren täglichen Unterhalt, zog den französischen Ritter sogar einige Mal an seine Tafel, und erlaubte allen, bevor er sie nach Damascus sandte, sich aus dem christlichen Lager ihre Kleider und andere nothwendige Effekte holen zu lassen.

Caifa Schutz suchen mußten. Ohne alle Gefahr konnte also jetzt Saladin die immer dringender und ungestümmer werdenden Bitten seiner Emirs *) erfüllen. Er entließ also sein ganzes Heer und erlaubte den, des langen und beschwerlichen Feldzuges längst schon im höchsten Grade überdrüßigen Schaaren, den Winter über in ihrer Heimath sich von den ausgestandenen Mühseligkeiten zu erholen. Nur seine Haustruppen und Leibwachen behielt er bei sich und kehrte mit diesen auf einige Zeit nach Damascus zurück.

*) Nur mit großer Mühe vermochte Saladin seine Emirs so lange zurückzuhalten, bis er endlich, ohne Nachtheil für seine Sache, das Heer entlassen konnte. Einer der vornehmsten derselben hatte sogar schon eigenmächtig mit seinen Schaaren das Lager verlassen, auch den schriftlichen Aufforderungen des Sultans zur Rückkehr keine Folge geleistet, und mußte erst durch Waffengewalt dazu gezwungen werden. Emaddedin Zenki, Fürst von Sandschar, hatte in einem Brief an den Sultan erklärt, daß, da er und seine Truppen die immer unausstehlicher werdenden Mühseligkeiten und Entbehrungen nicht mehr ertragen könnten, er nun ohne weiteres mit seinen Schaaren nach Sandschar zurückgehen werde. Statt aller Antwort schrieb Saladin auf die Rückseite des Briefes: „Ich möchte wissen, was der Mann gewänne, der mich aus seinen Händen lassen, und sich mir entfremden könnte.“ — Edles Herrschergefühl und nachsichtsvolle Milde sprachen sich in diesen wenigen Zeilen so schön und deutlich aus, daß Zenki, davon gerührt, von seinem Vorhaben abstand, und bei seinem Sultan bis auf den Augenblick blieb, wo derselbe ohne Gefahr sein ganzes Heer entlassen konnte.

## VII.

### Beschluß der Geschichte der syrisch-christlichen Fürstenthümer, bis auf dei Ankunft der Könige Frankreichs und Englands in Syrien.

1. Nach Saladins Abzug genossen die Christen jetzt in ihrem Lager, das einer ansehnlichen Stadt

nicht unähnlich war *), einer ungestörten Ruhe, die aber bald die unverantwortlichste und straffälligste

---

*) Da man den verschiedenen Völkerschaften, aus welchem das Pilgerheer bestand, die Lagerplätze, die man ihnen gleich im Anfange angewiesen, die ganze Zeit der lange dauernden Belagerung hindurch, ohne solche zu wechseln, gelassen hatte; so fühlten sich auf denselben auch die Pilger ganz heimisch, und betrachteten sie als ein, durch Kampf und Mühseligkeiten gewonnenes rechtmäßiges Grundeigenthum. Sie fingen demnach an, verschiedene ihnen mehr Bequemlichkeit gewährende Einrichtungen zu treffen. Da Zelte gegen den bösartigen Einfluß des Klima's und der ungesunden Gegend von Ptolemais nicht hinreichend schützten, so errichtete man Baracken; man bauete nach und nach bald größere, bald kleinere Häuser von Holz, nachher sogar auch aus Steinen, die jeder nach dem Maßstabe seines Vermögens und seiner Kräfte mit Allem versah, was das Leben im Lager erleichtern, ja sogar angenehm machen konnte. Bei den Reichen fehlte es selbst nicht an Gegenständen des Luxus. So hatte König Guido für sich, seine Gemahlin und seinen tapfern Bruder Gottfried von Lusignan eine aus Steinen erbauete, sehr geräumige und mit allem erforderlichen, zum Theile sehr auserlesenen Geräthe wohl eingerichtete Wohnung auf dem Berge Toron, an dem Platze, wo er gleich im Anfang der Belagerung sich mit dem Reste der Ritterschaft des Königreiches Jerusalem gelagert hatte. Auch die Straßen in dem Lager wurden erweitert, wo es nöthig war geebnet, und so viel die Umstände erlaubten, auch verschönert. Auch Kaufleute und Handwerker jedes Gewerbes stellten sich ein, fanden gute Aufnahme, reichliche Nahrung und zum Theil sehr bedeutenden Gewinn. Bald gab es auch Schenken, Gasthäuser und noch andere Vereinigungs- und Belustigungsorte im Lager, und endlich fehlte es eben so wenig auch an Weibern, die sich in großer Anzahl einfanden, und denen man den Aufenthalt um so lieber gestattete, da sie, wie wir schon ein auffallendes Beispiel gesehen, mit dem größten Eifer und männlicher Unerschrockenheit an allen, selbst den beschwerlichsten Arbeiten der Belagerer Theil nahmen. Kurz, das Kriegslager

Sorglosigkeit zur Folge hatte. Die meisten Kreuzfahrer, die höhern wie die niederen, schwelgten, spielten und überließen sich den größten Ausschweifungen, die bei einer längern Dauer eines solchen zügellosen Lebens endlich nothwendig eine völlige Erschlaffung nicht nur aller moralischen, sondern auch physischen Kraft hätten herbeiführen müssen. Die Vorräthe an Lebensmitteln wurden in schwelgerischen Gelagen auf die sündhafteste Weise vergeudet, obwohl man aus den, schon im verflossenen Herbste in allen Städten Syriens so ungemein gestiegenen Preisen aller Arten von Lebensmitteln hätte wahrnehmen können, daß im Winter die Theuerung noch weit höher steigen, und während der langen Zeit bis zur Erndte vielleicht gar noch Hungersnoth eintreten könnte. Ueber die Ruchlosigkeit und den schrecklichen Sittenverfall empfand der ehrwürdige Erzbischof Balduin von Canterbury eine solche Betrübniß und einen so tiefen Schmerz, daß er, weil unvermögend noch länger bei einem so verderbten und in Lastern versunkenen Heere zu bleiben, zu Gott um baldige Auflösung flehete. Wirklich ward auch das Gebet des frommen Oberhirten von Gott erhört, denn schon vierzehn Tage darauf machte ein Fieber dem Leben und der Bekümmerniß des ehrwürdigen Erzbischofes ein Ende. Was vorauszusehen war, blieb nicht lange aus. Schon gleich im Anfange des Winters stiegen alle Lebensmittel in so ungeheuern Preisen, daß die ärmere Klasse sie nicht mehr bezahlen konnte, und blos von der Großmuth der Bichöfe, Fürsten und anderer reicher und wohlthätiger Ritter leben mußte. Jedoch

vor Ptolemais glich zuletzt einer großen volkreichen Stadt, in welcher, bei dem mannichfaltigsten und thätigsten Verkehr, der allda getrieben ward, die verschiedenartigsten Sprachen beinahe aller bekannten Völker gesprochen wurden.

auch diese wurden bald gezwungen, ihrer Freigebigkeit immer engere Grenzen zu setzen, bald darauf brach eine förmliche, den Reichen wie den Armen gleich drückende Hungersnoth aus. Aber über alle diese, eben so monotone als widerlichen Gemälde von Sittenlosigkeit, Unverstand, sorgenlosem Leichtsinn rollt jetzt plötzlich, wie aus unsichtbarer Hand, ein alles dieses Elend auf einige Zeit bedeckender Vorhang herab, der aber zugleich auch der Vordergrund ganz neuer, völlig unerwarteter, daher nicht wenig überaschender Scenerien wird. Daß der kühne, unternehmende, durch seine Wirksamkeit in Alles eingreifende Markgraf Conrad die Hauptrolle dabei spielt, bedarf keiner vorangehenden Erwähnung.

2. Schon im Sommer des vorigen Jahres war es der gemeinsame Wunsch aller geistlichen wie weltlichen Fürsten, daß der, wegen des Besitzes von Tyrus zwischen dem König Guido und dem Markgrafen Conrad entstandene Zwist sobald als möglich beigelegt und beide wieder mit einander ausgesöhnt werden möchten. Wegen Conrads so sehr hervorragender Persönlichkeit gab man dem Könige von allen Seiten den Rath, sich bei dieser Sache so nachgiebig als möglich zu erweisen; denn durch seine Klugheit, seine bekannte, mit großer persönlicher Tapferkeit verbundene Feldherrnkunde, und seinem an Hülfsquellen jeder Art so erfinderischen Geist hatte der Markgraf die Achtung und das Zutrauen aller Pilger, von welcher Nation sie seyn mochten, gewonnen; und unstreitig war er jetzt unter allen Heerführern der einzige, der die seit einiger Zeit unter dem Heere herrschenden und immer schreiender werdenden Dissonanzen ganz allein wieder in freundlichere und auf allen Seiten befriedigende Accorde hätte auflösen können. Zudem lag es ja offenbar am Tage, daß der Markgraf,

als Beherrscher des, unter den gegenwärtigen Verhältnissen so außerordentlich wichtigen Hafens von Tyrus, die gemeinsamen Unternehmungen der Kreuzfahrer entweder ungemein befördern, oder ihnen auch eben so hemmend und störend entgegen treten konnte. Dadurch wurden auch selbst jene, welche nicht gerade zu Conrads Freunden gehörten, im Gegentheil dessen Ehrgeiz und hochstrebenden Geist fürchteten, zu der Ansicht gebracht, daß man den Markgrafen in allen seinen, wenn nur einiger Maßen billigen Forderungen zufrieden stellen müsse. Auch König Guido sah dieß wohl ein, zeigte sich daher zu allem bereitwillig, und stellte mit Beistimmung der Fürsten eine Urkunde aus, in welcher er allen seinen Rechten und Ansprüchen auf Tyrus zu Gunsten des Markgrafen entsage, dessen Gebiete überdieß auch noch durch die Städte Byblus und Sydon vergrößert werden sollte. Aber damit hatte Conrad nichts weniger als Lust sich zu befriedigen. „Tyrus," erwiederte er, „gehöre ihm bereits von Rechtswegen, und Sydon und Byblus müßten erst den Türken wieder abgenommen werden." Die Aussöhnung kam also nicht zu Stande; aber demungeachtet hatte man doch keine Ursache, zu befürchten, daß Guido's und Conrads gegenseitige Feindschaft sogar in kurzer Zeit nicht nur neuen Stoff, sondern noch weit größere Nahrung finden würde.

3. Aber nun war im vorigen Jahre in den letzten Tagen des Septembers, oder den ersten des Octobers die Königin Sybilla, Gemahlin des Königes Guido, gestorben*), und dieser obgleich plötzliche, aber aus ganz natürlichen Ursachen so leicht zu erklärende Todesfall gab, wie dieß bei dem Hinsterben

*) Die Königin Sybilla starb vor der Ankunft des Herzogs von Schwaben, und dieser traf am 8. October in dem Lager vor Akkon ein.

bedeutender und hochgestellter Personen nur gar zu oft geschieht, auch hier wieder Anlaß zu den abgeschmacktesten und bösartigsten Vermuthungen, die offenbar nur Mißgunst und Bosheit erfinden, und Unverstand und liebloser Leichtsinn sogleich auch gierig verschlingen konnten. Man beschuldigte nämlich den König des Mordes seiner Gemahlin wie seiner Töchter *). Eine ungegründetere und sinnlosere Verläumdung konnte wahrhaftig nicht ersonnen werden. Sybilla war nicht nur für ihren Gemahl dessen sicherste und mächtigste Stütze, sondern Guido hatte mit ihr auch in einer stets zufriedenen und nur durch deren beiderseitiges Unglück getrübten Ehe gelebt. An dieser eben so boshaften als dummen Verläumdung hatte jedoch Markgraf Conrad nicht den mindesten Antheil. Aber von einer andern Seite gab Sybillens Tod dem Ehrgeiz des Markgrafen einen noch weit höhern Schwung. Mit einer unabhängigen Herrschaft in Syrien oder Palästina war er nun nicht mehr zufrieden; die Krone und das ganze Königreich Jerusalem wurden jetzt der Zweck seiner schwungsüchtigen, zuerst geheimen und dann offenkundigen Bestrebungen. So lange jedoch die Pilger französischer Nation in dem Heere das Uebergewicht hatten, wollte der Markgraf sich keinen, ein Aufsehen erregenden Schritt erlauben. Aber im Stillen machte er jetzt dazu schon alle Vorbereitungen.

*) Mit der Königin waren auch zu gleicher Zeit die Töchter, welche sie ihrem Gemahl geboren hatte, gestorben. Ueber die Anzahl dieser Töchter stimmen die Geschichtschreiber nicht mit einander überein. Einige geben ihrer vier an, welches jedoch schon deßwegen nicht sehr wahrscheinlich ist, daß alle vier jetzt mit der Mutter zu gleicher Zeit gestorben seyn sollen; eine davon würde doch wenigstens verschont geblieben seyn. Andere sprechen nur von zwei Töchtern, und wieder ein Anderer behauptet sogar, Sybilla habe gar keine Töchter, sondern nur einen Sohn gehabt, welcher jetzt mit der Mutter an der nämlichen Krankheit gestorben sey.

Durch Geschenke, mit denen er gar nicht sparsam war, suchte er die Anzahl seiner Freunde und Anhänger zu vermehren, und wußte auch durch kluges und zuvorkommendes Benehmen die Gunst der Bischöfe, wie der Geistlichkeit überhaupt zu gewinnen. Eben so ist es auch außer allem Zweifel, daß er an dem, gleich im Anfang des Winters eintretenden gänzlichen Mangel an allen Lebensbedürfnissen einen ganz vorzüglichen Antheil hatte, und zwar blos in der Hoffnung, daß er in einer Zeit allgemeiner, großer und schrecklicher Noth nur desto leichter und schneller seine ehrgeizigen Absichten würde erreichen können. Als er aber endlich den Herzog von Schwaben, dem man indessen den Oberbefehl über das Heer übertragen hatte, gänzlich für sich gewonnen zu haben glaubte, auch der Einfluß der französischen Partei vieles von seinem bisherigen Gewicht verloren hatte, so warf er, an dem glücklichen Erfolge seiner Unternehmung nicht mehr zweifelnd, die Maske ab und stellte kühn den Grundsatz auf: „Guido von Lusignan habe bisher nicht für sich selbst, sondern bloß als Gemahl Sybillens, der ältesten Tochter König Amalarichs, die Krone getragen und ein Recht zur Regierung des Königreiches gehabt; aber dieses Recht sey mit dem Tode Sybillens erloschen und deren jüngern Schwester, der Prinzessin Isabella, Gemahlin des Honfroy von Toron, anheim gefallen. Diese Ansicht fand beinahe überall um so mehr Eingang, da wirklich die Krönung Guido's nichts weniger als fehlerfrei und ohne allen Mangel war; zudem behauptete der Markgraf nun auch öffentlich, ohne Scheu und allen Rückhalt, daß Guido's bekannte, unbedeutende Persönlichkeit den Mangel seines Rechts zur Krone auf keine Weise zu ersetzen im Stande sey, wobei nun natürlicher Weise von Conrads immer zahlreicher werdenden Partei alle von

Guido begangenen Fehl- und Mißgriffe wieder hervorgesucht, vergrößert und mit Zusätzen vermehrt, und endlich der Fall der heiligen Stadt und der Untergang des ganzen Königreiches blos der Ungeschicklichkeit des Königes und dem Unverstand der Rathgeber, von denen er sich ohne alle Einsicht habe leiten lassen, zugeschrieben. Leider wußten Guido's Freunde und Anhänger auf alle diese Vorwürfe wenig oder nichts zu erwiedern, sahen sich endlich zum Verstummen gezwungen und trösteten sich bloß mit der Hoffnung, daß irgend ein unvorhergesehenes Ereigniß, besonders die nun baldige Ankunft der Könige von Frankreich und England, ihrer Sache vielleicht wieder eine günstige Wendung geben würde.

4. War dem Markgrafen sein erster Schritt so vollkommen gelungen, so zweifelte er um so weniger daran, daß auch der zweite ihm nicht mißlingen würde. Er hatte jetzt nichts Geringeres im Sinne, als Isabella, die nunmehr anerkannte Thronfolgerin ihrer verstorbenen Schwester, von ihrem Gemahl, dem Honfroy von Toron, zu trennen und sich mit ihr zu vermählen, wodurch begreiflicher Weise die an Isabella übergegangene Krone nun auch sein Haupt schmücken mußte. Wie es scheint, stand Isabella, die vielleicht eine junge, ziemlich leichtsinnige Fürstin seyn mochte, mit dem Markgrafen schon in einem geheimen Einverständniß, denn als sie um diese Zeit sich eines Tages bei einer zahlreichen Reunion von Fürsten und Rittern befand, war auch Conrad gegenwärtig, und wartete nur auf den Augenblick, wo Isabella die Gesellschaft verlassen würde, trat alsdann sogleich mit aller Zuversicht zu ihr hin, reichte ihr seinen Arm und führte sie mit sich fort. Ganz erstaunt darüber, eilte Honfroy ihr nach und sagte: „Du irrest Dich, das ist ja nicht der Weg nach unserer Wohnung, kehre mit mir dahin zurück.“ Ein bemitleidender, halb ver-

ächtlicher Blick war die einzige Antwort, die er erhielt, und schweigend folgte Isabella dem Markgrafen. Honfroi erhob nun ein großes Geschrei und forderte alle Ritter auf, seine ihm geraubte Gemahlin wieder zu verschaffen. Aber diese antworteten ihm: „Es ist besser, daß Isabella Conrads Gemahlin werde, als daß wir und das ganze Heer vor Hunger zu Grunde gehen. Zudem versteht auch der Markgraf am besten, ein Heer siegreich gegen die Feinde zu führen, wozu du, wie du selbst wissen wirst, völlig unfähig bist."

5. Nach Anleitung des Markgrafen reichte Isabella bei dem, von dem Bischofe von Ptolemais in dieser Sache angeordneten geistlichen Gericht eine Ehescheidungsklage ein, in welcher sie unter anderm erklärte: „Honfroi gleiche an Gestalt, Geberden, Gange, Sitten und auch seiner schwachen, matten Stimme nach mehr einem Weibe, als einem Manne *)." Aber der Haupt- und entscheidende Grund, worauf ihre Klage beruhete, war: daß sie nie in diese Verbindung mit Honfroi gewilliget, sondern daß, bevor sie noch das erforderliche Alter erreicht, und einer reifern Ueberlegung fähig gewesen wäre, sie wider ihren Willen sey dazu gezwungen worden. Als nun die nöthige Anzahl von Zeugen, worunter sich auch der Fürst Rainald von Sydon befand, diese Angabe Isabellens beschworen hatten, erklärte das geistliche Gericht die Ehe dieser Fürstin mit Honfroi von Toron für aufgelößt und vernichtet, und ertheilte beiden Theilen die Freiheit sich wieder zu verehelichen. Aber über

*) Auch Gaufried von Vinisauf sagt von Honfroi: «Vir foeminae quam viro proprior, gestu mollis et sermone fractus.» Er wendet auf ihn folgenden Vers aus dem Virgil an: „Da die Natur, noch unschlüssig, ob sie einen Mann oder ein Weib hervorbringen sollte, kam ein, einem Mädchen ähnlicher Knabe zur Welt.

diese Angelegenheit erhob sich auch sogleich wieder heftiger Streit unter den Fürsten und Rittern, und neue, die Gemüther noch mehr trennende Parteiung war eine ganz natürliche Folge davon. Die weit größere Anzahl gönnte jedoch dem Markgrafen seine neue Gemahlin und die dadurch auf ihn kommende Krone des Königreiches. Einige, weil sie dem Könige Guido von jeher abhold waren; die meisten aber, weil der Markgraf der beginnenden Noth im Heere am leichtesten abhelfen konnte, und auch der einzige Mann wäre, der im Stande sey, das zerfallene Königreich wieder aufzurichten und der königlichen Würde ihren verlornen Glanz wieder zu geben. Indessen gab es doch auch eine, obgleich wenig zahlreiche Partei, die theils aus Neid, theils aus Furcht vor des Markgrafen wachsender Macht, eine Ehe desselben mit Isabella für unzulässig, ja selbst für verbrecherisch erklärten, indem sie, obschon ohne Grund und gegen alle Wahrheit behaupteten: zwei mit dem Markgrafen rechtmäßig getraute Gemahlinnen seyen noch am Leben, die eine in Italien, die andere in Constantinopel *). Selbst der

*) Dieser offenbar aus der Luft gegriffenen Beschuldigung fehlt es durchaus an der nöthigen Begründung. Conrads erste Gemahlin war schon während des italiänischen Krieges aus dem Leben geschieden, und die byzantinische Prinzessin Theodora, Isaaks Schwester soll, wie einige behaupten, ebenfalls schon vor Conrads Abreise aus Constantinopel gestorben seyn, und ihr Tod ihn noch mehr in seinem Entschluß, den kaiserlichen Hof zu verlassen, befestiget haben. — Uebrigens möchte es doch sehr zu bezweifeln seyn, ob der in Isabellens bei dem geistlichen Gericht eingereichten Klageschrift angeführte Umstand, daß sie nämlich gegen ihren Willen zu der Verbindung mit Honfroi sey gezwungen worden, auch jetzt noch nach einer fünfjährigen Ehe von dem römischen Hofe als ein hinreichender Grund zur Ehescheidung würde betrachtet worden seyn. Da jedoch Honfroi bei dem Papste keine Klage erhob, so hatte es bei der Entscheidung des geistlichen Gerichtes sein Bewenden.

ehrwürdige Erzbischof Balduin von Canterbury, der jetzt noch nicht gestorben, aber dem Tode ganz nahe war — er starb wenige Tage darauf — fühlte sich durch jene, wirklich ganz irrige Behauptung bewogen, im Namen des, jetzt krank im Lager liegenden Patriarchen Heraclius über Conrad und alle dessen Gehülfen in dieser Angelegenheit den Bannfluch der Kirche auszusprechen. Aber durch alle diese Widersprüche ließ der Markgraf sich nicht stören, führte Isabella an den Altar und der Bischof von Beauvais nahm keinen Anstand, beide mit einander zu trauen und deren Ehe nach kirchlicher Weise einzusegnen, worauf der Markgraf, nachdem er seine Vermählung durch ein herrliches, vielen Fürsten und Rittern noch im Lager gegebenes Gastmahl gefeiert hatte, seine neue Gemahlin nach Tyrus führte. Als Honfroi sah, daß alle seine Klagen fruchtlos in der Luft verhallten und Niemand darauf achtete, besann er sich endlich eines Bessern, nahm unter der Vermittelung des Bischofes von Beauvais eine bedeutende Geldsumme an und entsagte dafür seiner bisherigen Gemahlin, so wie allen seinen Ansprüchen auf die Krone. Von diesem Augenblicke an betrachteten die meisten Fürsten und beinahe alle Ritter den Conrad als den wirklichen Gemahl Isabellens und den rechtmäßigen König von Jerusalem; ohne auf die fortwährende, schwache Behauptung Guido's von Lusignan, daß nämlich Niemand die ihm von seiner verstorbenen Gemahlin Sybilla aufgesetzte Krone mit Recht entreissen könne, auch nur das mindeste Gewicht zu legen.

6. Aber nun beging Conrad einen großen, beinahe unverzeihlichen Fehler. Er hatte nämlich, und wie einige behaupten, sogar eidlich versprochen, daß wenn Isabella seine Gemahlin werden, und man dann seine, von ihr herrührende Ansprüche auf die

Krone anerkennen würde, er der damals schon beginnenden Noth unverzüglich ein Ende machen wolle. Diesem Versprechen ward er jetzt untreu, oder erfüllte es wenigstens nicht in dessen ganzem Umfange; denn da es doch noch eine, obwohl nur schwache, ihm abholde Partei gab, so wollte er auch diese, durch die allgemeine, nothwendig immer höher steigende Noth endlich zwingen, sich dem Drange der Umstände zu fügen, und ebenfalls auf seine Seite zu treten. Er versorgte also blos seine anerkannten Freunde und Anhänger mit Lebensmitteln, und überließ einstweilen noch das ganze Heer dem, mit jedem Tage wachsenden Elende. Bald erreichte auch die Theuerung im Lager den höchsten Grad, besonders da gewinnsüchtige Kaufleute, schändliche Wucherer, um noch höhere Preise zu bewirken, ihre Vorräthe vorsätzlich zurückhielten. Ein kleiner Sack Waizen, den auch ein nicht starker Mann ohne alle Beschwerde auf dem Rücken davon tragen konnte, kostete hundert Goldstücke. Für eine Henne wurden sechs Goldstücke, und für ein einziges Ei oder einen einzigen Apfel ward ein Goldstück bezahlt. An den Backöfen der Bäcker kam es täglich zu heftigem Streit und Zank, der gewöhnlich die größten Gewaltthätigkeiten herbeiführte. Da die Preise, welche die Bäcker forderten, jetzt alle billigen Grenzen weit überstiegen, so wurden auch nicht selten ihre Vorräthe geplündert, welches ebenfalls nicht ohne blutige Raufereien geschehen konnte. Selbst vornehme Ritter schämten sich nicht, den Bäckern, wo sie nur immer konnten, Brod zu stehlen. Um uns einen rechten Begriff von dem außerordentlichen, in dem Lager herrschenden Mangel, und besonders der unnatürlichen, alles Maß übersteigenden Theuerung der Feldfrüchte zu geben, berichtet ein Geschichtschreiber, daß, als zwei Ritter für ein Goldstück dreizehn Bohnen

gekauft, aber nachdem sie wieder nach Hause gekommen waren, unter den gekauften Bohnen eine wurmstichige gefunden hatten, sie es sich nicht verdrießen ließen, den weiten Weg wieder zurückzugehen, um den Verkäufer durch Bitten und Drohungen zu bewegen, ihnen für die wurmstichige eine gesündere Bohne zu geben. Um ihr Leben zu erhalten nahmen viele, besonders die ärmeren Volksklassen, zu den ungenießbarsten Kräutern, ja zu den eckelhaftesten Dingen ihre Zuflucht. Viele der Aermsten erlagen unter diesem Elende, und die Anzahl der Opfer menschlicher Lieblosigkeit und teuflischen Wuchergeistes würde noch weit größer gewesen seyn, wenn nicht die Bischöfe zusammengetreten wären und eine Collecte veranstaltet hätten, hinreichend, wenigstens die Allerärmsten dem Hungertodte zu entreissen. Zu diesen schrecklichen Leiden gesellten sich nun auch noch, als natürliche Folgen der unnatürlichen, selbst die festeste Gesundheit zerstörender Nahrungsmittel, eine Menge bösartiger, mit der immer höher steigenden Noth gleichen Schritt haltender, ansteckender Krankheiten. Die gefährlichste und mörderischste dieser Seuchen war die, welche durch furchtbares Aufschwellen aller Glieder und das Ausfallen aller Zähne sich kund gab. Nur wenige wurden von dieser schrecklichen Seuche wieder geheilet, und unter diesen auch der Graf Heinrich von Troyes. Aber der edle und noch jugendliche Herzog Friedrich von Schwaben starb an derselben am zwanzigsten Januar des Jahres 1191. Während dieser Zeit des Jammers und allgemeinen Elendes geriethen viele Pilger in Verzweiflung, entwichen heimlich aus dem Lager und suchten, uneingedenk ihres gethanen Gelübdes, so gut sie konnten, wieder in ihr Vaterland zurückzukehren; während wieder andere, laue, herz- und gewissenlose Christen zu den Türken übergingen, und ihrem

Gott und ihrem Glauben entsagten; und leider war deren Anzahl nicht ganz unbedeutend *). Die Noth dauerte fort bis zum Anbeginn des Frühlings, wo derselben die nun wieder erwachende Schifffahrt ein Ende machte, und schon bei der Ankunft des ersten, mit Lebensmitteln beladenen Schiffes fielen die Preise aller Lebensbedürfnisse so ungeheuer, daß das, was man noch vor vierundzwanzig Stunden mit hundert Goldstücken bezahlen mußte, nun für ein oder zwei Goldstücke feil war.

7. Aber nachdem auch die bisherige schreckliche Noth aufgehört hatte, befand sich doch das Heer noch immer in einem höchst traurigen, beinahe völlig verfallenen Zustande. Da man nämlich jetzt nicht mehr mit dem Hunger und ansteckenden Krankheiten zu kämpfen hatte, fingen dafür nun die Reibungen unter den verschiedenen, durch so viele Mißverständnisse schon von einander getrennten, und gegen einan-

---

*) Einige davon sanken selbst so tief, daß sie, um das Vertrauen und die Gunst der Muselmänner zu gewinnen, jetzt sogar Feinde, und zwar sehr boshafte Feinde ihrer bisherigen christlichen Brüder wurden. Als die Schifffahrt mit Anfange des Frühjahres wieder lebhaft ward, machten jene Abtrünnigen auf einem Schiffe, das sie von Saladin erbettelt hatten, Jagd auf die, für die Christen ankommenden, mit Lebensmitteln beladenen Fahrzeuge. Wirklich gelang es ihnen, eines derselben zu erobern und eine reiche Beute darauf zu finden. Da sie diese mit den Muselmännern zu theilen vor ihrem Auslaufen versprochen hatten, wagten sie es nicht, ihrem Versprechen untreu zu werden. Aber alle Muselmänner, nach dem Beispiel ihres großmüthigen Sultans, verschmäheten jeden Antheil an einem, von so niederträchtigen Räubern gemachten schändlichen Raub, ergötzten sich aber um so mehr an dem Gedanken, daß ihr Allah jetzt die Christen durch sie selbst vertilge.

der feindlich gesinnten Völkerschaften auf das neue wieder heftiger und stärker zu werden an. Bei dem Zwiste der Fürsten unter einander blieb zwar das gemeine Volk größtentheils ganz gleichgültig, aber, was noch weit schlimmer war, es hatte jetzt alles Zutrauen und alle Liebe zu seinen Führern verloren, und nur wenige der Pilgerfürsten entgingen dem Verdacht, von Saladin Geld empfangen, und die Sache Gottes und der Pilger verrathen zu haben. An ein gemeinsames, kräftiges Unternehmen gegen Ptolemais war nicht zu denken; selbst Augenblicke, wo man sich vielleicht der belagerten Stadt hätte bemächtigen können, ließ man unbenutzt vorübergehen, obgleich mehrere solcher günstigen Gelegenheiten sich von selbst darboten, besonders da Saladin die Besatzung von Ptolemais, die bisher die Stadt mit so vieler Tapferkeit und so vielem Erfolge vertheidiget hatte, auf deren wiederholten, dringenden Bitten durch neue Schaaren mußte ablösen lassen, die aber der abziehenden Besatzung an Tapferkeit und Unverdrossenheit bei weitem nicht ähnlich waren, schon mit sichtbarem Mißmuth und banger Scheu vor den sie erwartenden Mühseligkeiten in die Stadt einzogen, so daß es dem tapfern und getreuen Karakusch kaum noch gelang, diese neuen Truppen nur einigermaßen bei gutem Willen zu erhalten. Unter diesen Umständen würden zuverläßig die Christen, wären sie einig gewesen und von einem allgemein geehrten und entschlossenen Feldherrn angeführt worden, sich der nun schon lange belagerten Stadt bemächtiget haben. Aber bei dem jetzt so tief gewurzelten Mißtrauen der Pilger gegen ihre Führer und Vorgesetzten, und der wenigen Folgsamkeit, welche diese von ihren Schaaren zu erwarten hatten, war es noch ein Wunder, daß das ganze Heer sich nicht von selbst auflößte, und zwar um so mehr, da die noch immer

herrschenden Krankheiten ein mächtiger Beweggrund seyn konnten, ein durchaus verpestetes Lager endlich einmal zu verlassen, und auch die Ankunft und Abfahrt vieler abendländischen Schiffe in den syrischen Häfen die Rückkehr der Pilger in ihre Heimath so sehr begünstigten. Ein Glück war es, daß der größte Theil des christlichen Heeres seines abgelegten Gelübdes noch eingedenk war, und in den Gemüthern der meisten Pilger das Vertrauen, wenn auch nicht zu ihren Führern, doch auf Gott und dessen Hülfe nicht erloschen war. Was dieselben endlich nicht minder zu noch fernerer Ausdauer ermunterte, war die nunmehr völlige Gewißheit der baldigen Ankunft des Königes von Frankreich, dessen Seneschall nebst mehreren königlichen Beamten schon angekommen waren, um zum Empfange ihres Herrn das Nöthige vorzubereiten, und wirklich landete auch Philipp August um die Zeit, in der man ihn erwartete, nämlich am 13. April 1191, am Vorabend von Ostern, mit einem Theil seines Heeres bei Ptolemais. — Bevor wir jedoch den Lauf der Begebenheiten noch weiter verfolgen, müssen wir uns vorher einen, obgleich nur kleinen Rückschritt, ungefähr von einem Jahre, in der Geschichte dieses Kreuzzuges erlauben, um verschiedene Verhältnisse der beiden Pilgerheere Frankreichs und Englands nachzuholen, auch einiger nicht unmerkwürdiger Ereignisse zu erwähnen und diese, weil von sehr bedeutendem Einfluß auf den Gang wie auf den ganzen Erfolg des gemeinsamen großen Unternehmens, auch um so nothwendiger, unsere Leser davon in Kenntniß setzen zu müssen.

## VIII.

### Aufbruch des französischen und englichen Pilgerheeres. — Aufenthalt der beiden Könige Philipp August und Richard in Sicilien.

1. Als Kaiser Friedrich I. längst schon seine Macht den Griechen und dem griechischen Kaiser furchtbar gemacht hatte, und der Ruhm der deutschen Waffen halb Asien erfüllte, machten endlich auch die Könige von Frankreich und England ernstliche Anstalten zu einem baldigen Aufbruch nach dem Orient, und beide gelobten sich gegenseitig, und zwar eidlich, gleich nach Ostern des nächstfolgenden Jahres 1190 mit ihren Heeren den Zug nach dem gelobten Lande anzutreten. Während der Zeit bis dahin beschäftigten sich beide Monarchen mit den nöthigen, die Verwaltung ihrer Reiche während ihrer Abwesenheit betreffenden Einrichtungen *). Richard hatte erst vor wenigen Monaten, nämlich im Monat Junius desselben Jahres 1189, nach dem Tode seines Vaters, den Thron von England bestiegen. Der Anfang seiner Regierung, obgleich selbst von

*) König Philipp August übergab die Verwaltung des Reiches, so wie die Pflege seines unmündigen Sohnes seiner Mutter Adele und seinem Oheim, dem Erzbischof von Rheims; ordnete ihnen jedoch mehrere Räthe, theils aus der Geistlichkeit, theils aus der Ritterschaft bei, und beschränkte auch noch in so weit ihre Gewalt, daß sie über alle besonders wichtige Angelegenheiten erst an ihn berichten und seine Genehmigung einholen sollten. — Richard ernannte den Erzbischof von Ely, Großrichter von England, zum Reichsverweser für die Zeit seiner Abwesenheit. Aber darüber zeigte sich die Nation sehr unzufrieden; denn der Erzbischof war von niederer Geburt und dabei noch ein Franzose. Aber die Klagen der Engländer waren ungegründet und ungerecht; denn der Erzbischof war ein wackerer Herr, der Geschäfte kundig, unermüdet thätig, dabei aufrichtig und redlich, der Kirche eben so treu, wie seinem Könige, und für das Wohl Englands wahrhaft besorgt.

wildem Character, war ungemein milde für seine Unterthanen. Er begnadigte verurtheilte Verbrecher, nur mit Ausnahme vorsätzlicher Mörder, befreiete viele Gefangene aus den Gefängnissen, bestätigte geprüfte Staatsdiener in ihren Stellen und beförderte die würdigsten zu noch höhern Aemtern. Aber vorzüglich war er zugleich auch beschäftiget, durch alle nur möglicher Weise zu eröffnenden Quellen sich Geld, so viel er nur immer konnte, zu verschaffen. Unter der Benennung von milden Gaben erzwang er große Beiträge, und diejenigen, deren milden Gaben, nach dem Ermessen des Königes, nicht deren Vermögen entsprachen, wurden willkührlich besteuert, und im Falle nicht unverzüglich geleisteter Zahlung mit Einkerkerung bedrohet. An den König von Schottland verkaufte Richard alle, von seinem Vater eroberten Städte, Schlösser, Grafschaften, Burgen, Zölle und Freiheiten, dabei auch Würden und Aemter; kurz, Alles war ihm feil, und um Geld herbeizuschaffen, jedes Mittel ihm willkommen. Als seine Vertrauten ihn diesfalls tadelten, rief er aus: „Ich würde London verkaufen, wenn ich nur einen Käufer dazu fände." Bei diesen Worten befiel manchen seiner treuen Diener eine bange Ahnung, ihr heldenmäßiger König möchte vielleicht gar nicht mehr von seiner glorreichen Heerfahrt zurückkehren und daher auch jetzt schon jeder Gedanke an die Zukunft aus seiner Seele verschwinde. Indessen waren jedoch verständigere, den König besser kennende Männer ganz anderer Meinung. Sie glaubten oder argwohnten nämlich, ihr schlauer Monarch gedenke, von Allem, was er jetzt verspreche, nichts zu halten, und das, was er jetzt um so leichten Preis vergäbe, nach seiner Rückkehr von dem Kreuzzuge wieder an sich zu reissen und wenig oder nichts davon den jetzigen Empfängern zu lassen.

2. Aber so, wie den Anfang der milden Regierung Richards, befleckten auch den Aufbruch der Pilger in England abermals die grauenvollsten, blutigsten Auftritte. Da man von jeher die Juden für die ärgsten und ältesten Feinde Jesu Christi hielt, so glaubten nun viele, die das Kreuz genommen hatten, besonders völlig verschuldete Edelleute und raubsüchtiges gemeines Volk, daß, wenn es ein verdienstvolles Werk wäre, Saracenen zu vertilgen, es nicht minder verdienstlich seyn müsse, auch Juden zu erwürgen. Dieser schreckliche Wahn ward jetzt wieder die Quelle der furchtbarsten und grausamsten Frevel, und zwar zuerst in der volkreichen Stadt York. Unter den schrecklichsten Verwünschungen gegen die Juden, und sie alle mit dem Tode bedrohend, rottete sich am Palmsonntag das bethörte Volk zusammen. Die dort wohnenden Juden, ungefähr fünf- bis sechshundert an der Zahl, flohen mit ihren Frauen und Kindern nach einem, in der Stadt gelegenen, sehr festen Thurme, in welchen sie auch anfänglich von dem Vizthum und dem Burgvogt willig aufgenommen wurden. Aber diese, entweder aus Furcht vor dem tobenden Pöbel, oder vielleicht auch plötzlich von demselben höllischen Fanatismus ergriffen, änderten bald wieder ihre Meinung und geboten den Juden, die sie doch kurz vorher selbst aufgenommen hatten, den Thurm sogleich wieder zu verlassen, und als sie sich dessen weigerten, forderten sie die gesammte Miliz und auch selbst das Volk auf, die Geängstigten aus ihrem Zufluchtsorte zu vertreiben. Einen ganzen halben Tag und die ganze darauf folgende Nacht hindurch ward der Thurm auf das heftigste bestürmt. Aber die Juden leisteten lange den tapfersten Widerstand; boten endlich für ihr Leben große Summen Geldes; dieß ward jedoch nicht angenommen, denn der rasende Pöbel

betrachtete dasselbe ohnehin schon als seine sichere Beute. Als die Juden sahen, daß ihr Verderben unvermeidlich sey, geriethen sie in Verzweifelung, und noch mehr aufgereizt durch die Rede eines ihrer Rabbinen, ermordeten sie ihre Weiber und Kinder, stürzten deren Leichname aus den Fenstern des Thurmes auf das Volk herab, steckten darauf den Thurm in Brand und ließen sich darin sämmtlich verbrennen. Auch in Norwich brach um dieselbe Zeit eine nicht minder wüthende Verfolgung gegen die dort wohnenden Juden aus, die in ihren Wohnungen überfallen und größtentheils erbarmungslos erwürgt wurden. Auch noch in einigen andern Städten wurden die Juden ebenfalls auf das schrecklichste mißhandelt, viele davon ermordet, ihre Häuser geplündert und ihre Schuldbücher und andere Urkunden, worauf ihre Forderungen beruheten, zerrissen und vernichtet; und da diese Judenverfolgung dem raubsüchtigen Pöbel, und besonders auch vielen an die Juden stark verschuldeten Edelleuten und Bürgern, großen Gewinn und große Vortheile brachte, so würde gewiß auch bald in allen übrigen Städten des Königreiches die Juden ein gleiches Loos getroffen haben, wenn nicht der, für die Zeit der Abwesenheit des Königes schon ernannte Reichsverweser, der Erzbischof von Ely, sogleich nach York geeilet wäre, die dort begangenen grausamen Frevel an Allen, die daran Theil genommen, an den obrigkeitlichen Personen, der gesammten Miliz der Stadt, den Einwohnern und selbst an der dortigen Geistlichkeit, die nicht ganz rein davon geblieben, auf das schärfste bestraft und durch seine Strenge nun auch die andern Städte von ähnlichen Gewaltthätigkeiten gegen das arme Judenvolk zurückgeschreckt hätte.

3. Indessen war die Zeit der Ostern herbeige-

kommen und beide Monarchen hatten doch noch nicht alle ihre Vorbereitungen beendiget. Gelähmt mochte diese wohl auch etwas haben die traurige Nachricht von dem ganz unerwarteten Tode des Königes Wilhelm von Sicilien. Unter allen abendländischen Monarchen war keiner von dem Gedanken an die Wiedereroberung des heiligen Landes so sehr wie Wilhelm begeistert. Schon früher hatte er, wie wir wissen, eine aus vielen Segeln bestehende und trefflich bemannte Flotte den syrischen Christen zu Hülfe geschickt, und war fest entschlossen, in dem Frühjahre an der Spitze eines noch zahlreichern Heeres selbst nach Syrien zu segeln. In den Sicilianern floß damals noch normännisches Blut, und von ihrer, von ihren Ahnen geerbten Tapferkeit hatten sie in den Kriegen gegen die griechischen Kaiser sprechende Beweise gegeben. Unstreitig würde demnach die sicilianische Macht in die Wagschale ein ungemeines Gewicht gelegt, und das gemeinsame Unternehmen nicht wenig befördert haben. Aber alle Hoffnungen darauf verschwanden jetzt plötzlich, indem Sicilien, wegen des, gleich nach Wilhelms Tode sich erhebenden heftigen Streites um die Thronfolge, gar keinen Antheil an dem Kreuzzuge mehr nehmen konnte *). Auf diese Weise verzögerte sich der Aufbruch der

*) Nach König Wilhelms II. im Anfange Novembers des Jahres 1189 erfolgten Tode hatte sich sogleich die schwere, durchaus nicht auf dem Wege der Güte, sondern blos durch die Waffen zu entscheidende Frage erhoben: ob Kaiser Heinrich VI., Gemahl Constanzens, der Tante Wilhelms, oder ob Tancred, Graf von Lecce, der natürliche Sohn Rogers, eines Oheims des verstorbenen Königs, den Thron von Neapel und Sicilien besteigen sollte; wodurch nun natürlicher Weise alle Hoffnung der Kreuzfahrer auf die Mitwirkung und den Beistand Siciliens vereitelt ward.

Kreuzheere bis in die Mitte des Sommers *), und erst gegen Ende des Junius, wenige Tage, nachdem der große deutsche Kaiser in den Wellen des Kalikadnus seinen Tod gefunden hatte, begab sich König Philipp August nach der Abtei von St. Denys, empfing in der dortigen Kirche von seinem Oheim, dem Erzbischof von Rheims und Legaten des apostolischen Stuhles, die Pilgertasche und den Pilgerstab, nahm von dem Altar die reich mit Gold gestickte Oriflamme, Frankreichs vornehmstes königliches Panier, und eilte hierauf nach Vezelai, dem Versammlungsort sämmtlicher französischer Pilger. Vier Tage darauf kam auch der König von England an. In Tours, dem Sammelplatz der englischen Pilger, hatte Richard aus den Händen des Erzbischofes Wilhelm von Tours die Pilgertasche und den Pilgerstab empfangen. Aber es ward für eine üble Vorbedeutung gehalten, als der Pilgerstab, obgleich der König sich nur ganz leicht darauf stützte, dennoch sogleich in seinen Händen zerbrach. Beide Könige begrüßten sich auf das freundlichste, und als sie liebevoll sich einander umarmten, brachen alle Pilgerschaaren in lauten Jubel aus, denn sie betrachteten die nun ungetrübte Einigkeit und herzliche Freundschaft der beiden Könige als die sicherste Bürgschaft ununterbrochener glücklicher Erfolge. Furchtbar war auch wirklich die Macht der beiden vereinten Pilgerheere, hinreichend, einen ganzen Welttheil wie Asien zu er-

*) Auch der um dieselbe Zeit erfolgte, ganz unerwartete Tod der Gemahlin Philipp Augusts, der Königin Elisabeth, die an den Folgen einer schweren Geburt starb, machte auf den König einen höchst schmerzhaften Eindruck; und die Trauer über den Verlust einer geliebten Gemahlin verminderte nun — was eben so natürlich als begreiflich ist — auch auf einige Zeit des Königes sonst so ungemein lebhafte und thätige Theilnahme an allen Angelegenheiten und Geschäften der Regierung.

obern; und an der Spitze der zahllosen, gleich kampflustigen Schaaren standen zwei jugendliche, ungemein schön gestaltete Monarchen, voll Ehrgeiz und Ruhmliebe, und glühend von dem Verlangen, durch Eroberung des heiligen Landes sich Ehre vor Gott und unsterblichen Ruhm vor Zeit und Nachwelt zu erwerben *).

4. Eine ganz unermeßliche Anzahl von Pilgern, nur unterscheidbar durch die verschiedenen Farben der Schleifen, welche Franzosen, Engländer und Flanderer trugen **), bedeckte jetzt in den mannichfaltigsten Abtheilungen und Gruppen alle Anhöhen, Thäler und Ebene von Vezelai, und die schnell errichteten bunten Zelte gaben das täuschende Bild einer, wie durch Zauber plötzlich aus dem Boden sich erhobenen, noch nie gesehenen Stadt. Aber um so mehr sah man auch, um Ordnung und strenge Zucht unter

*) Nach Angabe des Herrn von Raumer war König Richard von mittlerer Größe, schlankem Wuchs, hochblond und von blasser Gesichtsfarbe. — Eine Parallele nach Plutarchischer Art zwischen beiden Monarchen zu führen, möchte keinen sehr großen Schwierigkeiten unterliegen. — Wenn Richard an Heldenmuth und Unerschrockenheit, die aber nur gar zu oft in offenbare, wilde Tollkühnheit ausartete, so wie auch an persönlicher Tapferkeit weit über Philipp August hervorragte, so übertraf dieser ihn eben so sehr an Besonnenheit, berechnender Klugheit und Festigkeit des Willens. Uebrigens waren beide Charactere nicht ohne sehr große Fehler. Wollust und frevelhafte Behandlung seiner Beischläferinnen befleckten Richards Jugendjahre, jedoch nicht dessen männliches Alter; wogegen sich aber auch Philipp August wieder anderer, nicht minder schwerer Vergehungen schuldig machte, sobald es darauf ankam, große Vortheile dadurch zu gewinnen.

**) Für die Franzosen war die rothe, für die Engländer die weiße und für die Flanderer die grüne Farbe.

einer so ungeheuern Menschenmasse zu erhalten, die Nothwendigkeit ein, noch eine Menge, diesem Zwecke entsprechender Verordnungen zu machen. Besonders waren die beiden Könige und deren Räthe jetzt darauf bedacht, die, in einem aus so vielen und mancherlei Völkerschaften und Nationalcharacteren zusammengesetzten Heere, nur gar zu leicht entstehenden Zänkereien, Händel und blutigen Raufereien so viel möglich zu verhüten. Die gegen solche Vergehen und Verbrechen schon bestehenden Gesetze erhielten daher verschiedene, sehr bedeutende Zusätze, und die darin ausgesprochenen Strafen wurden um Vieles noch mehr geschärft. Das Verbot, in üppiger oder reicher Kleidung zu prangen, wie auch Frauen mit sich zu führen, ward erneuert. Wer, uneingedenk seines Gelübdes, ohne Erlaubniß das Heer verlassen und in seine Heimath zurückkehren würde, sollte mit dem Kirchenbann und dem Verluste aller seiner Lehen bestraft werden. Auf jeden Todtschlag, vorsätzlich oder unwillkürlich, ward die Todesstrafe gesetzt, und der Mörder, an die Leiche des Erschlagenen gebunden, lebendig mit demselben begraben. Ward der Mord während der Meeresfahrt begangen, so ward der Thäter, ebenfalls mit dem Leichnam des Getödteten zusammengebunden, in das Meer geworfen. Wer gegen seinen Gegner im Zank ein Messer gezogen, denselben verwundet oder blutig geschlagen hatte, verlor die rechte Hand. Faustschläge ohne Blutvergießen wurde durch öffentliche Geißelung bestraft, und zwar vor der Front der ganzen Schaar, in welcher der, welcher dieses Vergehens sich schuldig gemacht hatte, eingereihet war; und endlich sollten Schmähreden durch eben so viele, an den Beleidigten zu zahlenden Unzen Silbers, als der Beleidiger sich Schmähreden erlaubt hatte, gesühnt werden. Das Spiel, diese leidige Quelle öfterer Zänkereien, Schlä-

gereien, Verwundungen, ja selbst bisweilen des gräßlichsten Mordes, ward dem gemeinen Volke unter scharfer Ahndung durchaus verboten, jedoch dem Adel und der Geistlichkeit erlaubt, aber blos unter der Bedingung, um ganz geringe Preise zu spielen, und daß derjenige, welcher binnen vierundzwanzig Stunden zwanzig Schillinge verlöre, hundert Schillinge in die gemeinsame Kasse bezahlen müsse. Nur den Königen und souveränen Fürsten, wie z. B. dem Grafen von Flandern, ward das Spiel unbedingt und unter so hohen Preisen, als sie nur immer wollten, gestattet. — Derjenige aus dem niedern Volke, der trotz des Verbotes gespielt hatte, ward entweder drei Tage nach einander öffentlich gestäupt oder eben so vielemale von dem Verdeck in das Meer getaucht. Den Dieben sollten die Köpfe geschoren, diese mit Pech begossen und hierauf mit Hühnerfedern überschüttet und sie auf diese Weise gebrandmarkt und allen kenntlich gemacht, aus dem Heere ausgestoßen werden. — Den Kaufleuten ward an allen Waaren, die sie an die Pilger verkauften, nur ein Gewinn von zehn Procent erlaubt; auch mußte an allen Backöfen das Brod gleich schwer zu dem Preise eines Pfenniges ausgebacken, und endlich das französische wie englische Geld, jedoch blos nach dem Verhältniß seines innern Werthes, überall angenommen werden.

5. Mit einander vereiniget zogen nun Philipp August und Richard die Rhone hinab. Aber bei Lyon brach die über den reißenden und tiefen Strom führende Brücke, als die englischen Schaaren unvorsichtiger Weise in allzugroßer Menge und zu fest geschlossen und auf einander gedrängt, ohne die nöthigen Zwischenräume zu halten, über dieselbe hinwegzogen. Ueber hundert Pilger fielen in die

Rhone, wovon jedoch nur zwei verunglückten, alle übrigen gerettet wurden. Um die Zufuhr und den Ankauf von Lebensmitteln zu erleichtern, trennten sich jetzt die Heere, nachdem beide Könige sich vorher noch miteinander besprochen und festgesetzt hatten, daß sämmtliche Pilgerschaaren bei Messina in Sicilien sich wieder vereinigen sollten. Philipp August, nachdem er zu Lyon von seiner Mutter Adele und seinem noch sehr zarten Sohne Ludwig ungemein rührenden Abschied genommen hatte, schlug mit seinem Heere den Weg nach Genua ein, wo die von ihm bei den Genuesern zur Ueberfahrt seines Heeres gedungenen Schiffe seiner harrten. Gerne hätte Philipp August sich mit seinem Heere sogleich eingeschifft. Aber von einem hartnäckigen Fieber befallen, mußte er in Genua bleiben, wodurch die Abfahrt der französischen Pilger sich bis Ende des Monats verzögerte. Richard zog mit seinem Heere nach Marseille, wohin er seine zahlreiche, aus hundertundsechs großen Schiffen bestehende Flotte beschieden hatte. Diese war zwar zu rechter Zeit aus den englischen und normännischen Häfen ausgelaufen, ward aber durch widrige Winde anfänglich auf ihrer Fahrt sehr lange aufgehalten, und endlich durch einen heftigen Sturm völlig zerstreut. Einige Schiffe wurden nach der Küste von Portugal verschlagen, wo es dem Könige Sancho, gerade in einem Kriege mit den Mauren begriffen, durch Versprechungen bald gelang, die Mannschaft dieser Schiffe zu bewegen, ihn in seinem Kampfe gegen die Saracenen, die ja die gemeinschaftlichen Feinde der gesammten Christenheit wären, beizustehen. Die Pilger nahmen das Anerbieten des Königes an, leisteten demselben sehr wesentliche Dienste*), worauf Sancho nach beendigtem

*) Sie hatten sogar eines ihrer größten Schiffe hergegeben,

Feldzuge, der diesmal keine lange Dauer hatte, sie sehr reichlich beschenkt wieder entließ; und als indessen auch die übrigen Schiffe der englischen Flotte sich in den Häfen von Portugal gesammelt hatten, so verließ die nunmehr wieder vereinigte Flotte die Küsten von Spanien, segelte durch die Meerenge von Gibraltar nach Marseille, und da sie hier ihren König nicht mehr antraf, so setzte sie nach einem kurzen, zur Ausbesserung ihrer Schiffe nöthigen Aufenthalt von acht Tagen, ihre Fahrt nach Sicilien fort.

6. Ungefähr vierzehn Tage vorher hatte auch König Richard, nachdem er acht Tage lang auf seine Flotte fruchtlos gewartet hatte, Marseille verlassen und auf vierundzwanzig gemietheten, wohlausgerüsteten Schiffen seine Meeresfahrt nach den Küsten von Italien angetreten. Aber diese Fahrt ging äußerst langsam, Richard glaubte nicht, sich sehr eilen zu müssen. Jeden Abend ließ er an dem Lande anlegen und übernachtete allda. In Genua, wo er dem dort noch krank darniederliegenden Philipp August einen Besuch machte, weilte er zwei Tage. Mit derselben Langsamkeit und Behaglichkeit setzte er den übrigen Theil seiner Seereise fort, blieb bald in dieser, bald in jener Stadt mehrere Tage, schenkte besonders den römischen Alterthümern seine Aufmerksamkeit, verließ auch nicht selten seine Schiffe und machte auf gemietheten Pferden große Strecken Weges zu Lande, gewöhnlich von einem Hafen zum andern, wo er immer wieder seine Schiffe antraf. Auf die-

um aus dessen Holz in der Eile ein Bollwerk zu verfertigen, womit eine sehr schwache Frontlinie der erst vor zwei Jahren von Sancho eroberten, aber noch nicht stark genug befestigten Stadt Silves, die jetzt gerade von dem saracenischen Heere bedrohet ward, in noch etwas bessern Vertheidigungsstand zu setzen.

sen Landreisen hatte er auch mancherlei, zum Theil einem Könige wenig geziemende Abentheuer *). In Ostia ward er von Clemens III. sehr höflich nach Rom eingeladen; aber unter sehr trotzigen, sogar ziemlich beleidigenden Worten gegen den Bischof Octavian von Ostia, der ihm die päpstliche Einladung überbracht hatte, wieß er dieselbe unfreundlich zurück. In Salerno weilte er so lange, bis er die Nachricht erhielt, seine Flotte sey auf der Höhe von Messina angekommen. Indessen war während Richards so sehr zögernden Meeresfahrt Philipp August von seiner Krankheit genesen und am 24. August mit seinen Schiffen aus dem Hafen von Genua ausgelaufen. Aber nicht ferne von der sicilischen Meerenge ward die französische Flotte von einem furchtbaren Sturme überfallen. Mehrere Schiffe wurden an Felsen geschleudert und zerschmettert; eben so bedeutend war überdieß auch der Verlust an Pferden,

*) Hievon hier nur folgende Anekdote. Als Richard in Calabrien auf dem Wege zwischen Mileto und Bagnaro von seinem Gefolge getrennt, und nur von einem einzigen Ritter begleitet, durch ein Dorf ritt, und in einem Bauernhause einen Falken erblickte, nahm er diesen fort und verweigerte auch die Zurückgabe trotz allen Drohungen des Bauern, der sich seinen Falken durchaus nicht wollte nehmen lassen. Aber nun machte der Bauer Lärmen. Alle Bewohner des Dorfes liefen mit Knütteln und Stangen zusammen, um Richard, den sie natürlicher Weise nicht kannten, zu zwingen, den geraubten Vogel wieder zurückzugeben. Aber der König wehrte sich tapfer; und erst als er einen Bauern, der sogar schon ein Messer gegen ihn gezogen hatte, mit der Fläche seines Schwertes einen Streich versetzen wollte, dasselbe aber in seiner Hand zerbrach, mußte er auf Flucht bedacht seyn, und rettete sich kaum noch mit vieler Mühe in ein Kloster, in welchem er so lange blieb, bis die Bauern sich verlaufen hatten, worauf er seinen Weg nach Bagnaro fortsetzte, wo er sein ganzes Gefolge wieder antraf.

Kriegszeug und anderen Vorräthen, welche man, um die Schiffe zu erleichtern, in das Meer geworfen hatte, und erst nach einer dreiwöchentlichen, äußerst stürmischen Fahrt landeten Philipp August und die Franzosen am 16. September bei Messina. Noch trauernd über den auf dieser Seereise erlittenen großen Verlust, vielleicht auch alles Aufsehen erregende nicht liebend, täuschte Philipp August das zahllos an der Küste versammelte, ihn erwartende Volk, lief nur auf einem ganz kleinen Fahrzeuge in den Hafen ein, und schlich sich, gleichsam bei Nacht und Nebel, ganz unbemerkt in die Stadt, wo er in dem königlichen Palaste seine Wohnung nahm. Wenige Tage darauf kam auch der König von England an. Gegen Abend hatte er die Meerenge von Messina überschifft; da er jedoch erst am folgenden Tage seinen feierlichen Einzug halten wollte, brachte er die Nacht neben einem alten Thurme in seinem Zelte zu. Aber Richard, stolz und prachtliebend, folgte nicht dem Beispiele Philipp Augusts; er wollte gleich bei seiner Ankunft sich den Sicilianern in dem ganzen Glanze seiner königlichen Würde und Herrlichkeit zeigen. Mit mehreren auserlesenen Schiffen seiner eben so zahlreichen als schön ausgerüsteten Flotte hielt er also am 23. September, unter dem gewaltigen Schmettern der Trompeten und dem betäubenden Geräusch zahlloser kriegerischen Instrumente seinen feierlichen Einzug in den Hafen von Messina. Die gesammte Geistlichkeit und alles Volk stand an der Küste und ergötzte sich an dem prunkvollen Einzug und der Pracht, mit welcher Englands junger König sich jetzt dem sicilianischen Volke zeige. Man verglich Richards Benehmen mit jenem des Königes von Frankreich, nannte das Erstere eine wahrhaft königliche Weise, das Letztere aber karg, ärmlich und einem König nicht geziemend. Sobald Richard an das Land getreten

war, eilte er auf Philipp August zu, der ebenfalls mit vielen seiner Ritter an der Küste ihn erwartet hatte, umarmte ihn brüderlich, unterhielt sich auch mit ihm, zur großen Zufriedenheit der anwesenden Pilger, einige Zeit sehr vertraulich und begab sich hierauf, von dem jubelnden Volke begleitet, in die für ihn zubereitete, in der Vorstadt von Messina zwischen blühenden Weinbergen gelegene Wohnung. Dem Könige von Frankreich entging es nicht, wie sehr ihn seines Nebenbuhlers königliche Pracht- und Prunkliebe in den Augen der Sicilianer verdunkelt habe; und wie es scheint, ertrug er dieses nicht so ganz mit Gleichmuth, wollte daher auch schon gleich am folgenden Tage mit seinem Heere die Fahrt nach Syrien antreten. Aber widrige Winde verhinderten mehrere Tage nach einander das Auslaufen der Flotte, und nun traten bald Ereignisse ein, welche ihn wie den König von England bis zu Anfang März des folgenden Jahres in Sicilien zurückhielten.

7. In den ersten Tagen nach ihrer Ankunft lebten die beiden Monarchen in vollkommenem Einverständniß mit einander, machten sich öftere Besuche, suchten durch gegenseitige Höflichkeitsbezeigungen sich einander gleichsam zu überbieten, und als jetzt Richards Schwester, die Königin Johanna, des verstorbenen König Wilhelms hinterlassene Gemahlin, in Messina ankam, behandelte sie Philipp August mit einer so großen Auszeichnung, und erwies ihr eine solche Aufmerksamkeit, daß sogar das Gericht sich verbreitete: der König von Frankreich werbe um die Hand der noch jungen, königlichen Wittwe. Das Einzige, was dem Könige von England mißfallen hatte, war blos, daß, da die früher angekommenen und daher früher einquartierten Franzosen sich in ihren erhaltenen Quartieren durchaus nicht beschränken lassen wollten, aber

auf diese Weise auch die Einwohner von Messina für das neu angekommene englische Heer in ihrer Stadt nicht mehr Raum genug hatten, er sich gezwungen sah, sein Heer außer den Mauern von Messina ein Lager beziehen zu lassen; doch ward dadurch die jetzt bestehende Eintracht noch nicht gestört. Aber ein desto heftiger Streit erhob sich zwischen König Richard und König Tankred, und zwar zuerst über das Witthum, welches Richards Schwester, der Königin Johanna, von ihrem verstorbenen Gemahl in dessen letzten Willen ausgesetzt, ihr aber bisher von Tancred war vorenthalten worden, der sogar diese Königin zu Palermo in einer Art von ehrenvoller Gefangenschaft gehalten, und erst bei der Ankunft ihres Bruders in Sicilien sie nach Messina entlassen hatte. Richard forderte also, vermöge der testamentarischen Verfügung Wilhelms II., für seine Schwester von König Tancred die ganze Grafschaft Monte St. Angelo mit allen Einkünften und alle mit dem Besitze dieser Grafschaft verbundenen Rechte und Prärogativen. Doch damit beschränkten sich noch nicht die Forderungen Richards. Er nahm auch noch ein, auf einer uralten Gewohnheit in Sicilien beruhendes und allen königlichen Wittwen zustehendes Recht in Anspruch und forderte diesem zufolge, für seine Schwester von König Tancred einen goldenen Tisch, zwölf Fuß lang und zwei Fuß breit, zwei goldene Dreifüße vor diesem Tische, vierundzwanzig goldene Kannen und eben so viele goldene Becher, Schüsseln und Teller, und ein Zelt von einem solchen Umfange, daß zweihundert Ritter darin an der Tafel sitzen könnten. Aber noch weit übertriebener, ungerechter und ohne alle Rücksicht auf die gegenwärtige Lage von Sicilien war Richards Forderung, daß nämlich Tancred auf den Grund des, von dem verstorbenen Könige Wilhelm in Beziehung auf seine

Theilnahme an dem Kreuzzuge mit dem Könige Heinrich von England geschlossenen Vertrages, zur Beförderung des gemeinsamen Unternehmens, sechszig tausend Lasten Korn, eben so viel an Gerste, eine ungeheuere Menge Wein zu liefern, und endlich noch hundert wohlbewaffnete und gehörig bemannte Kriegsschiffe mit allen auf ein ganzes Jahr nöthigen Vorräthen zu stellen. Auf diese Forderungen erwiederte Tancred: er habe mit der verwittweten Königin, noch vor deren Abreise nach Messina, ein sie vollkommen befriedigendes Abkommen getroffen; auf alles Uebrige ließ er sich nicht ein und gab blos höfliche aber ausweichende Antworten. Darüber erzürnte sich Richard so sehr, daß er zu offenbar feindlichen Maßregeln schritt. Er bemächtigte sich einiger Burgen, jagte Mönche aus ihren Klöstern, besetzte die jenseits der Meerenge gelegene Stadt Bagnara, wies diese seiner Schwester zu ihrem einstweiligen Aufenthalt an und bemächtigte sich endlich auch eines, auf einer Insel im Faro gelegenen Schlosses und bestimmte dieses zur Niederlage der aus England und anderen Orten her erwarteten Vorräthe. Dieses gewaltthätige Verfahren beunruhigte im höchsten Grade alles Volk; bald verbreitete sich das Gerücht, der König von England wolle sich des ganzen Königreiches Sicilien bemächtigen. Das rohe Betragen der Engländer hatte längst schon die Gemüther der Sicilianer gegen das fremde Volk empört*); bei der nun allgemein herrschenden Gährung

*) Selbst englische Geschichtschreiber machen ihren Landsleuten den Vorwurf einer, mit der damals schon weit feineren italienischen Sitte ungemein contrastirenden, rohen Ungeschliffenheit. Sie suchten vorsätzlich die sicilianische Nation auf alle nur mögliche Weise zu demüthigen und zu kränken. So z. B. affectirten sie eine ganz besondere Ehrfurcht gegen das sicilianische Frauenzimmer. Wo sie nur immer konnten, suchten sie sich

stieg diese Erbitterung immer noch höher und nahm endlich einen furchtbaren Ausbruch, als zwei Engländer einer Frau, die Brod feil hatte, dasselbe ohne Bezahlung nehmen wollten. Die Frau erhob ein schreckliches Geschrei. Von allen Seiten strömte das Volk sogleich herbei. Die beiden englischen Pilger wurden mit Schlägen auf das jammervollste mißhandelt, hierauf alle Engländer von dem jetzt aufgeregten wüthenden Volke aus der Stadt vertrieben, sämmtliche Thore von Messina geschlossen, Mauern und Thürme mit Bewaffneten besetzt, und als jetzt auch noch die außer der Stadt gelegenen Quartiere einiger englischen Ritter angegriffen wurden, stürmte das ganze englische Heer gegen die Stadt heran. Richard eilte sogleich herbei, um den Frieden zu erhalten und die Ruhe wieder herzustellen. Aber die kampflustigen erhitzten englischen Pilger hörten nicht mehr auf das Wort ihres Königes; und als dieser nun auch von den Sicilianern mit den gröbsten Schmähreden und Steinwürfen empfangen ward, ergrimmte er ebenfalls, griff zum Schwert und nahm Antheil an dem Kampfe, der nun immer hitziger und blutiger ward; denn die Sicilianer leisteten lange Zeit den tapfersten Widerstand, bis endlich Richard eine, während des Kampfes von den Einwohnern

demselben zu nähern, besonders auf den Straßen und bei öffentlichen Gelegenheiten, begegneten demselben mit einer auffallenden Zuvorkommenheit, und sagten ihm laut die verbindlichsten und schmeichelhaftesten Dinge; jedoch alles dieß aus gar keiner andern Absicht, als blos um die ohnehin zur Eifersucht so sehr geneigten sicilianischen Gemüther noch mehr zu erregen. Durch diesen boshaften, niederträchtigen Muthwillen störten sie wirklich den häuslichen Frieden vieler Familien, machten sich aber dadurch auch bei der ganzen Nation immer noch mehr verhaßt.

vernachläßigte Pforte bemerkte. Diese ward jetzt von den Engländern aufgesprengt, hierauf auch gleich ein nahe daran stehendes Thor, und wie ein wilder Waldstrom stürzte das ganze englische Heer in die Stadt. Messina erfuhr nun das ganze schreckliche Schicksal einer durch Sturm eroberten Stadt. Auf den Straßen ward Alles, was Miene zum Widerstand machte, erwürgt. Häuser und Paläste wurden erbrochen, alles Gold, Silber und andere Kostbarkeiten geraubt, sogar edle und vornehme Frauen von den englischen Soldaten, in der Hoffnung großes Lösegeld für sie zu erhalten, als Gefangene fortgeführt, und endlich ließ Richard, wie auf den Mauern einer eroberten feindlichen Stadt, auch auf den Thürmen und Mauern von Messina sein königliches Panier aufpflanzen.

8. Durch die Bemühungen sicilianischer, französischer und normännischer Bischöfe ward jedoch König Richard bald wieder besänftiget und mit den Einwohnern von Messina ausgesöhnt. Aber nun fehlte nur sehr wenig, so wäre zwischen den beiden Königen ein, in seinen Folgen auf das gemeinsame Unternehmen, vielleicht nicht minder verderblicher Streit ausgebrochen. Kaum hatte nämlich Philipp August das englische Panier auf den Mauern von Messina erblickt, als er sogleich an Richard einen Boten mit dem Verlangen schickte, daß auch Frankreichs Panier neben dem englischen auf den Mauern aufgestellt werden sollte. Richard war anfänglich gar nicht Willens, das Verlangen seines Nebenbuhlers zu erfüllen. „Er sehe nicht ein," äußerte sich Richard, „warum er die durch sein Schwert errungenen Vortheile mit einem dabei völlig unthätigen und selbst treubrüchigen Bundesgenossen theilen sollte." Wirklich hatte auch der französische König nicht nur

keinen Beistand seinem Bundesgenossen geleistet, ja selbst sich nicht im mindesten bemühet, durch Vermittelung dem blutigen Kampfe vorzukommen, und die erhitzten und aufgeregten Gemüther des Volkes nur einigermaßen wieder zu beruhigen, sondern viele Franzosen hatten sogar, obgleich ohne Befehl ihres Königes, sich zu den Sicilianern geschlagen und gemeinschaftlich mit ihnen gekämpft. Endlich ward Philipp August noch der Vorwurf gemacht, daß er, als er gesehen, daß der Kampf eine für die Sicilianer unglückliche Wendung nehme, zum Schutz derselben und um ihnen, wenn Gelegenheit sich dazu darbieten würde, allen nur möglichen Vorschub zu leisten, sich bewaffnet und gerüstet habe. Durch Bitten und viele schmeichelnde Worte seiner Barone, welche ungemein besorgt waren, die Eintracht zwischen beiden Monarchen zu erhalten, ließ sich Richard zuletzt doch bewegen, in das Verlangen des Königes von Frankreich einzuwilligen. Beide Paniere weheten nun auf den Mauern und Thürmen von Messina, und sollten so lange darauf wehen, bis die zwischen Richard und Tancred schwebenden Streitigkeiten durch einen, beide Theile völlig befriedigenden Friedensvertrag völlig ausgeglichen seyn würden. Dazu bot jetzt Philipp August seine Vermittelung an, und mit den Gesandten Richards begaben sich auch der Herzog von Burgund nebst mehreren der vornehmsten französischen Großen, als Bevollmächtigten ihres Herrn, zu König Tancred nach Palermo Da Richard sich nachgiebiger zeigte, als man zu hoffen berechtiget gewesen war; so kam der Friede auch bald zu Stande, und um denselben noch mehr zu befestigen, ward die Vermählung des jungen Prinzen Arthur, eines Neffen Richards, mit einer sicilianischen Prinzessin beschlossen. Gegen Bezahlung von zwanzigtausend

Goldunzen entsagte die Königin Johanna allen ihren Ansprüchen auf ein Witthum; und zu Befriedigung der übrigen Forderungen Richards erbot sich Tancred, abermals zwanzigtausend Goldunzen zu bezahlen, die jedoch als Heirathsgut des jungen Arthurs aufbewahrt und, im Falle die Vermählung entweder durch den frühzeitigen Tod des Prinzen oder durch ein anderes Hinderniß nicht zu Stande kommen würde, dem Könige von Sicilien zurückerstattet werden sollte. Als dieser Vergleich geschlossen und beschworen war, gebot der Erzbischof von Rouen, und zwar unter der Strafe des Bannes, Alles, den Einwohnern von Messina am Tage der Plünderung geraubte Gut wieder zurückzugeben. Von diesem Tage an stellte sich zwischen Sicilianern und Engländern nun auch ein, wenigstens äußerlicher, freundlicher Verkehr wieder ein. Die Landeseingebornen kamen ohne Scheu in das Lager der Engländer, wodurch diesen ein reicher Markt an Lebensmitteln jeden Tag geöffnet ward.

9. Zwischen Philipp August und Richard waren nun alle gegenseitigen Beschwerden ausgeglichen, und beide Monarchen lebten ein paar Monate wieder in vollkommener Eintracht miteinander. Kleinere und weniger bedeutendere unangenehme Ereignisse verstimmten zwar bisweilen wieder die Gemüther, ohne jedoch jene Eintracht stören zu können. So z. B. entstand plötzlich in Messina eine außerordentliche Theuerung; nur um ungeheure Preise konnten die Franzosen sich Lebensmittel verschaffen, während durch die reichen Vorräthe, welche die königliche Flotte von allen Orten herbeiführte, in dem englischen Lager Ueberfluß herrschte. Es wäre unstreitig für die englischen Pilger geziemend gewesen, von ihrer Fülle auch ihren französischen Mitpilgern etwas zufließen

zu lassen. Aber dieß geschah nicht, und Philipp August mußte große Geldsummen unter seine Baronen vertheilen lassen, um sie in Stand zu setzen, sich selbst und ihre Heeresgesellen noch ferner zu unterhalten. Dieses und Aehnliches ging jedoch gewöhnlich ohne alle Folgen schnell wieder vorüber; was aber endlich den Ausbruch tödtlicher Feindschaft zwischen beiden Königen befürchten ließ, war die Bekanntmachung der bisher geheim gehaltenen Verlobung Richards mit der schönen Berengaria, einer Tochter des Königs von Navarra, und der, dieser Verlobung vorangegangenen Verstoßung der ihm früher verlobten Prinzessin Alix, einer Schwester des Königs von Frankreich. Beide Verlobten hatten einander nie geliebt, und die Königin Eleonore, Richards Mutter, welche die zwischen ihrem Sohne und dessen Braut herrschende Kälte längst schon bemerkt hatte, war nun auch deren Verbindung im höchsten Grade abgeneigt, indem sie nichts sehnlicher wünschte, als daß ihr Sohn sich mit einer Prinzessin vermählen möchte, deren Schönheit und Liebenswürdigkeit sein Herz fesseln, und ihn von seiner bisherigen wilden und wüsten Lebensart abhalten und zu einer Gott wohlgefälligen Ehe führen könnten. Wahrscheinlich würde jedoch Richard sein Geheimniß noch länger bewahrt haben, wenn er nicht um dieselbe Zeit die Nachricht erhalten hätte, seine Mutter, die Königin Eleonore, stehe im Begriffe, mit der Prinzessin Berengaria und einem zahlreichen Gefolge sich nach Sicilien einzuschiffen. Natürlich mußte Philipp August die seiner Schwester angethane Schmach sehr tief empfinden, und was ihn jetzt noch mehr aufbrachte, war, daß er zu bemerken glaubte, Richard treffe Anstalten, seine Vermählung mit Berengaria noch in Sicilien, unter den Augen des Königs von Frankreich zu feiern. Da die französischen Barone schon einigemal mit Bitten in ihren

König gedrungen hatten, die Fahrt nach dem gelobten Lande nicht länger mehr zu verzögern; so sandte jetzt Philipp August eine Botschaft an Richard und ließ ihn, als Lehnsmann der französischen Krone, auffodern, in den ersten Tagen des nächstkommenden Monat März gemeinsam mit ihm die Fahrt nach Syrien anzutreten. Richard erwiederte, daß die Ausbesserung seiner, durch die den sicilischen Meeren eigenen Würmer sehr beschädigten Schiffe ihm nicht erlaube, vor dem Monate August mit seiner Flotte auszulaufen. Diese Frist ward ihm jedoch nicht gestattet, und Philipp August erklärte ihm durch seinen Abgesandten, daß die treue Erfüllung seiner Pflicht die einzige Bedingung sey, unter welcher er Richards Wortbrüchigkeit gegen Alix ungeahndet lassen werde. Dieser Streit ward jedoch bald, obgleich man nicht weiß wie, wieder beigelegt. Aber wie es scheint, gab diesmal Richard einiger Maßen nach; denn wir werden sehen, daß er zwar nicht zu der von Philipp August vorgeschriebenen Zeit, doch bald nach der Abfahrt der französischen Flotte auch mit der seinigen Sicilien verließ*).

10. Zwischen augenblicklichem Grollen und eben so schnellem Wiederaussöhnen war nun die ganze Zeit während des Aufenthaltes der beiden Könige in Sicilien doch, im Ganzen genommen, ruhig vorüber gegangen. Aber eine geheime Eröffnung, die König Tancred dem englischen Könige bald darauf machte, ließ nun mit Grund den Ausbruch einer unversöhnlichen, für die gemeinsame Pilgerfahrt höchst verderblichen Feindschaft befürchten. Richard hatte eine Un-

*) In Palästina, soll Philipp August gesagt haben, möge Richard sich mit Berengaria vermählen, aber in Sicilien würde er dieß nie zugeben.

terredung mit Tancred gewünscht, auch König Philipp August ihm dazu gerathen. Zwar waren zwischen Richard und Tancred alle früheren Streitigkeiten beigelegt, jedoch noch Manches ungeordnet geblieben; was für eine vertrauliche Freundschaft zwischen beiden Monarchen ein Hinderniß hätte werden können. Nur von wenigen Rittern begleitet machte sich also Richard auf den Weg nach Catania. Sobald Tancred die Ankunft des Königs von England vernahm, eilte er ihm ein paar Meilen weit entgegen, und als beide Monarchen unfern von dem Berge Aetna sich einander zu Gesicht bekamen, stiegen beide sogleich vom Pferde, gingen zu Fuße einander entgegen, umarmten und küßten sich brüderlich. Vertraulich ritten Richard und Tancred nach Catania, wo vor den Thoren der Stadt die gesammte Geistlichkeit und zahlloses Volk sie mit Jubel empfing. Nach frommer Sitte damaliger Zeit begaben sie sich hierauf in eine Kirche, und diesmal in die der heiligen Agatha geweihte und deren heiligen Gebeine aufbewahrenden Kirche, und von da nach verrichteter Andacht in den königlichen Palast. Drei Tage blieben beide Monarchen beisammen, sich ergötzend an mancherlei ritterlichen Spielen, Festen und Lustbarkeiten, und durch öftere vertrauliche Gespräche sich einander immer mehr nähernd und gegenseitig schätzend. Als Richard endlich von Tancred Abschied nahm, bot dieser ihm mehrere köstliche Geschenke an; Richard wollte jedoch durchaus nichts annehmen, als nur zum Andenken einen kleinen Ring, nahm aber doch nachher noch von Tancred vier große Schiffe und fünfzehn Galeeren an, und machte ihm dafür des berühmten Königes Arthur Schwert zum Geschenke, eine heilige, kostbare Reliquie für alle Ritter jener Zeit, und besonders für die eigentlichen, eingebornen Britten ein Gegenstand der höchsten Verehrung; auch wußte

der nicht minder ritterliche Tancred den Werth eines solchen Geschenkes vollkommen zu würdigen. Tancred begleitete den König zwei Tagreisen bis zur Stadt Taormina, und ward während dieser Zeit von Richards stets heiterer Laune, seiner Offenheit und ritterlichen Liebenswürdigkeit so sehr bezaubert, daß er endlich in die Worte ausbrach: „Nun sehe ich, wie sehr König Philipp August mich zu täuschen gesucht hat, als er mich versicherte, Ihr wäret mein geheimer Feind, auch nicht in friedlicher Absicht nach Sicilien gekommen, sondern um mich aus meinem Reiche zu vertreiben, daher zu offenem Krieg gegen Euch mir rieth, und seine Hülfe und seinen Beistand anbot." Richards argloses Herz konnte sich von einem solchen Verrath keinen Begriff machen. „Dieß ist unmöglich," rief er aus, „und Gottes Strafe komme über alle, die so handeln; und wie könnte der König von Frankreich so thun, der mein Lehnsherr und mein Mitpilger ist;" als aber hierauf Tancred den mit dem königlichen Siegel verschlossenen Brief Philipp Augusts, den der Herzog von Burgund ihm überbracht hatte, Richard mittheilte, und dieser darin die volle Bestätigung von Allem fand, was Tancred ihm so eben eröffnet hatte, gerieth er in grenzenlose Wuth; sein Unwille gegen Philipp kannte jetzt weder Ziel noch Maß; sogar der Anblick desselben war ihm unerträglich, und als er jetzt vernahm, daß Philipp August sich Taormina nahe, um Tancred ebenfalls einen Besuch zu machen, kehrte er, um ihm nur nicht zu begegnen, auf einem andern Wege zurück.

11. Als beide Könige wieder in Messina angekommen waren, machte Richard aus seiner Erbitterung und selbst aus seinem Hasse gegen den französischen König gar kein Geheimniß, brach auch allen

Verkehr mit ihm ab; und als die Engländer dieses bemerkten, folgten sie dem Beispiel ihres Königes, sonderten sich immer mehr von den Franzosen, trennten sich endlich gänzlich von denselben und vermieden allen Umgang mit ihnen. Dieses allgemein auffallende Benehmen Richards und seiner Engländer befremdete nicht wenig den französischen König und dessen Barone. Es schien der Vorbote eines förmlichen Bruches zu seyn. Um die Ursache desselben ließ also Philipp August bei Richard forschen, und dieser ihm, durch den Grafen von Flandern, Alles zu wissen thun, was er von Tancred erfahren hatte, sandte ihm sogar jenen Brief, den der Herzog von Burgund dem Tancred überbracht hatte. Aber Philipp August leugnete Alles, dessen man ihn beschuldigte, behauptete im Gegentheil, daß Richard jetzt zu Lügen seine Zuflucht nehme, um seine Wortbrüchigkeit und die ungerechte Verstoßung der Prinzessin Alix zu beschönigen *). Darüber gerieth Richard in einen solchen Zorn, daß er gar keine Schonung gegen Philipp August mehr beobachten zu müssen glaubte, daher demselben sagen ließ, daß er keines Vorwandes bedürfe, um eine Prinzessin zu verstoßen, die schon mit seinem Vater, Heinrich II., in ehebrecherischem Umgange gelebt und ihm einen Sohn geboren habe **). Die weitere Veröffentlichung

*) In diesem Streite scheint das Recht nicht auf der Seite des französischen Königes gewesen zu seyn, welches auch schon daraus hervorgeht, daß kein einziger französischer Geschichtschreiber Erwähnung davon macht, und nur Engländer, und unter diesen zwei sehr glaubwürdige Schriftsteller, diesen Hergang, und zwar ziemlich umständlich, berichten.

**) Diese von Richard gegen seinen eigenen Vater und eine Schwester des Königes von Frankreich erhobene harte Beschuldigung fand, so viel wir wissen, bisher noch keine Widerlegung. Sie scheint nicht ganz ungegründet zu

eines solchen Scandals mußte auf alle Weise vermieden werden. Philipp August neigte sich daher auch sogleich zu einem Vergleich, der wenige Tage darauf zu Stande kam, und dem zufolge Richard dem französischen Könige zehntausend Mark Silbers zahlte und Philipp August ihn aller gegen die französische Prinzessin eingegangener Verbindlichkeiten entband. Durch die eifrigen Bemühungen beiderseitiger Barone ward bei dieser Gelegenheit auch ein neuer Vertrag und mehrere bis jetzt noch unbestimmt gelassene Verhältnisse zwischen den beiden Monarchen dauerhaft geordnet, und jede Veranlassung zu irgend einem, den Erfolg der gemeinschaftlichen Heerfahrt hemmenden oder gar störenden Zwist mit der größten Sorgsamkeit entfernt *). Da jetzt, wenigstens dem äußern Scheine

seyn, besonders da sie uns auch noch einen vollkommen genügenden Erklärungsgrund darbietet, warum König Heinrich seinem Sohne die ihm verlobte Braut ohne alle Ursache und unter den schalsten Vorwänden so lange Zeit vorenthielt, so daß sich hieraus endlich sogar eine blutige Fehde zwischen Vater und Sohn zu erheben drohete.

*) Dieser Vertrag ist seinem ganzen Inhalte nach vollständig auf uns gekommen. Das Lehensverhältniß der dem Könige von England gehörenden und in Frankreich liegenden Besitzungen zur französischen Krone wurden auf das neue anerkannt, und dabei festgesetzt, daß in dem Falle, wenn König Richard zwei oder mehrere Söhne hinterließ, dem zweiten entweder die Normandie, oder die Grafschaften Anjou und Mans, oder auch Gühenne und Poitou zu Lehen gegeben, die beiden andern Landschaften aber dem ältern Bruder bleiben sollten. Philipp August überließ Richard noch mehrere andere Herrschaften, als Gisors, Lions, le Verin rc. jedoch unter der Bedingung, daß dieselben, wenn Richard unbeerbt stürbe, wieder an die Krone Frankreich zurückfallen, oder, im Falle Philipp August keinen männlichen Nachkommen hinterließ, mit der Normandie vereiniget werden sollten. Auch Richard trat seine Ansprüche auf

nach, Friede und Eintracht zwischen Philipp August und Richard wieder hergestellt waren, so gab es auch keinen Grund mehr, welcher den längern Aufenthalt der beiden Pilgerkönige in Sicilien nothwendig gemacht hätte; besonders da nicht nur alle französischen und englischen Herren, sondern auch die gemeinen Soldaten beider Nationen längst schon mit Sehnsucht und immer wachsender Unzufriedenheit den Augenblick erwarteten, wo sie endlich, zufolge ihres Gelübdes, ihrer wahren und eigentlichen Bestimmung würden entgegengeführt werden.

## IX.

**Abfahrt der beiden Könige nach den Küsten Syriens. — Eroberung der Insel Cypern durch König Richard.**

1. Am 10. März 1191 lichtete endlich die französische Flotte die Anker, durchschiffte, vom Winde begünstiget, äußerst schnell den Faro und erreichte ohne widrigen Zufall die offene See *). König

einige, in Auvergne gelegenen Lehen und Domänen an Philipp August ab, und mehrere der vornehmsten Barone übernahmen auf beiden Seiten die Bürgschaft des geschlossenen Vertrages. Dieser Vertrag erhielt unter Richards Nachfolger, dem Könige Johann, eine große Bedeutung; daher wir ihn auch jetzt gleich in dem Augenblicke, wie an dem Orte, wo er geschlossen ward, unseren Lesern ziemlich umständlich mitzutheilen für zweckmäßig erachteten.

*) Offenbar irren sich jene, welche behaupten, Philipp August habe an diesem Tage nur mit einem Theile seiner Flotte und seines Heeres Sicilien verlassen. Ihr Irrthum beruhet darauf, daß der König nur mit einigen Schiffen bei Ptolemais gelandet hatte. Aber davon war die Ursache, daß das Schiff, welches Philipp August bestiegen hatte, so wie die dasselbe begleitenden Fahrzeuge zu den vorzüglichsten der französischen Flotte gehörten, besser gebauet waren, und weit schneller als die übrigen segelten.

Richard trat zehn Tage später die Meeresfahrt an; denn an dem Tage, an welchem die französischen Schiffe des Morgens den Hafen von Messina verlassen hatten, kam die Königin Eleonore mit der Braut ihres Sohnes, der Prinzessin Berengaria, denen Richard bis Reggio entgegengekommen war, in Messina an. Aber Eleonora, welche, nach der Abfahrt des französischen Königs, jene ihres Sohnes eher zu beschleunigen als zu verzögern suchte, hielt sich nicht lange in Messina auf und kehrte nach einem Aufenthalt von acht Tagen über Neapel wieder nach England zurück. Am zehnten April lichtete nun auch die englische Flotte die Anker. Zuerst verließen, sehr frühe des Morgens, die Dromonen, das heißt die schweren Kriegsschiffe den Hafen. Auf einem derselben fuhren mit stattlichem Gefolge die Braut des Königes und dessen Schwester, die verwittwete Königin Johanna von Sicilien. Einige Stunden später, nämlich erst des Nachmittags, nachdem Richard von den Einwohnern von Messina feierlich Abschied genommen hatte, lichtete die ganze prachtvolle, aus mehr als zweihundert Schiffen bestehende englische Flotte die Anker und durchschiffte, weil am ersten Tage von Wind und Wetter begünstiget, mit schwellenden Segeln die Meerenge von Messina.

2. Aber Richards Meeresfahrt war bei weitem nicht so gefahrlos als die des französischen Königes. Schon am anderen Tage trat eine Windstille ein, welche die englische Flotte drei Tage lang zwischen den Küsten von Sicilien und Calabrien festhielt. Am vierten Tage erhob sich sogar ein furchtbarer Sturm, der die ganze Flotte zerstreute. Nur das Schiff des Königes, weil stärker gebaut, widerstand dem Sturme und kam nicht aus der Richtung seiner Fahrt, und da des Nachts auf demselben eine große

Leuchte auf dem höchsten Mastbaume brannte, so diente diese mehreren der zerstreuten Schiffe zum Zeichen, die nun bald wieder sich bei dem königlichen Schiffe einfanden. Indessen kamen doch drei der größten Schiffe nicht mehr in die richtige Fahrt, wurden durch einen neuen Sturm an die Küste von Cypern geschlagen, scheiterten vor dem Hafen von Limasol und die ganze Bemannung sämmtlicher drei Schiffe, worunter sich auch Roger, Vicekanzler des Reiches, befand, ward in den Wellen begraben. Richard ließ zuerst nach Creta und dann nach Rhodus steuern, wo die Flotte in einem Meerbusen dieser Insel so lange ruhete, bis der auf der Fahrt erkrankte König sich wieder erholt hatte. Nach einem Aufenthalt von zehn Tagen in Rhodus setzte die Flotte ihre Fahrt fort und segelte nach Cypern.

2. Unter dem Namen eines griechischen Kaisers beherrschte diese Insel jetzt der, dem Leser schon bekannte Isaak, von mütterlicher Seite aus dem edeln Geschlechte der Comnenen *). König Wilhelm von Sicilien, dem Isaak als seinem Lehnsherrn gehuldigt hatte, war, so lange er lebte, des Kaisers mäch-

*) Dieser Isaak war der Sohn einer Tochter jenes Sebastocraters Isaak, des ältesten Sohnes des Kaisers Johannes, der aber, aus Vorliebe zu dessen jüngern Bruder Manuel, ihn vermöge seines letzten Willens in der Thronfolge zurückgesetzt hatte. Auf welche Weise er sich dieser damals so volkreichen Insel bemächtigte, ist dem Leser aus der Regierungsgeschichte Kaiser Andronikus höchst fluchwürdigen Andenkens schon bekannt. Ebenso auch, daß er des Kaiser Isaaks Angelus mit einer zahlreichen Flotte und einem ebenso zahlreichen Heere gemachten Versuche, Cypern wieder zu erobern, siegreich widerstand, und während des Angelus kraftloser Regierung sich auch in seiner usurpirten Macht bis jetzt zu behaupten wußte.

tiger Bundesgenosse gewesen, mit dessen Hülfe, wie wir wissen, er auch die griechischen Flotten und Heere zurückgeschlagen hatte. Aber Wilhelm war todt und Isaak, wohl einsehend, daß er, auf seine eigene Macht beschränkt, sich in die Länge nicht würde behaupten können, suchte sich durch irgend ein anderes Bündniß zu verstärken, verband sich daher, wie wenigstens allgemein behauptet wird, mit dem mächtigen Sultan Saladin und ward von diesem Augenblicke an der unversöhnlichste, grausamste Feind aller abendländischen Pilger. Sowohl alle nach dem gelobten Lande wallenden Pilger, als auch selbst die syrischen Christen entbehrten nicht nur aller Vortheile, welche das ehemals so gastfreundliche Cypern ihnen darbot, sondern sogar die größten Gefahren lauerten auf sie während ihrer Seereisen. Alle Pilger, die genöthiget waren, sich der Insel zu nähern, wurden auf den Befehl des Tyrannen ergriffen, die Wohlhabenden nicht anders als gegen ungeheures Lösegeld wieder frei gegeben und die Aermern zur Knechtschaft gezwungen und selbst als Knechte in das Ausland verkauft. Dieselben Unmenschlichkeiten erlaubte sich Isaak nun auch gegen die englischen Pilger. Diejenigen, welche aus dem Schiffbruch sich gerettet und auf Cypern gelandet hatten, wurden als Gefangene behandelt, in ein einsam liegendes, halb verödetes Schloß gebracht und dessen sämmtliche Zugänge mit Bewaffneten besetzt. Dieses Loos traf selbst mehrere der vornehmsten englischen Ritter, denen man sogar noch unter dem Vorwande, was sie mitgebracht, in sichere Verwahrung zu bringen, ihres Eigenthums und selbst ihrer Kleidung beraubte. Da die Zahl der Gefangenen bedeutend zu werden anfing, so ward endlich im Rathe des Tyrannen die Frage aufgeworfen, ob es nicht sicherer sey, sie alle ermorden zu lassen. Zum Glück erfuhren die-

ses die Gefangenen, die jetzt nur die Wahl zwischen schmählichem oder ehrenvollem Tode hatten. Obschon aller Waffen beraubt bis auf vier Armbrüsten, die sie bei ihrer Gefangennehmung zu verbergen gewußt hatten, beschlossen sie dennoch den Kampf mit den Miethlingen des Tyrannen. Unter der Anführung zweier der tapfersten englischen Ritter brachen sie also in dichtem Haufen plötzlich aus dem Schloß heraus. Einem jener Ritter, ausgezeichnet durch ungewöhnliche Stärke, gelang es gleich im Anfange des Kampfes sich eines Rosses zu bemächtigen. Vielen von den cyprischen Soldaten wurden von den starken abendländischen Pilgern die Waffen aus den Händen gerissen, so daß endlich nach kurzem Kampfe alle Gefangenen sich durch ihre Feinde durchschlugen und nur mit sehr geringem Verluste die Seeküste erreichten. Aber auch das Schiff, auf welchem Richards königliche Braut und die Königin Johanna fuhren, waren durch den Sturm an die Küste von Cypern getrieben worden. Von Seite Isaaks erfolgte nun bald eine sehr höfliche Einladung an die Prinzessinnen, ihr Schiff zu verlassen und an das Land zu treten, wo sie bei weit größern Bequemlichkeiten sich leichter von den ausgestandenen Mühseligkeiten der Seereise würden erholen können. Diese Einladung ward auch an den folgenden Tagen, gewöhnlich unter mehreren kleinen Geschenken an kostbaren Weinen und Früchten, und zwar immer dringender und dringender wiederholt. Den beiden fürstlichen Frauen konnte die Arglist des Tyrannen nicht entgehen. Isaaks Absicht war, sich der Person der Königin wie der Prinzessin zu bemächtigen und sie als Geißeln sorgfältig bewachen zu lassen, um den König, wenn er kommen würde, dadurch zu zwingen, sich den arglistigen Forderungen des, jetzt gegen die Engländer nichts als Freundschaft heucheln-

den Tyrannen zu fügen. Beide Fürstinnen befanden sich in der peinlichsten, quälendsten Verlegenheit. Nur von Oben Schutz und Hülfe erwartend, erhoben sie ihr Gemüth gegen Himmel, und nun geschah es, daß die Königin auf einmal in weiter Ferne auf der See ein Schiff erblickte. Plötzlich waren die Augen der ganzen Schiffsmannschaft gegen diese Seite gerichtet, und nun dauerte es nicht lange, so entdeckte man ein zweites Schiff, hierauf ein drittes und endlich die ganze englische Flotte, die mit vollen Segeln nach der Küste steuerte.

3. Schon in Rhodus hatte Richard Isaaks bisherige unmenschliche Behandlung aller abendländischen Pilger erfahren, auch daß der Tyrann sich erfrecht habe, sogar die jetzt angekommenen englischen Pilger auf dieselbe unchristliche und völkerwiderrechtliche Weise zu behandeln, und fest entschlossen, wegen dieses unerhörten, tyrannischen Frevels strenge Rache zu nehmen, erschien jetzt Richard mit seiner Flotte vor dem Hafen von Limasol. Isaak war darauf vorbereitet. Alle Plätze, wo eine Landung möglich schien, hatte er mit zahlreichen Schaaren besetzt. Der Eingang des Hafens war durch eine Menge in die See versenkter Schiffe und Steine verrammelt und versperrt. Zudem lagen fünf große, mit Armbrustschützen bemannte Schiffe vor demselben, und an dem Ufer stand das ganze zahlreiche griechische Heer in Schlachtordnung. Nur die Kühnheit eines Helden, wie Richard, konnte jetzt noch eine Landung für möglich halten. Auf Böten, ebenfalls mit englischen Armbrustschützen bemannt, näherte sich also Richard, nur von einer kleinen Anzahl seiner Ritter begleitet, dem Ufer. Er war wieder der erste, der aus dem Boote an das Land sprang und dadurch auch die noch Zögernden nach sich zog. Mit seiner gewöhnlichen Un-

erschrockenheit warf sich der König mitten unter die feindlichen Bogenschützen, erschlug viele derselben, stürzte eine nicht kleine Anzahl derselben in die See und zerstreute nach kurzem Kampfe ihre ganze Schaar. Aber damit noch nicht zufrieden wollte Richard jetzt sogar das zahlreiche griechische Heer angreifen; aber dieses wartete den Angriff nicht ab, und als Isaak sah, daß schon viele seiner Leute zu fliehen anfingen, zog er sich mit seinem Heere in das Innere des Landes zurück, obgleich Richard mit donnernder Stimme ihn einigemal zum Zweikampfe herausgefordert hatte. Mit den fliehenden griechischen Soldaten drangen nun auch die tapfern englischen Pilger in die Stadt Limasol, wo die Einwohner, in froher Hoffnung des baldigen Sturzes ihres unmenschlichen Tyrannen, sich in lautem Jubel über die Ankunft ihrer Befreier ergossen *). Obgleich nicht alle Pferde der Ritter in der Nacht noch an das Land gebracht werden konnten, auch diese wegen ihres langen Stillstehens und der erduldeten Uebel der Seefahrt zum Kampfe beinahe völlig untauglich schienen, beschloß dennoch Richard, schon am folgenden Tage dem Feinde ein entscheidendes Treffen zu liefern. Seiner ganzen

*) Daß Isaak eine Geißel für seine unglücklichen Unterthanen war, dieß ist unsern Lesern schon bekannt. Aber nun versichert uns der unpartheiische, redliche Nicetas, daß Isaak an Mordlust, Blutdurst und Grausamkeit sogar den Andronikus noch weit übertroffen habe, dem man auch nicht die schreckliche Habsucht, mit welcher Isaak das Gut seiner Unterthanen verschlang, hätte zum Vorwurf machen können. — Wir müssen hier wieder eben so sehr über die Geduld der Völker staunen, als über die tiefe Versunkenheit der menschlichen Natur trauern; denn hätte die menschliche Schlechtigkeit nicht einen so hohen Grad erreicht, wo hätte ein Unthier, wie Isaak, noch Anhänger, Diener und Vollstrecker seiner gräuelvollen Frevel finden können?

Umgebung und selbst den tapfersten Rittern bangte es, als sie diesen Entschluß ihres Königes hörten; sie baten ihn, wenigstens so lange zu warten, bis er sein ganzes Heer zum Kampfe führen könnte. Auch ein von dem Könige sehr geschätzter Caplan, Namens Hugo, trat herbei und wagte den König zu bitten und zu ermahnen, dem Rathe seiner Getreuen zu folgen. Aber dieß verdroß den König, und mit Bitterkeit antwortete er dem Hugo: „Herr Caplan! bekümmert Euch um Gottes Wort, aber das Kriegshandwerk überlasset mir, denn dieses verstehe ich besser als Ihr.“ An der Spitze von fünfhundert Rittern und einigen tausend Fußsoldaten und Armbrustschützen griff also Richard das so zahlreiche griechische Heer an. Gleich im Anfange des Kampfes sprengte er auf den Kaiser, warf ihn mit seiner Lanze zu Boden, und als Isaak durch die Geschwindigkeit, mit welcher seine Leute ihm ein anderes Pferd gaben, durch eilige Flucht sich rettete, rannte dafür der König den feindlichen Panierträger nieder und bemächtigte sich des kostbaren, aus Gold gewirkten Paniers. Kurz, das ganze feindliche Heer ward völlig geschlagen, das ganze feindliche Lager mit dem kaiserlichen Zelte und allem dessen kostbaren Geräthe fiel den Siegern in die Hände; und ganz unermeßlich war übrigens noch die Beute, welche die Engländer an Waffen, Pferden, Maulthieren, köstlichen Weinen und Lebensmitteln jeder Art machten. Nach diesem Siege ließ Richard durch Herolde verkündigen, daß alle Cyprer, welche die Waffen gegen ihn niederlegen würden, seines Schutzes und seiner freundlichen Aufnahme versichert seyn könnten, worauf viele der vornehmsten Einwohner herbeieilten und König Richard huldigten. Mit dem Reste seines geschlagenen Heeres schloß sich Isaak in der wohlbefestigten Stadt Nicosia ein.

4. Obschon von dem Feinde jetzt wenig oder nichts mehr zu befürchten war, ermüdete doch des Königes Wachsamkeit keinen Augenblick weder des Tages noch des Nachts, stets besorgt, jeden möglichen feindlichen Ueberfall zu vereiteln. Als ihm eines Tages gemeldet ward, daß drei Schiffe von Morgen her gegen Cypern steuerten, bestieg er sogleich ein leichtes Fahrzeug, fuhr den kommenden Schiffen entgegen und befragte sie, woher sie kämen und welches der Zweck ihrer Reise sey. Mit freudigem Erstaunen erfuhr jetzt Richard, daß die drei Schiffe den König Guido von Lusignan, dessen Bruder Gottfried nebst dem Fürsten Raimund von Antiochien, dem Fürsten Boëmund von Tripolis, Honfrieds von Toron, dem Großmeister der Hospitaliter und noch mehrern der vornehmsten Herren aus dem gelobten Lande trugen, die sämmtlich in der Absicht nach Cypern segelten, um bei König Richard Schutz und Hülfe gegen die Verfolgungen des Markgrafen Conrads von Tyrus und des ihn schützenden und auf alle Weise begünstigenden Königes von Frankreich zu suchen. Sobald Richard diese Kunde erhalten hatte, kehrte er eiligst wieder zurück, um Alles zu einem, eines Königes würdigen Empfang vorzubereiten. Er selbst erwartete hierauf den Guido am Gestade des Meeres und empfing ihn, als er an das Land trat, nicht wie einen seiner Krone und seines Reiches beraubten, um Schutz flehenden, flüchtigen Monarchen, sondern mit allen nur möglichen, einem mächtigen Könige gebührenden Ehrenbezeugungen *). Die Gegenwart eines fremden Königes

*) Richards mehr als königliche, wahrhaft verschwenderische Freigebigkeit gab sich auch hier wieder kund. Nicht nur den König Guido, sondern auch die übrigen Fürsten erfreuete er mit einer Menge herrlicher Geschenke. Guido erhielt von ihm zweitausend Mark Silbers,

und so vieler fürstlicher Herren verherrlichte nicht wenig den Hof des englischen Königes, und so beschloß Richard, in der Mitte dieser so glänzenden Umgebung mit Berengaria seine Vermählung zu feiern. Diese ward auch gleich schon am folgenden Tage vollzogen, und Richards neuer Gemahlin setzte der Bischof von Evreux unter der Assistirung mehrerer Erzbischöfe die Königskrone auf. Indessen hatten sich auch die übrigen, von dem Sturm zerstreuten Schiffe wieder gesammelt, so daß jetzt, mit Inbegriff der dem Kaiser Isaak abgenommenen Schiffe, die englische Flotte aus mehr als hundert großen Kriegsschiffen bestand, ohne noch der beinahe eben so großen Zahl von Last- und Transportschiffen zu erwähnen.

5. Schon stand Richard im Begriff, mit einem auserlesenen Truppencorps den flüchtigen Kaiser in Nicosia oder irgend einem seiner Gebirgsschlupfwinkel aufzusuchen, als Isaak, wohl einsehend, daß er gegen Richard nichts vermöge, demüthig um Frieden bitten ließ. Auf dringendes Zureden des Großmeisters der Hospitaliter, welchem nichts so sehr am Herzen lag, als daß der König unverzüglich Cypern verlassen und nach Syrien eilen möchte, bewilligte Richard dem Isaak eine Unterredung, welche unfern Limasol auf einer Ebene zwischen der Landstraße und der Meeresküste statt hatte. Isaak erbot sich, alles den englischen Pilgern geraubte Gut mit dreitausend fünfhundert Mark Silbers zu vergüten, zum Nutzen des gemeinsamen Unternehmens der abendländischen Christenheit eine Schaar von fünfhun-

---

zwanzig große Becher von hundert Mark Silbers an Werth, und nebst diesen noch zwei nicht minder große, künstlich gearbeitete Becher von dem reinsten Golde.

dert Reitern in eigener Person nach Palästina zu führen; allen Befehlen und Verfügungen des Königes Richard, so lange dieser im gelobten Lande verweilen würde, sich unbedingt zu unterwerfen, demselben daher den Eid der Treue zu leisten, auch alle Burgen und feste Städte Cyperns ihm zu öffnen, jedoch unter der Bedingung, daß König Richard ihn, wenn er alle diese Verpflichtungen erfüllt haben würde, ohne allen Vorbehalt in sein Reich wieder einsetzen sollte. Richard nahm dieses Anerbieten an, ließ sich von Isaak den Eid der Treue leisten und gab ihm den Friedenskuß. Aber dieser Friede war von kurzer Dauer. Isaak befand sich jetzt in dem englischen Lager, wo die stolze Aufnahme, die er gefunden, ihn in die übelste Stimmung versetzte. Er bereuete die Uebereilung, mit der er so demüthige und lästige Bedingungen eingegangen sey, und da jetzt noch überdieß schwarzer Argwohn in seiner Seele entstand, worin einer seiner Vertrauten ihn noch mehr bestärkte, er daher ohne allen Grund befürchtete, Richard habe ihn getäuscht und werde ihn schon in der nächsten Nacht aufheben und in Fesseln schlagen lassen, so gab er, von ängstlicher Furcht getrieben, keinen vernünftigen Vorstellungen mehr Raum, entfloh, als seine Wächter schliefen, mit Zurücklassung seines ganzen Gepäckes aus dem Lager und eilte nach den waldigen Berggegenden im Innern des Landes.

6. Ein neuer Ausbruch des Krieges war jetzt unvermeidlich. Diesem widersetzte sich jedoch die Geistlichkeit, besonders der Bischof von Beauvais. Der König, behauptete er, verletze sein Gelübde, wenn er noch länger auf der Insel weile und die Eroberung von Ptolemais, dieser für die syrische Christenheit so wichtigen Festung dadurch noch mehr verzögere; durch die Eroberung Cyperns befriedige

Richard nur seinen Ehrgeiz, befördere aber keinesweges die Sache Gottes. Aber der König ließ ihnen sagen, sie möchten sich nur um das bekümmern, was ihres Amtes sey, aber nicht um Angelegenheiten, wozu ihnen die nöthigen Kenntnisse und Einsichten fehlten. Die Eroberung Cyperns läge in dem Interesse der Christen in Syrien wie in Palästina. Es sey nicht gleichgültig, ob diese Insel, die von der einen Seite den Pilgern so viele Vortheile darböte, aber auch auf der andern Seite so große Gefahren bereiten könne, in den Händen einer christlichen oder feindlichen Macht sich befände; und überhaupt würde die Eroberung Cyperns den kurzen Zeitaufwand von einigen Wochen vollkommen rechtfertigen. Um jeden Versuch, aus der Insel zu entkommen, dem Isaak zu vereiteln, theilte Richard seine Flotte in zwei Theile, ließ Cypern von beiden Seiten umfahren und bemächtigte sich aller in den Häfen noch gelegener Schiffe. Der Krieg ward jetzt mit noch größerer Erbitterung geführt, denn als der König befahl, allen gefangenen Cypern die Bärte abzuschneiden, ließ Isaak die wenigen gefangenen Pilger, die noch in seiner Gewalt waren, auf mancherlei grausame Weise verstümmeln. Da Richard selbst das eine der beiden Geschwader seiner Flotte anführte, so übertrug er den Oberbefehl über das Landheer dem König Guido. Schnell nacheinander wurden nun Nicosia, Farmagosta, die für unbezwinglich gehaltene Festung Bufferentum und noch andere Burgen gewonnen; und als man jetzt in einer derselben auch die Tochter Isaaks, die dieser ungemein liebte, gefangen nahm, verließ den Tyrannen sein bisheriger Muth. Er verließ das Schloß, in welches er sich bei den Fortschritten Guido's verborgen hatte, legte Trauerkleider an, ging in das englische Lager zu dem Könige und übergab sich demselben auf Gnade oder Un-

gnade, nur bat er, daß man ihm keine Ketten anlegen möchte. Richard willigte in diese Bitte; und ein noch hellerer Strahl von Hoffnung ging in der Seele Isaaks auf, als der König ihm erlaubte, sich neben ihm niederzusetzen und auch die gefangene Tochter herbeiführen ließ. Aber Isaaks Freude darüber ward bald wieder nicht wenig getrübt, als man ihm sagte, daß nicht ihm, sondern der Königin Berengaria die Tochter zur Erziehung in feinen und christlichen Sitten würde übergeben werden. Indessen zweifelte Isaak wenigstens nicht an seiner Freilassung; aber auch darin sah er sich bald getäuscht. Richard gereuete sein gegebenes Wort und war nun schwach genug, demselben eine andere, obgleich eines Königes unwürdige Deutung zu geben. „Er habe," sagte er, „bloß versprochen, den Isaak nicht in gewöhnliche eiserne Ketten schmieden zu lassen," und ließ ihm jetzt silberne Fesseln anlegen. Dieser Wortbruch empörte einen nahen Anverwandten des Isaaks so sehr, daß er einen Aufstand veranlaßte. Natürlicherweise ward dieser schnell gedämpft und der Urheber desselben und dessen Hauptgenossen büßten dafür an dem Galgen. Richard übergab den Isaak zu dessen Bewachung einem seiner Kämmerer, welcher den Gefesselten nach Tripolis in Syrien abführen ließ. Isaaks Reich hatte nun ein Ende und von jetzt an verschwindet auch sein Name aus der Geschichte merkwürdiger Verbrecher und gekrönter Ungeheuer. Die Eroberung dieser reichen Insel mit allen ihren vielen festen Städten, Burgen und Schlössern, nebst den darin aufbewahrten ungemein bedeutenden Schätzen und Vorräthen war für Richard das Werk von nicht gar drei Wochen gewesen.

7. Nachdem der König die Verwaltung und inneren Angelegenheiten Cyperns geordnet *) und die

*) Sämmtliche Grundbesitzer mußten die Hälfte ihres Eigen=

beiden Ritter Carnville und Robert von Tomham zu seinen Statthaltern ernannt hatte, schiffte er sich endlich zu Famagosta ein. Die ganze englische Flotte lichtete hierauf die Anker und segelte nach Ptolemais. Richard steuerte zuerst gegen Tyrus und wollte mit seiner Flotte in dem dortigen Hafen einlaufen; aber der Markgraf Conrad, der den König als einen Bundesgenossen Guido's, mithin als seinen Gegner betrachtete, gestattete ihm nicht die Einfahrt. Richard brachte die Nacht außerhalb der Stadt unter seinem Zelte zu, setzte am folgenden Morgen die Fahrt nach Ptolemais fort und entdeckte noch an demselben Tage, zwischen Sydon und Berytus, in weiter Ferne ein ungemein stattliches dreimastiges, ebenfalls in der Richtung nach Ptolemais steuerndes Schiff. Sogleich ward eine Galeere abgesandt, zu fragen, wessen das Schiff sey, woher es komme und wohin es steuere. Der Befehlshaber des Schiffes erklärte, daß das Fahrzeug dem Könige von Frankreich gehöre und Lebensmittel und Waffen nach dem christlichen Lager bei Ptolemais führe. Dieses Vorgeben fand jedoch keinen Glauben, weil man auch keinen einzigen von des französischen Königes Dienstleuten auf dem Fahrzeuge erblickte, auch Richard wohl wußte, daß

thums abtreten, aber der Besitz der andern Hälfte blieb ihnen ohne weitere Beschränkung oder Vermehrung der Steuern und Abgaben, so wie sie dasselbe, als sie noch zu dem griechischen Reiche gehörten, zu den Zeiten Kaiser Manuels besessen hatten. Die abgetretene Hälfte ward zu Lehen verwandt, womit die Ritter, denen Richard die Beschützung und Vertheidigung der festen Städte und Burgen übertragen hatte, besoldet wurden. Den beiden von ihm ernannten Statthaltern befahl Richard auf das dringendste, das englische Heer, sobald es in Syrien gelandet haben würde, mit den reichen Erzeugnissen der so fruchtbaren Insel stets im Ueberfluß zu versehen.

die Franzosen nicht im Besitze eines so großen und dabei noch so prächtig gezierten Schiffes wären. Um die schon geschehene Frage zu wiederholen ward eine zweite Galeere abgesandt, und nun gab sich die Mannschaft des fremden Schiffes für Genueser aus, welche nach Tyrus zu segeln gedächten. Jetzt unterlag es keinem Zweifel mehr, daß das Schiff ein feindliches sey, und als endlich ein sehr versuchter englischer Seemann laut erklärte, daß er seinen Kopf hergeben wolle, wenn das Schiff kein türkisches sey, so gab Richard den Befehl zum Angriff. Eine Windstille hatte bisher das türkische Schiff gezwungen stille zu stehen. Aber plötzlich erhob sich jetzt ein frischer Wind, und die Hoffnung, der feindlichen Flotte noch zu entkommen, befeuerte um so mehr den Muth der Türken, die nun, indem sie ihre Fahrt fortsetzten, einen Widerstand leisteten und mit einer Tapferkeit fochten, die selbst die tapfersten englischen Ritter in Erstaunen setzte; zudem verbreitete das griechische Feuer, welches die Türken mit vieler Geschicklichkeit gegen die Schiffe der Pilger schleuderten, und welches die Engländer bei dieser Gelegenheit zum erstenmale kennen lernten, Schrecken und Verwirrung unter denselben. Allen Muth und alle Hoffnung eines glücklichen Erfolges schienen sie verloren zu haben, bis endlich die glänzendsten Verheißungen, aber auch die furchtbarsten Drohungen Richards sie wieder auf das Neue in den Kampf trieben. Mehrere englische Pilger sprangen in das Meer und machten einen, obgleich fruchtlosen Versuch, mit Stricken das Steuerruder des türkischen Schiffes zu binden und es dadurch zum Stillestehen zu zwingen. Viele andere kühne Pilger erkletterten endlich, jedoch nicht ohne großen Verlust, das Schiff und drängten die Türken auf das Vordertheil. Aber bald ermannten sich die Muselmänner wieder und vertrieben die Eng-

länder von dem Schiffe. Mehrere der Pilger fanden jetzt in den Wellen ihren Tod. Richard, der schon während des ganzen Kampfes die traurige Bemerkung gemacht hatte, daß das hohe Bord des türkischen Schiffes den darauf befindlichen Bogenschützen gegen die englischen Schiffe von weit niederem Bord große Vortheile gewährte, verzweifelte nun selbst, sich des Schiffes bemächtigen zu können. Aber dafür wollte er es doch wenigstens gänzlich vernichten. Allen Schiffen seiner Flotte gab er daher Befehl mit ihren, stark mit Eisen beschlagenen Schnäbeln gegen das türkische Schiff, und zwar mit der größten Heftigkeit zu rennen. Als der feindliche Befehlshaber, ein Türke aus Aleppo von ungemeiner Kühnheit und Entschlossenheit, jetzt sah, daß sein Schiff nicht mehr zu retten sey, beschloß er, es lieber selbst zu zerstören, als den Christen zu überlassen. Seinen Entschluß theilte er seiner nicht minder tapfern Schiffsmannschaft mit, und auf seinen Wink waren nun sogleich eine Menge Arme mit Aexten in Bewegung, um an der Zerstörung des Schiffes zu arbeiten. Viele Muselmänner, einen freiwilligen Tod einer schmählichen Hinrichtung vorziehend, warfen ihre Waffen hinweg und stürzten sich in die Fluthen. Schon war das an vielen Orten lecke und mit Wasser angefüllte Schiff dem Untersinken nahe, als noch zu rechter Zeit die Engländer sich desselben bemächtigten und die noch übrige Schiffsmannschaft, die vor dem Kampfe aus fünfzehnhundert Köpfen bestanden haben soll, aber jetzt auf ein Viertel zusammengeschmolzen war, zu Gefangenen machte. Auch die Beute, welche noch gerettet wurde, war ungemein beträchtlich. Diese ließ Richard sogleich unter die englischen Schiffer vertheilen. Ein Mann aus Berytus, welcher bei der Befrachtung des Schiffes gegenwärtig gewesen war, versicherte, es habe einen

unermeßlichen Vorrath an Lebensmitteln, an Waffen jeder Art, an Armbrusten, Bogen, Pfeilen und Speeren, die Last von hundert Kameelen, an Bord gehabt und überdieß noch eine Menge mit Stoffen zur Zubereitung des griechischen Feuers gefüllte Flaschen, nebst zweihundert äußerst gefährlichen Schlangen, deren sich die Türken zum Verderben der Christen zu bedienen dachten. Das Mehrste von der ganzen ungeheuern Befrachtung ging jetzt zu Grunde, doch fiel noch ein nicht ganz unbedeutender Theil davon den Engländern in die Hände. Von den Gefangenen ließ Richard nur den Emirs und reichern Türken, wie auch den darunter befindlichen Schiffsbaukünstlern das Leben. Die Erstern, um reiches Lösegeld von ihnen zu ziehen, die Andern, um ihre Kenntnisse und Erfahrung in dem Bau und der innern Einrichtung der Schiffe zu benutzen. Alle übrigen wurden, nach der Pilger damaligen grausamen Weise den Krieg gegen die Saracenen zu führen, erbarmungslos erwürgt. Der Verlust dieses Schiffes soll den Sultan ungemein betrübt haben, besonders da bald darauf auch die französischen Schiffe ein mit Lebensmitteln, für die jetzt schon großen Mangel leidende türkische Besatzung von Ptolemais, reich beladenes Fahrzeug ebenfalls wegnahmen. Sultan Saladin betrachtete beide für ihn so schmerzhafte Vorfälle als sichere Vorboten des baldigen Falles der für ihn so wichtigen und bisher von ihm mit so vieler Anstrengung und so vielem Erfolge vertheidigten Stadt. Zwei Tage nach Zerstörung des türkischen Schiffes langte die englische Flotte ohne weiteres Ereigniß an der syrischen Küste an.

## X.

**Landung der Engländer. — Fortsetzung der Belagerung von Ptolemais und endliche Eroberung dieser für die syrischen Christen so ungemein bedeutenden Festung.**

1. Groß war die Freude der Engländer, und nicht minder groß ihr Erstaunen, als sie jetzt die hohen und prächtigen Thürme von Ptolemais, hierauf das zahlreiche, sich weit in der Ebene hinstreckende christliche Lager, und endlich auch die vielen bunten, so mannichfaltig gestalteten und gezierten Zelte der zahllosen, alle Höhen und Thäler bedeckenden türkischen Schaaren erblickten. — Philipp August und alle Fürsten des Pilgerheeres eilten zum Empfang des Königes an die Küste. Seine Gemahlin Berengaria, wie auch die Königin Johanna von Sicilien waren mit der Tochter Isaaks schon am Vorabend angekommen. Fröhlich und noch mehr als gewöhnlich heiter stieg Richard an das Land. Sein Einzug in die Stadt war ein ununterbrochener, glänzender Triumphzug, und der Tag seiner Ankunft für das ganze, aus so vielen Völkerschaften bestehende Pilgerheer ein jubelvoller Festtag. Auch die darauf folgende Nacht über war, zu Ehren des angekommenen Monarchen, das ganze Lager mit unzähligen Fackeln und Wachskerzen auf das prachtvollste beleuchtet *).

*) Diese Freude und allgemeiner Jubel des Pilgerheeres ward, wie gesagt wird, vorzüglich durch die Eroberung der reichen und fruchtbaren Insel Cypern veranlaßt. Die vor Ptolemais stehenden Pilger aller Nationen bewunderten diese Eroberung nicht nur als die glänzendste Waffenthat, sondern betrachteten sie auch als eine, der gesammten abendländischen Christenheit erzeigte Wohlthat, wofür man den König Richard und dessen tapfern Waffengenossen nicht genug rühmen und preißen könnte. (Wilke, Geschichte der Kreuzzüge.) Das einstimmige Urtheil von beinahe zweimalhunderttausend, des Krieges kundi-

Aber so groß die Freude der Pilger über die Ankunft des englischen Monarchen war, eben so groß oder noch größer war der Schrecken, den die Nachricht davon nicht nur unter der Besatzung von Ptolemais, sondern selbst in dem Lager des Sultans verbreitet hatte. Besonders schreckte die Türken die Kunde, daß an der Spitze der neu angekommenen zahlreichen Schaaren sich König Richard befände, dessen mehr als heldenmäßige Tapferkeit, weil schon in dem Orient bekannt, auch ihnen nicht unbekannt war, und welchem zu widerstehen sie nicht im Stande zu seyn befürchteten. Nach dem Zeugnisse eines arabischen Geschichtschreibers *) wurden selbst die muthigsten Muselmänner jetzt zaghaft. Furcht und Schrecken verwirrten die Gemüther und ängstlich schlug jedes Herz einer bangen

ger und in demselben geübter Christen widerlegte also jetzt vollkommen die grundlosen Einwürfe jener Bischöfe, welche den König von der Eroberung Cyperns zurückzuhalten gesucht hatten. Sehr heilsam war daher der Rath, den Richard ihnen gab, nämlich daß sie blos um das, was ihres Amtes wären, sich bekümmern sollten. Unstreitig würden die Bischöfe, wenn sie mit dem, einem Apostel geziemenden Flammeneifer blos die heiligen Pflichten ihres hohen Hirtenamtes zu erfüllen suchten, über die Christenheit ungleich größern Segen verbreiten und der Welt größere Vortheile und Wohlthaten erzeigen, als wenn sie sich in Angelegenheiten mischen, die sie nach und nach nur immer mehr verweltlichen und ihnen daher ewig fremd bleiben sollten. Dieser Vorwurf trifft vorzüglich die deutschen Bischöfe in dem Mittelalter, ungleich weniger, oder beinahe gar nicht jene unseres jetzigen Jahrhunderts, deren größtentheils wahrhaft apostolisches Streben blos dahin gerichtet ist, die ihnen anvertrauten Völker unter sorgsamer heiliger Obhut in ihrem Glauben zu erhalten, und darin so viel als möglich zu befestigen.

*) Omad bei Abu Schaman, ein berühmter muselmännischer Geschichtschreiber.

Zukunft entgegen. Nur in dem Benehmen und auf dem Gesichte Saladins bemerkte man nicht die geringste Spur gesunkenen Muthes *).

2. Die ungemeinen, dem Könige von England erwiesenen Ehrenbezeugungen und besonders das grenzenlose Zutrauen, welches die Pilger in die Tapferkeit und die kriegerischen Einsichten Richards setzten, mußten nothwendig die Eifersucht seines königlichen Mitpilgers erregen. Richard entging dieses nicht, und um denselben einigermaßen zu beruhigen, machte er ihm und einigen der Vornehmsten seines Hofes sämmtliche Emirs und reiche Türken, welche er auf dem eroberten Schiffe gefangen genommen und am Leben gelassen hatte, zum Geschenke. Einen noch schönern Beweis von zarter Schonung gab Richard dadurch, daß, als die Genueser, obgleich sie dem Könige von Frankreich und dem Markgrafen von Tyrus schon den Eid der Treue geleistet hatten, sich jetzt dennoch erboten, den König von England als ihren Herrn anzuerkennen und ihm zu huldigen, er sie sogleich zurückwieß und ihre Huldigung ver-

*) Merkwürdig ist das Urtheil, welches Bohaeddin, des Sultans steter Begleiter und innigster Freund, mithin Saladin selbst, über den König Richard von England fällt. „König Richard von England," sagt Bohaeddin, „ist seiner glänzenden, kriegerischen Eigenschaften wegen unter allen fränkischen Königen und Fürsten der berühmteste. Sein Muth wird durch nichts gebeugt; seine Tapferkeit ist die eines ungewöhnlichen Helden und er selbst von festem, nie wankendem, wahrhaft eisernem Willen. Als einen Solchen hat er sich in blutigen Schlachten bewiesen und seine Kühnheit im Kriege kennt keine Grenzen. Dem Könige in Frankreich steht er zwar nach in Hinsicht der Größe seines Reiches, auch in dem Range der abendländischen Könige, übertrifft ihn aber bei weitem an Reichthum kriegerischer Thaten."

schmähete. Wirklich machte dieses bescheidene Betragen einen wohlthätigen Eindruck auf das Gemüth des Königes von Frankreich, und ohne die mindeste Empfindlichkeit zu zeigen ließ Philipp August es geschehen, daß die Pisaner die Bestätigung aller, von den frühern Königen von Jerusalem ihrer Nation ertheilten Rechte und Privilegien von Richard, als wenn er der einzige Herr von Palästina wäre, begehrten und auch erhielten. Aber um so mehr, und nicht mit Unrecht entbrannte Philipp August in Unwille gegen Richard, als dieser durch Herolde in dem ganzen Lager verkünden ließ, daß jeder gegen die Saracenen kämpfender Ritter, welcher Nation er auch angehören möchte, wenn er einiger Unterstützung bedürfte, jeden Monat aus seinem Schatze vier Goldthaler erhalten könnte, da doch der französische König seinen eigenen bedrängten Rittern nie mehr als drei Goldthaler hatte auszahlen lassen *). Die Veranlassung zum Unfrieden zwischen den beiden Pilgerkönigen mehrte sich beinahe mit jedem Tage, und man muß gestehen, daß, wenn auch nicht immer, doch größtentheils die Schuld auf der Seite

*) Schon die eigenmächtige, ohne Zuziehung des französischen Königes geschehene Bestätigung der pisanischen Rechte und Freiheiten in dem gelobten Lande war eine Verletzung des zwischen beiden Monarchen bestehenden Bündnisses, welchem zufolge beide Könige in Allem stets gemeinschaftlich und in vollkommenem Einklang miteinander zu Werke gehen sollten. Daß aber jetzt Richard durch Herolde und Trompeter seine Freigebigkeit ausposaunen ließ, war offenbar eine, dem Könige von Frankreich absichtlich zugefügte Kränkung, nur um denselben in Vergleichung mit dem Könige von England recht in Schatten zu setzen und den Letztern dafür in der allgemeinen Achtung des gesammten Pilgerheeres um so mehr zu erheben. Man kann hier wieder den öftern Wechsel von königlichen und nichtköniglichen Launen in dem Character Richards unmöglich verkennen.

Richards war. So z. B. mußte, wenn auch der König von England keinen unmittelbaren Antheil daran hatte, dennoch Philipp August es sehr schmerzhaft fühlen, daß der größte Theil seiner Fußsoldaten gleich am dritten Tage nach Richards Ankunft die französischen Dienste verließ und in jene des Königes von England trat, wodurch es geschehen seyn soll, daß sämmtliche, von Philipp August neu erbauete Kriegsmaschinen, weil von Vertheidigern entblößt, von den Türken verbrannt wurden.

3. Schon vor der Ankunft der Engländer hatte Philipp August die Belagerung mit der größten Thätigkeit betrieben. Durch Abgraben des Stromes hatte er den Einwohnern das Wasser entzogen, auch einen großen Theil der Mauer sehr beschädiget. Philipp August glaubte also jetzt einen Hauptsturm wagen zu können, und lud zu dieser Unternehmung ebenfalls den König Richard ein, der auch sogleich seine volle Bereitwilligkeit dazu erklärte. Aber demungeachtet blieben er, seine Engländer und die Pisaner am Tage des Sturmes aus. Durch die Wortbrüchigkeit Richards mißlang das ganze Unternehmen, und zwar nicht ohne sehr großen Verlust von Seiten der Franzosen *),

*) Die Hauptursache des völlig mißlungenen, mit großem Verluste verbundenen Sturmes war, daß Saladin, der seit Anfang des Frühjahrs seine alte, dem christlichen Lager so nahe Stellung auf dem, die Ebene begrenzenden Anhöhen wieder eingenommen hatte, stets, wenn die Christen Ptolemais stürmten, sein Heer gegen das Lager der Pilger vorrücken ließ. Der Andrang der Türken war dießmal so stark, daß, obgleich Gottfried von Lusignan das Lager wieder mit heldenmäßiger Tapferkeit vertheidigte und zehn Türken, die schon die Brustwehr erklettert hatten, mit seiner Streitaxt erschlug, dennoch endlich gezwungen ward, Hülfe von dem französischen König zu begehren, der nun auch so-

worüber der König von Frankreich sich so sehr betrübte und so mißmuthig ward, daß er einige Tage kein Pferd mehr bestieg. Aber dieser, von Richard und zum Theil auch von Philipp August selbst verschuldete Unfall bewog nun sowohl die französischen wie englischen Barone und Ritter, ihre Könige kühn und unumwunden an ihr Gelübde und an die heiligen Pflichten, die sie demzufolge übernommen, zu erinnern. Diese sehr ernsten Vorstellungen machten nun in den ersten Augenblicken einen solchen Eindruck, daß man übereinkam, von beiden Seiten einsichtsvolle, redliche und des Krieges kundige Männer zu wählen, welche im Falle eines entstandenen Streites entscheiden und deren Ausspruch beide Theile unbedingt folgen sollten. Philipp August und Ri-

---

gleich von dem Sturm abließ und den andringenden türkischen Schaaren entgegeneilte. Ueberhaupt war die Stellung der Christen zwischen einer belagerten Stadt und einem, ganz in der Nähe stehenden zahlreichen feindlichen Heere äußerst mißlich, und es läßt sich kaum begreifen, daß der kühne, alles unternehmende und jeder Gefahr trotzende König Richard nicht zu der Einsicht kam, daß man entweder vor allem das türkische Heer angreifen und zerstreuen, oder wenigstens während eines Sturmes gegen dasselbe ein, es im Auge haltendes und den feindlichen Kräften gewachsenes Observationsheer aufstellen müsse, wozu auch, wenn anders die Engländer ihre Hülfe dabei nicht versagten, das Pilgerheer allem Ansehen nach stark genug gewesen wäre. Unmöglich hatte dieses Richards kriegerischem Blicke entgehen können. Aber höchst wahrscheinlich hatte er, wegen der zwischen ihm und Philipp August bestehenden Eifersucht, entweder das türkische Heer ganz allein und ohne alle Theilnahme der Franzosen, oder, wenn dieses nicht seyn könnte, gar nicht schlagen wollen. Alle Coalitionen, wenn auch nur zwischen zwei Mächten, haben, wie die ganze frühere und neuere Kriegsgeschichte es beweißt, noch nie zu einem großen, entscheidenden Resultat geführt.

chard versprachen sich dieß gegenseitig; aber dennoch hatte diese Maaßregel keinen Bestand, denn Richard, an Willkühr gewöhnt, war der Erste, der auf die Anordnungen jenes Rathes kein Gehör gab, worauf auch Philipp August sich seines gegebenen Wortes entbunden glaubte. Bei dieser unter den Monarchen herrschenden Spannung war ein wirksames, gemeinsames Unternehmen nicht zu erwarten. Aber um so mehr suchten beide Theile an Anstrengung und einzelnen kühnen Thaten sich gleichsam zu überbieten. Philipp August ließ neues Belagerungszeug erbauen, und als dieses abermals von den Türken verbrannt ward, scheuete er keine Unkosten, um auch diesen Verlust durch seine Baukünstler unverzüglich wieder ersetzen zu lassen. Ferner ließ er einen Theil der Mauer sehr geschickt untergraben, und obgleich diese zwar jetzt nicht gleich einstürzte, sich jedoch so sehr neigte, daß wirklich ein kühner Ritter, Namens Alberich, sie erkletterte. Leider folgte sogleich eine zu große Menge seinem Beispiel, und nun brach die Mauer ein und Alberich und seine Gefährten fanden nach der tapfersten Gegenwehr den Tod. Natürlicherweise blieb auch Richard nicht zurück. Durch öftere und reiche Geschenke unter alle Pilger suchte er deren Muth immer noch mehr zu beleben. Er zahlte sogar für jeden Stein, der aus der Mauer herausgerissen ward, eine gewisse Summe Geldes. Dieses befeuerte auf der einen Seite ganz ungemein den Eifer der Belagerer, ward aber auch auf der andern Seite die Ursache, daß mancher Pilger durch allzugroße Kühnheit seinen Untergang fand.

4. Zu sehr ungelegener Zeit erkrankte jetzt Richard an derselben Seuche, die noch immer in dem christlichen Lager nicht nachließ und woran erst vor Kurzem der Graf Philipp von Flandern, wie auch

Thibaut, der Seneschall des Königes von Frankreich, und noch verschiedene andere französische Großen gestorben waren. Aber auch diese, nicht wenig gefährliche Krankheit vermochte kaum die Thätigkeit des Königes zu hemmen. Obschon krank, ließ sich Richard einigemal an die Mauer tragen und erlegte eines Tages mit eigener Hand zwei Saracenen; den Einen erschoß er mit seiner Armbrust, als er auf der Mauer in der Rüstung des vor einigen Tagen gefallenen Alberichs sich brüstete, den Andern, als derselbe im Begriffe stand, ein Kreuz, dieses jedem Christen so ehrwürdige und heilige Zeichen seiner Erlösung, schändlich zu verunreinigen. Indessen hatten aber auch die, durch die Ankunft des Königs Richard und den Verlust jenes großen Schiffes völlig entmuthigten Türken in Ptolemais sich wieder ermannt. Die vielen vereinzelten und daher fruchtlosen Angriffe der Belagerer hatten ihnen neuen Muth eingeflößt, und der tapfere Widerstand, den sie leisteten, übertraf alle Erwartung der Christen. Den Minen der Belagerer begegneten sie mit Gegenminen, trafen öfters aufeinander und schlugen sich dann mit der größten Erbitterung. Selbst türkische Weiber und Knaben nahmen an jedem Kampfe Antheil. Auch sehr oft, obgleich stets fruchtlos, suchten geübte türkische Taucher durch den Hafen zu schwimmen, um griechisches, in Otterfellen eingeschlossenes Feuer in die Stadt zu bringen. Diese wurden aber gewöhnlich in großen, unter dem Wasser ausgespannten Netzen gefangen und dann, wie beinahe alle Gefangenen, größtentheils erwürgt.

5. Aber bei allem Dem wurden indessen doch die Mauern von Ptolemais immer schwächer und hinfälliger. Zudem machten Seuchen und ansteckende Krankheiten einen Theil der Besatzung zum Kampfe

unfähig, und — was jetzt entscheidend war — es brach nun auch bei dem mit jedem Tage zunehmenden Mangel an Lebensmitteln, da nämlich die zahllosen christlichen Schiffe das Meer beherrschten, auch die auf der Landseite um die Stadt gezogenen Laufgräben eine heimliche Zufuhr unmöglich machten, endlich eine förmliche Hungersnoth aus, die bald so groß ward, daß sogar einige Emirs heimlich aus der Stadt in das türkische Lager flohen, aber auch dort, um sich den Blicken Saladins zu entziehen, sehr sorgfältig verbargen. Mehrere gemeine Türken flüchteten in das Lager der Pilger und versprachen zu dem christlichen Glauben sich zu bekennen. Mit Genehmigung des tapfern und einsichtsvollen Karakusch, obersten Befehlshabers der Stadt, erschien also Saifeddin Ali, Oberster der Besatzungstruppen, in dem christlichen Lager und bat um einen kurzen Waffenstillstand, mit der Erklärung, daß, wenn der Sultan ihren Abgeordneten keine schnelle Hülfe zu versprechen im Stande seyn würde, sie die Stadt den Christen übergeben wollten. Dieses Gesuch ward bewilliget. Saladin sah die Unmöglichkeit ein, die Stadt zu entsetzen; genehmigte daher die schon angeknüpften Unterhandlungen, worauf Saifeddin sich wieder in das christliche Lager begab und die beiden Könige versicherte, daß Karakusch und sämmtliche Emirs bereit wären, die Stadt ihnen zu übergeben, jedoch unter der Bedingung freien Abzugs der Besatzung mit deren Waffen, wie auch für die Einwohner mit ihrer ganzen beweglichen Habe. „Viele eurer Städte," setzte Saifeddin hinzu, „haben wir schon erobert, und deren Besatzungen und Einwohnern stets solche milde Bedingungen bewilliget; handelt also auch jetzt gegen uns mit derselben Schonung und Nachsicht." Schon waren Philipp August und die mehrsten der zu den Unterhandlungen mit Sai-

feddin beigezogenen Franzosen geneigt, den Vorschlag des türkischen Unterhändlers anzunehmen, als König Richard sich erhob und auf das heftigste dagegen sprach: „Es sey," rief er aus, „eben so schmachvoll als ungerecht, nach einer so langen, mit so vieler Anstrengung und so großen Aufopferungen geführten Belagerung am Ende nichts als ein leere, völlig güterlose Stadt zu gewinnen." Da Richards Stimme gewöhnlich bei allen Berathungen entscheidend war, so mußte auch jetzt Saifeddin Ali, der keine andere Wahl hatte, sich den strengen Forderungen des englischen Monarchen fügen; und nun kam folgender Vertrag zu Stande: „Die Besatzung legt die Waffen nieder und ergibt sich, mit Ausnahme der Emirs und Kriegsobersten, zu Kriegsgefangenen; jedoch wird ihnen der Abzug nur unter der Bedingung erlaubt, daß der Sultan für sie, wie für die übrigen Kriegsgefangenen, in einer bestimmten Zeit ein Lösegeld von zweimalhunderttausend Byzantinen bezahle. Auch allen Einwohnern, welche die Stadt verlassen wollen, wird freier Abzug zugesichert, jedoch mit Zurücklassung ihrer sämmtlichen beweglichen und unbeweglichen Habe. Endlich setzt Sultan Saladin eine bestimmte Anzahl gefangener Pilger ohne alles Lösegeld in Freiheit, und überliefert das in der unglücklichen Schlacht bei Tiberias eroberte heilige Kreuz wieder den Christen aus. Als Bürgschaft der treuen Erfüllung aller abgeschlossenen Vertragspuncte werden die vornehmsten Emirs und Befehlshaber der bisherigen Besatzung von Ptolemais, nebst einer gewissen Anzahl gemeiner Türken als Geißeln zurückgehalten *). Da dem Sultan Saladin, was ihm ge-

*) Den Vornehmsten dieser Geißeln, deren Anzahl sich beinahe auf hundert Köpfe belief, wurden Thürme und wohlgeschlossene Häuser zu ihrem Aufenthalt angewiesen. Die Uebrigen wurden in einem unbewohnten Winkel der Stadt, und als Einige zu entkommen suchten,

wiß zu großer Ehre gereicht, das Leben jedes Muselmannes so theuer war, daß, um es zu erkaufen, ihm kein Opfer zu schwer war, so genehmigte er ohne Widerrede den geschlossenen Vertrag, worauf nun auch sogleich die wirkliche Uebergabe der Stadt erfolgte. Trotz der großen, an Haß grenzenden Abneigung der Pilger gegen alle Muselmänner, bewunderte jetzt doch das ganze christliche Heer die edle, würdevolle und kriegerische Haltung der abziehenden Einwohner. Auf keinem Gesichte bemerkte man die mindeste Spur von Trauer oder Niedergeschlagenheit. Seit mehreren Wochen hatten sie mit den größten Mühseligkeiten, mit Mangel und Noth und den härtesten Entbehrungen zu kämpfen gehabt. Aber weder dieß, noch der jetzige völlige Verlust ihres ganzen Vermögens hatte ihren Muth zu beugen vermocht. Sie schienen eher Sieger als Besiegte zu seyn, und alle christlichen Augenzeugen, voll Erstaunen über eine solche Erhabenheit der Gesinnungen, bedauerten nur, daß so große und edle Naturen nicht das Glück hätten, Christen zu seyn. Der Philosoph konnte hier die Macht der Idee bewundern. Die Türken glaubten für das, was ihnen das Heiligste war, für ihren Allah und dessen großen Propheten zu kämpfen. Dieser erbärmliche Wahn konnte unmöglich ihren Seelen Kraft und Stärke geben; und so war es also bloß die Macht einer sie alle begeisternden, obgleich falschen Idee, die sie zu einer solchen Höhe erhob. Am 12. Juli des Jahres 1191 zogen unter unaussprechlichem Jubel die Christen in Ptolemais ein*), weiheten

in Kellern und unterirdischen Gewölben eingesperrt, jedoch deren Wächter beauftragt, für alle Bedürfnisse der Gefangenen Sorge zu tragen.

*) Nach dem Zeugnisse des Bohaeddin soll der Verlust von Ptolemais, wo die Waffenvorräthe von ganz Aegypten, Syrien, Damaskus, Aleppo und aller übrigen Städte

unter Psalmen- und Hymnengesang auf das neue die Kirchen und Altäre, und dankten Gott einstimmig für den erhaltenen Sieg.

## XI.

Zwist unter den Pilgern über die Eroberung von Ptolemais. — Immer zunehmende, endlich in gegenseitigen Haß übergehende Unzufriedenheit zwischen den beiden Königen. — Philipp August wird tödtlich krank und kehrt nach erlangter Genesung, besonders auf Bitten seiner Barone, wieder nach Frankreich zurück.

1. Da es zur Regulirung des äußerst verworrenen und verwickelten Zustandes der neu eroberten Stadt einer Menge Verordnungen und ganz neuer Einrichtungen bedurfte, worüber zum Theil auch mit Saladin mußte unterhandelt werden, so erschienen jetzt mehrere Tage nacheinander türkische Abgeordneten in dem christlichen Lager, brachten auch jedesmal Geschenke für die beiden Könige mit, welche diese durch andere Geschenke erwiederten, die von Seite Richards vorzüglich in Falken, trefflich abgerichteten Wind- und Spürhunden bestanden. Diese Verhandlungen und mancherlei neuen Einrichtungen beschäftigten in den ersten Tagen beinahe ausschließlich die Aufmerksamkeit der Pilger aller Nationen. Aber die dadurch erhaltene Ruhe war von kurzer Dauer. Bald geriethen alle Gemüther in eine furchtbare Gährung. Philipp August und Richard, die ganz allein ihre Paniere auf den Thürmen von Ptolemais hatten aufpflanzen lassen, fingen nun auch an, alle beweglichen und unbeweg-

des Reiches aufbewahrt wurden, Saladin mehrere Tage lang in ein solches düsteres Nachdenken und eine solche Niedergeschlagenheit versenkt haben, daß kaum die Bitten und zarteste Theilnahme seiner Freunde und treuesten Diener ihn wieder zum Bewußtseyn seiner Größe und seines bisherigen Ruhmes zu erwecken vermochten.

lichen Güter der Stadt ebenfalls ganz allein unter sich zu theilen. Schon durch jene Anmaßung der beiden Könige, die sich, wie ihre ganz allein auf den Mauern wehenden Fahnen es bewiesen, als die einzigen Herren der gewonnenen Stadt betrachteten, fühlte sich Herzog Leopold von Oestreich, mit dem Beinamen der Fromme, nicht wenig beleidigt. Gleich Philipp August und Richard glaubte er ähnliche Rechte und Ansprüche zu haben. Er ließ daher durch einige seiner Ritter für sich in der Stadt eine, seiner Würde geziemende Wohnung in Beschlag nehmen; zugleich befahl er, auch sein Panier auf einem der Thürme der Stadt aufzupflanzen. Darüber entstand ein Streit zwischen seinen Dienstleuten und jenen des Königes von England. Richard eilte sogleich herbei, ließ den Herzog rufen und fragte denselben in gebieterischem Tone: „Mit wessen Vollmacht und unter welcher Oberhoheit er seine Fahne habe aufrichten lassen, und wie er, als ein bloser Herzog es habe wagen dürfen, sich hierin Königen gleichzustellen?“ Leopold, der nicht nur durch unermüdete Thätigkeit und bei jeder Gelegenheit erwiesenen Unerschrockenheit, sondern auch durch eigenen, ungemein großen Kostenaufwand sich um die gemeinschaftliche Sache sämmtlicher Pilger und der ganzen Christenheit große und auch überall anerkannte Verdienste erworben hatte, antwortete in einem nicht minder ernsten und festen Tone: „Ich habe gekämpft und kämpfe aus eigener Macht und Hoheit, und erkenne für meinen Oberherrn keinen andern, als nur Gott und den heiligen Petrus.“ Darüber noch mehr aufgebracht, erwiederte Richard: „Wenn du von keinem mächtigern Herrn als du bist, dein Land trägst, so wirst du bald ohne Land seyn.“ Zugleich befahl er auch, das Panier des Herzogs von der Mauer zu reissen, in Koth zu werfen und mit Füßen zu treten. Dem mächtigen und gewaltigen

Richard vermochte freilich der Herzog jetzt nicht zu widerstehen. Aber er verließ am anderen Tage mit seinen Schaaren die Stadt und lagerte außerhalb derselben. In seiner gegenwärtigen Lage mußte er seinen Groll verbergen, aber desto fester stand, wie es die Folge beweisen wird, auch in seiner Brust schon der Entschluß, bei der ersten sich darbietenden Gelegenheit an dem gewaltthätigen König für die ihm von demselben so unverdient angethane grobe Beschimpfung schwere Rache zu nehmen.

2. Aber noch weit größer war das Mißvergnügen unter dem Pilgerheere, und zwar unter allen Völkerschaften, aus welchen es bestand, als es nämlich sah, daß die beiden Könige die ganze ungeheure Beute sich ganz allein zueigneten; auch nur Franzosen und Engländern den Eingang in die Stadt erlaubten, gleichsam als wenn diese ganz allein Ptolemais erobert hätten, da doch sie während zweier unaussprechlich gefahrvoller und müheseliger Jahre, mit Aufopferung von zweimalhunderttausend Menschenleben, den größten und gefährlichsten Theil des großen Werkes vollbracht hatten *). Der Uebermuth der Franzosen und Engländer ging wirklich so weit, daß sie Pilger anderer Nationen, welche in die Stadt gehen wollten, mit Schlägen zurückwiesen **). Mit Recht über solche schreienden Ungerechtigkeiten empört, traten sämmtliche

*) Nach der sehr zuverläßigen Angabe Gaufrieds Vinisauf waren vor Ptolemais während deren zweijährigen Belagerung sechs Erzbischöfe und Patriarchen, zwölf Bischöfe, vierzig Grafen und fünfhundert andere vornehme Herren (proceri potenes) gestorben.

**) Das heißt jene Schaaren, welche die beiden Könige zur künftigen Besatzung der Feste bestimmt hatten. Den übrigen Pilgern ward der Eingang in die Stadt blos einzeln, und sogar auch dies nur äußerst selten gestattet.

Pilgerfürsten zu einer Berathung zusammen und erklärten hierauf den beiden Königen, daß sie fest entschlossen wären, den Kreuzzug als beendiget zu betrachten und mit allen ihren Rittern, Dienstleuten und Fußknechten nach Europa zurückzukehren, wenn man ihnen nicht sogleich den ihnen gebührenden und von ihnen so sehr verdienten Antheil an der Beute zusichern würde. Auf diese so gerechte und zugleich mit der Drohung, das gelobte Land den Türken wieder preiszugeben, verbundene Forderung wußten die beiden Könige nichts zu erwiedern. In ihrer Verlegenheit versprachen sie, das Begehren der Fürsten zu berücksichtigen und ihren Wünschen diesfalls vollkommen zu entsprechen. Aber weder Philipp August noch Richard hielten, was sie zugesagt hatten, zogen die Sache so sehr in die Länge, daß sie beinahe wieder in Vergessenheit fiel, wodurch aber viele Ritter, durch Armuth zur Fortsetzung ihrer Kriegsdienste untauglich gemacht, ihre Waffen verkauften und wirklich nach ihrer Heimath zurückkehrten. Eben so gerecht und noch lauter waren die Klagen vieler der alten Einwohner von Ptolemais, die allda, vor der Eroberung der Stadt durch Saladin, Grundeigenthum besessen hatten, aber von den Saracenen waren vertrieben worden. Diese forderten ihre Grundstücke zurück, wurden aber anfänglich eben so schnöde abgefertiget. „Grund und Boden," sagte man ihnen, „gehöre jenen, welche ihn durch ihre Tapferkeit dem Feinde abgenommen hätten." Darüber dachte jedoch Philipp August weit billiger. Er nahm sich der Sache der alten Einwohner mit dem größten Eifer an, und wußte dießmal in der Rathsversammlung der Fürsten seine Meinung mit solchem Nachdruck vorzutragen, daß einstimmig beschlossen ward, alle ehemaligen Einwohner, welche ihr Recht durch Urkunden oder andere gültige Zeugnisse beweisen könnten, ihre Grund-

stücke wieder zurückzugeben; jedoch sollten sie gehalten seyn, die Ritter, so lange deren Aufenthalt in Ptolemais dauern würde, gastfreundlich in ihren Wohnungen aufzunehmen. Glimpflicher mußte man die Venetianer behandeln, die eine Hülfsflotte gesandt hatten, ihre Rechte jetzt geltend zu machen wußten und daher alle früheren Besitzungen, Freiheiten und Vorrechte zurückerhielten *).

3. Eine, man will nicht sagen, vollkommene, sondern nur etwas dauernde Einigkeit unter den beiden Königen wieder herzustellen, war eine Unmöglichkeit. Auf eine Veranlassung zum Unfrieden folgte eine andere, und gewöhnlich mit steigender Erbitterung auf beiden Seiten. Aber eben diese unaufhörlichen Zwistigkeiten brachten dem Feinde beinahe nicht zu berechnende Vortheile. Saladin befand sich jetzt in der größten Gefahr; denn da er im vorigen Jahre alle Festungen, Cäsarea, Joppe, Gaza ꝛc. zerstört hatte, so lag auch das ganze Land bis nach Jerusalem offen. Er konnte in diesem Augenblicke weder mit einer hinreichend starken Macht den Christen im offenen Felde entgegen treten und noch viel weniger durch Zersplitterung seiner Streitkräfte sich noch mehr schwächen. Der Weg nach Jerusalem war jetzt den Christen geebnet. Mit ihrem weit stärkeren Heere würde es nicht sehr schwer gewesen seyn, den Sultan von Jerusalem abzuschneiden und nach einer entscheidenden Schlacht, die aller Berechnung nach nicht verloren gehen konnte, würde die heilige Stadt der glänzende Lohn der Sieger gewesen seyn. Aus dieser schrecklichen Verlegenheit rettete den Sultan die,

*) Etwas schwerer hielt es mit den Pisanern. Als sie sich aber zu einer jährlichen Abgabe verpflichteten, wurden auch ihre vorigen Wohnungen und ihre Verkaufsplätze auf dem Markte der Stadt zurückgegeben.

durch die Eifersucht der Könige und deren endlosen Hader völlig gehemmte und gelähmte Thätigkeit des Pilgerheeres. Saladin gewann jetzt Zeit, neue Festungswerke anzulegen, jene von Jerusalem zu vermehren und durch zahlreiche Verstärkungstruppen, die er selbst aus den entferntesten Theilen seines Reiches herbeirief, sich in Stand zu setzen, auch im offenen Felde dem Pilgerheere die Spitze zu bieten. Was, als endlich alle Angelegenheiten in Ptolemais, und zwar nichts weniger als sehr friedlich waren beendiget worden, den ersten Anlaß zu neuem Streit unter den beiden Monarchen gab, war die Eroberung der reichen Insel Cypern. Auf die geheime Einflüsterung des schlauen Markgrafen Conrads forderte Philipp August von dem Könige von England die Hälfte des Königreichs Cypern. Er berief sich dabei auf eine, in dem zu Messina geschlossenen Vertrage enthaltene Bestimmung, vermöge welcher Alles, was während des Kreuzzuges in dem gelobten Lande von Einem oder dem Andern gewonnen würde, unter Beide gleichmäßig vertheilt werden sollte. Mit vollem Rechte wieß Richard diese Forderung als völlig ungegründet zurück. „Jene Bestimmung des Vertrages von Messina," sagte er, „beziehe sich bloß auf die, über die Türken im gelobten Lande gemachten Eroberungen, nicht aber auf ein von ihm gewonnenes christliches Königreich, dessen Beherrscher ihn auf das höchste beleidiget, die Engländer feindlich behandelt, gegen englische Pilger sich die größten Gewaltthätigkeiten erlaubt, daher ihn zu einem Kriege gezwungen habe, wovon eine natürliche Folge die Eroberung des Königreiches gewesen sey, dessen Besitz als eine gerechte Entschädigung für die darauf verwandten Kriegskosten ihm ungetheilt gehöre." „Indessen," fügte Richard hinzu, „sey er nicht gesonnen, das Begehren des Königes von Frankreich gänzlich von sich zurück-

zuweisen, jedoch unter der Bedingung, daß Philipp August ebenfalls die durch den Tod des reichen Grafen Philipp von Flandern, des Burgvogtes von St. Omer, und der andern während der Belagerung gestorbenen Landesherren zugefallenen Länder mit ihm theile. Der König von Frankreich fand dieses seinem Interesse nicht angemessen, gab demnach seine Ansprüche auf und Richard blieb im ungetheilten Besitze von Cypern. Was Philipp August jetzt allein noch begehrte und auch erhielt, war, daß der Johanniterorden die Verpflichtung übernähme, dafür zu sorgen, daß alle ferneren Erwerbungen gleichmäßig vertheilt würden.

4. Einen neuen Feuerbrand warf zwischen beide Könige der jetzt wieder sich erneuende Streit Guido's von Lusignan und des Markgrafen Conrads von Tyrus um die Königskrone von Jerusalem. Schon früher war diese Sache zut Sprache gekommen, aber von den versammelten Fürsten bis nach der Eroberung von Ptolemais vertagt worden. Jetzt traten beide Nebenbuhler wieder auf und forderten dringend eine Entscheidung ihres Streites. Eine allgemeine Versammlung sämmtlicher Pilgerfürsten ward demnach auf den 29. Julius festgesetzt. Aber ohne die beiderseitigen Gründe noch gehört und geprüft zu haben, hatte jeder der versammelten Herren, so wie eigenes Interesse es ihm gebot, seine Partei genommen. Richard schützte den Guido, der, weil aus Poitou gebürtigt, sein Landsmann war, und von dessen Treue und Ergebenheit er sich überzeugt fühlte. Aber dafür hatte Conrad sich der Unterstützung des Königes von Frankreich zu erfreuen, der ihn, als einen Anverwandten seines Hauses, ganz besonders in Schutz nahm. An einen dieser beiden Könige reiheten sich nun alle übrigen Fürsten. Die Venetianer und Pi-

saner traten auf die Seite Guido's; offenbar blos in der Voraussetzung, daß sie von demselben größere Vortheile erhalten würden, als von dem klügern, umsichtigeren Conrad; desto fester hielten zu dem Letztern die Genueser. An dem bestimmten Tage traten beide Kroncompetenten vor die versammelten Fürsten. Conrad nahm zuerst das Wort: „Seine Gemahlin Isabella," sagte er, „sey unstreitig vermöge ihrer Geburt und des Erbrechts Königin des Reiches von Jerusalem, und er, als deren Gemahl, habe dadurch ein unbezweifeltes Recht auf die Krone." Guido erwiederte, daß ihn Niemand eines Verbrechens beschuldigen könne, wodurch er das ihm feierlich übertragene Reich verwirkt habe. Darüber ward heftig gestritten und an dem Streite nahmen nun auch die Freunde des Einen wie des Andern Antheil. Conrads Anhänger erinnerten, daß Guido durch Nachlässigkeit, Unverstand und Unkunde des Krieges den Untergang des ganzen Königreiches herbeigeführt haben würde, wenn nicht der Markgraf durch seine Thätigkeit, Tapferkeit und großen kriegerischen Einsichten die Reste desselben, die jetzt durch die Eroberung von Ptolemais einen neuen Glanz erhalten, noch zu rechter Zeit gerettet hätte, und es sey ein unverzeihlicher Mißgriff, das Reich einem Fürsten zu übergeben, der das Zutrauen des Heeres und der ganzen Nation verloren hätte. Darauf ließen sich jedoch Richard und Guido's Freunde nicht ein, sondern blos an den hier in Frage kommenden Rechtspunkt sich festhaltend, behaupteten sie, daß, da es nicht erwiesen sey, daß Guido durch seine Schuld das Königreich verloren habe, man ihn auch, wegen einer, blos von seinen Gegnern erhobenen, völlig unerwiesenen Anklage, welche kein richterlicher Spruch noch entschieden habe, seiner Würde und seiner Rechte nicht berauben dürfe. Am Ende unter-

warfen sich beide Theile der Entscheidung der Könige und der hier versammelten geistlichen wie weltlichen Fürsten, und gaben das eidliche Versprechen: dem Ausspruche der von ihnen hier anerkannten Richter sich ohne weitere Einrede zu fügen. Zum größten Verdruß des französischen Königes setzte Richard in einer zweiten Sitzung der Fürsten folgende Entscheidung durch, die auch gleich am andern Tage in dem Palaste von Ptolemais bekannt gemacht ward. „Dem Könige Guido bleibt das Reich und die Krone von Jerusalem; jedoch bloß für seine Person und die Zeit seines Lebens, und er kann demnach das Königreich nicht auf die Kinder, welche er allenfalls in einer neuen Ehe erzeugen sollte, vererben. Nach Guido's Tod fällt das Reich an die Prinzessin Isabella und an deren Gemahl, den Markgrafen Conrad von Tyrus, oder an die aus ihrer Ehe entsprungene Nachkommenschaft. Die Einkünfte des Königreiches sollen zwischen König Guido und dem Markgrafen Conrad getheilt werden, dem überdieß noch wegen seiner großen, um das gelobte Land erworbenen Verdienste der erbliche Besitz von Tyrus, Berytus und Sidon zuerkannt wird. Endlich soll auch dem Bruder des Königes, dem Gottfried von Lusignan, zum Lohne seiner, während der Belagerung bewiesenen heldenmäßigen Tapferkeit, der erbliche Besitz der Grafschaft Joppe überlassen werden *). Beide, der Markgraf

*) Wirklich war auch Gottfrieds Tapferkeit und körperliche Stärke ein Gegenstand der höchsten Bewunderung für das ganze, so verschieden zusammengesetzte Pilgerheer. Jede Nation verglich ihn mit einem der vornehmsten ihrer vaterländischen Helden; so z. B. die Dänen mit Orgier und die Franzosen mit den berühmten Palatinen Carls des Großen. Warum mußte doch der an Geist und Körper kranke König Balduin nicht ihn, sondern dessen Bruder Guido zum Gemahl seiner Schwester Sybilla wählen?

wie der Graf von Joppe haben jedoch dem Könige von Jerusalem die üblichen, durch die Verfassung bestimmten Dienste zu leisten.“ Guido wie Conrad schienen mit diesem Austrag zufrieden zu seyn, und Beide leisteten mit großer Bereitwilligkeit den Eid, wodurch sie zu genauer Erfüllung aller jener Bestimmungen sich verpflichteten.

5. Daß unter diesen verschiedenen, viele Zeit raubenden Verhandlungen und nie endigenden Streitigkeiten kein gemeinschaftliches Unternehmen gegen die Feinde statthatte, dieß versteht sich von selbst; ja man hatte sogar nicht einmal an einen Entwurf oder gemeinschaftlichen Plan gedacht, nach welchem, nach der Eroberung von Ptolemais, der Krieg fortzusetzen sey. Um seine Truppen nicht ganz müßig zu lassen, belagerte Philipp August eine benachbarte, jedoch wie es scheint, sehr feste Burg; während Richard planlos in dem Lande in der Kreuz und der Quere herumzog, um, wie er vorgab, Lebensmittel aufzutreiben, womit er jedoch durch seine eigene Flotte, sowie von den vielen, jetzt das Meer beherrschenden christlichen Schiffen, besonders von denen aus Cypern im Ueberfluß versorgt ward. Endlich fiel es doch Richard ein, daß wohl Saladin einen von ihnen Beiden vereinzelt angreifen könnte. Er stieß also mit seinem Heere wieder zu jenem des Königes von Frankreich, diesen nun dringend zu einem gemeinschaftlichen großen und entscheidenden Unternehmen einladend. Aber Philipp August, noch weit empfänglicher als Richard für Argwohn und jede eifersüchtige Regung, befürchtete, der ritterliche König von England möchte, wenn ein solches Unternehmen gelänge, sich ganz allein wieder allen Ruhm davon zueignen. Er ließ sich also mit Richard in nichts ein und kehrte

nach Ptolemais zurück *). Diese fortwährende Entfernung der beiden Könige von einander veranlaßte unter dem Pilgerheere das Gerücht: der König von Frankreich werde in Kurzem das gelobte Land verlassen und nach Europa zurückkehren. Um die Wahrheit dieses Gerüchtes näher zu erkunden, machte Richard in voller Versammlung sämmtlicher Pilgerfürsten den Antrag, daß, um die Feinde noch mehr zu schrecken, Er und Philipp August jetzt eidlich versprechen sollten, noch drei Jahre in dem gelobten Lande zu bleiben und nicht eher dasselbe zu verlassen, als bis sie die heilige Stadt den Ungläubigen würden entrissen haben. Philipp August entschuldigte sich, daß er nicht wüßte, ob das Wohl seines Reiches es ihm erlaube, zu einer Entfernung aus demselben auf eine so lange Zeit sich eidlich zu verpflichten. Richard zweifelte nun keinen Augenblick daran, daß jenes Gerücht nichts weniger als ungegründet sey.

6. Bald darauf ward Philipp August gefährlich krank. Die Haare fielen ihm aus, die Nägel lößten sich von Händen und Füßen und die Haut von dem ganzen Körper. Die Krankheit dauerte einige Wochen, womit aber auch jetzt der Kreuzzug des französischen Königes sich endigte; denn sobald er wieder genesen war, beschloß er, das gelobte Land, für welches er, wie er glaubte, schon so vieles gethan, so viele Opfer gebracht, zu verlassen. In diesem Entschluß bestärkte ihn noch mehr die Nachricht von der tödtlichen Krankheit seines Sohnes und die Besorgniß, daß ein längeres Ausbleiben aus seinem Reiche mancherlei Wirrnisse in demselben veranlassen

*) Philipp August suchte sogar den offenbar höchst ungerechten Verdacht auf Richard zu wälzen, als stünde er in einem geheimen Einverständnisse mit Saladin und habe große Geschenke von demselben erhalten.

könnte. Dem Bischofe von Beauvais und dem Herzog von Burgund, nebst noch einigen seiner Großen gab er den Auftrag, den König von England von seinem Entschlusse in Kenntniß zu setzen. Die Abgeordneten fanden sich in keiner kleinen Verlegenheit, wie sie Richard, dessen lebhaftes, auffahrendes Temperament und Wildheit sie kannten, die Sache hinterbringen sollten *). Sie entschuldigten ihren Herrn mit dem einstimmigen Zeugniß der Aerzte, daß er ohne Gefahr für sein Leben nicht länger in Syrien bleiben könne. Zürnend und voll Unmuth antwortete Richard: „Wenn euer Herr glaubt, daß ein längerer Aufenthalt in diesem Lande ihm tödtlich sey, so mag er gehen, ohne sein Gelübde gelöst zu haben und sich und seinen Namen mit ewiger Schande bedecken. Ich werde ihn an der Abreise nicht hindern; er mag thun, was ihm beliebt." Um den Werth von Allem, was Philipp August seiner Meinung nach schon für die Sache Gottes gethan habe, noch zu erhöhen, ließ er fünfhundert Reiter und tausend Fußgänger, nebst dem zu ihrem Unterhalt nöthigen Geld bei dem Pilgerheere zurück; gab auch, wie Richard schon gethan hatte, hundert Reiter und fünfhundert Mann zu Fuß in die Dienste des Fürsten von Antiochien. Ungeachtet der gegenseitigen, feindseligen Gesinnungen beider Monarchen begehrte dennoch Philipp August zu seiner Rückkehr von König Richard zwei Schiffe, die dieser ihm auch sogleich mit aller Bereitwilligkeit überließ. Aber aus nicht ungegründeter Besorg-

*) Aus ihrer Verlegenheit zog sie doch König Richard selbst; denn gleich bei ihrem Eintritt soll er ihnen zugerufen haben: „Ich weiß schon, meine Herren! warum Ihr kommt und welche Nachricht Ihr mir zu bringen habt." Mit leichter athmender Brust erledigten sich nun die Abgeordneten ihres, ihnen von ihrem Herrn gegebenen Auftrages.

niß forderte Richard von dem französischen Könige, daß er in Gegenwart sämmtlicher Pilgerfürsten sich durch einen feierlichen Eid verbindlich machen sollte, die englischen in Frankreich liegenden Provinzen, so lange Richard im Orient verweilen würde, aus keiner Ursache feindlich zu überziehen. Philipp August leistete ohne Widerrede diesen Eid und schwur sogar, daß er nicht nur Richards Staaten während dieser Zeit nicht angreifen, sondern selbst gegen jeden fremden feindlichen Einfall wie sein eigenes Reich schützen wolle. Er übergab hierauf den Oberbefehl über die in Syrien zurückgelassenen französischen Truppen dem Herzog von Burgund, schiffte sich in Begleitung mehrerer Bischöfe und einiger seiner vornehmsten Großen ein, und verließ Ptolemais am 31. Julius des Jahres 1191. In Begleitung des Markgrafen Conrads segelte Philipp August nach Tyrus, hielt sich einige Tage allda auf, ging dann wieder zu Schiffe, besuchte auf seiner Reise auch die Städte Tripolis und Antiochien, wo nichts, was in denselben oder in ihren Umgebungen merkwürdig war, seiner Aufmerksamkeit entging, und segelte hierauf nach dem an der Spitze Italiens liegenden Otranto. Von hier aus setzte er unter sicherm Geleite Kaiser Heinrichs VI. seine Reise zu Lande fort und ging über Brundusium, Benevent und Capua nach Rom. Papst Cölestin nahm den König mit väterlicher Milde auf. Philipp August machte aus seinen Beschwerden gegen den König von England kein Geheimniß und klagte nicht ohne Bitterkeit über Richards eigenmächtiges, gewaltthätiges Verfahren *),

*) Daß manche dieser Klagen übertrieben waren, daran ist nicht zu zweifeln, sind jedoch dem wirklich oft empfindlich beleidigten Philipp August gewissermaßen zu verzeihen. Aber strengen und gerechten Tadel verdient das Benehmen mehrerer sogenannten, wenigstens dem äußeren Scheine nach ganz besonders eifrigen Anhänger des

worauf der heilige Vater ihn von weiterer Erfüllung seines Pilgergelübdes lossprach. Auch den Begleitern des Königes ward dieselbe Wohlthat erzeigt. Der Papst überreichte ihnen sogar mit eigner Hand die Kronen und Palmen, mit welchen man gewöhnlich nur jene beehrte, die ihrem Gelübde vollkommen Genüge geleistet hatten. Philipp August hielt sich lange in Rom auf und kam erst gegen Ende des Jahres wieder in der Hauptstadt seines Reiches an.

## XII.

Richards Grausamkeit gegen die türkischen Gefangenen. — Großmüthiges und edles Benehmen Saladins. — Entwurf zum neuen Feldzug. — Siegreiche Schlacht der Christen bei Arsuf.

1. König Richard stand jetzt allein an der Spitze des aus hunderttausend Streitern bestehenden Pilgerheeres, doch immer noch einem dreimal stärkeren feindlichen Heere gegenüber. Indessen nahete der Tag, wo Saladin die erste Zahlung für die Lösung der türkischen Gefangenen zu leisten hatte. Richard verlangte also von dem Markgrafen Conrad, ihm den französischen Antheil an den Gefangenen, welche Philipp August bei seiner Abreise in Tyrus gelassen hatte, jetzt auszuliefern, auch unverzüglich sich selbst zum Heeresdienst bei dem Pilgerheere einzufinden. Diesem doppelten Verlangen des Königes zu entsprechen war jedoch Conrad keineswegs gesonnen. Trotzig gab er Richards Abgeordneten zur Antwort: „Zur Auslieferung der französischen Gefangenen habe

---

französischen Königes, die, kühn und geübt im Verläumden, jetzt überall gegen ihr eigenes besseres Wissen das gottlose Gerücht zu verbreiten suchten: König Richard habe sogar ihrem Herrn heimlich nach dem Leben getrachtet.

er von Philipp August, der sie ihm in Tyrus übergeben, keinen Auftrag erhalten und in Betreff des Heeresdienstes glaube er sich auf keine Art dazu verpflichtet." Darüber braußte der so leicht zu entflammende König so sehr auf, daß er schon im Begriffe stand, mit einem Theile seines Heeres gegen Tyrus aufzubrechen, die Stadt zu belagern und durch Waffengewalt den Markgrafen zum Gehorsam zu zwingen. Von dieser allzuraschen That hielt ihn jedoch der, dem Conrad befreundete Herzog von Burgund noch ab. Dieser bat den König, ihm vorher zu erlauben selbst nach Tyrus zu gehen und einen Versuch zu machen, den Markgrafen wo möglich zur freiwilligen Auslieferung der Gefangenen zu bewegen. Richard gab dazu seine Einwilligung. Mit noch einigen andern bekannten Freunden Conrads, unter welchen sich auch der Bischof von Beauvais befand, eilte der Herzog nach Tyrus; und nicht ohne große Mühe und erst nach langen freundschaftlichen Bitten und den dringendsten Vorstellungen gelang es ihm endlich, den Markgrafen zu bereden, dem Könige die von ihm verlangten Gefangenen vorführen zu lassen. Aber in Ansehung des ebenfalls von ihm verlangten Heeresdienstes äußerte sich Conrad ganz entschieden und in den bestimmtesten Ausdrücken, daß er dieselben nie leisten werde *). Richard begnügte

*) Hierin ging Conrad zu weit. Er hatte offenbar Unrecht. Er hatte sich eidlich verbindlich gemacht, allem, in dem Austrage seiner und Guido's Sache von den Richtern festgesetzten Bestimmungen sich zu fügen und, obgleich präsumtiver Erbe der Krone von Jerusalem, dennoch dem einstweiligen König Guido alle, einem König von Palästina üblichen Dienste, mithin auch Heeresfolge zu leisten. Was den Markgrafen einigermaßen jetzt entschuldigen, ja vielleicht sogar rechtfertigen konnte, war blos das Mißtrauen, das Richards gegen ihn bisher

sich mit der Auslieferung der Gefangenen, stand von der andern Forderung ab und bewieß dadurch, daß er, so stürmisch und eigensinnig er von Natur aus war, doch auch bisweilen zur Nachgiebigkeit und gütlicher Ausgleichung nicht minder geneigt sey.

2. Mit der ihm eigenen Treue und Redlichkeit hatte Saladin indessen alle Anstalten zur Vollziehung des bei der Uebergabe von Ptolemais geschlossenen Vertrages getroffen, das heilige Kreuz von Damascus in sein Lager bringen lassen und, obgleich ihm noch eine dreimonatliche Frist war gestattet worden, doch schon die Hälfte der zu bezahlenden zweimalhunderttausend Goldstücke zusammengebracht, und hielt dieses nebst sechshundert gefangenen Christen zur Uebergabe an die Christen bereit. Da aber jetzt viele der vornehmsten von den türkischen Gefangenen, denenman, obgleich ebenfalls Kriegsgefangene, dennoch, wie man sich erinnern wird, einstweilen den freien Abzug aus Ptolemais gestattet hatte, noch fehlten, auch, weil der Herzog von Burgund und die übrigen Abgeordneten von Tyrus noch nicht zurückgekommen, mithin die französischen Kriegsgefangenen ebenfalls noch nicht eingetroffen waren, jedoch bei der nach und nach zu erfolgenden Auswechselung sämmtlicher türkischen Gefangenen, die jedesmalige Wahl derselben den Christen war überlassen worden, so trug selbst Richard auf eine Verlängerung des, zum Auswechselungsgeschäfte auf den neunten August bestimmten Termines an, was nun auch ohne alle Schwierigkeit sogleich bewilliget ward. Aber während dieser Zeit machten mehrere der angesehensten Emirs ihren, für das Wohl aller Muselmänner so ängstlich besorgten Sul-

---

bei jeder Gelegenheit bewiesene feindselige Gesinnung ihm nothwendig einflößen mußte.

tan *) darauf aufmerksam, daß es weit sicherer wäre, das heilige Kreuz nebst den aus Damascus herbeigeführten Gefangenen, wie auch die auf den ersten Termin festgesetzte Geldsumme den Christen nicht eher zu übergeben, als bis sie ihm auch wegen wirklicher Entlassung der jetzt ebenfalls in Freiheit zu setzenden Muselmänner hinreichende, völlig beruhigende Sicherheit gegeben hätten. Saladin ließ also dem Könige die Wahl, entweder jetzt alle in Ptolemais gefangenen Muselmänner in Freiheit zu setzen und hierauf nicht nur die auf den ersten Termin festgesetzte Zahlung sogleich zu empfangen und dann auch für die, an den letzten Termin ihm noch zu zahlende zweite Hälfte der Auslösungssumme eine ihm vollkommen sichernde Bürgschaft anzunehmen, oder auch, wenn ihm dieses nicht beliebte, selbst nach Empfang der, auf den ersten Termin festgesetzten Zahlungssumme, doch sämmtliche Gefangenen noch so lange in Verwahrung zu behalten, bis er auch das, am letzten Termin zu zahlende Geld, mithin die ganze Lösungssumme würde empfangen haben; aber in diesem Falle auch jetzt Bürgschaft zu leisten oder ein sicheres Unterpfand zu stellen, daß alsdann alle Gefangenen ohne fernere Zögerung in Freiheit würden

*) Saladin erwieß sich auch hier als einen wahren Vater seiner Soldaten. Ueber den Zustand seiner Muselmänner während ihrer Gefangenschaft suchte er bei jeder sich darbietenden Gelegenheit sichere und zuverlässige Nachrichten einzuziehen, und sobald er ihre harte Behandlung erfuhr, als man sie nämlich in Keller und unterirdische Gewölbe eingeschlossen hatte, bemühete er sich auf alle Weise ihr Schicksal zu mildern, schrieb diesfalls an die beiden Könige und schickte ihnen kostbare Geschenke. Dem französischen Könige sandte er sogar, als derselbe schon abgereist war, noch eine Menge der kostbarsten Aromaten nebst prachtvollem Gewand nach Tyrus nach.

gesetzt werden. Unstreitig konnte Saladin keinen gemäßigtern, gerechtern und zur friedlichen Beendigung des Auslösungsgeschäftes führenden Antrag machen*). Aber die Antwort, die er von Richard erhielt, war nicht, wie der Sultan sie erwarten konnte. Der König ließ ihm sagen: „er hätte unverzüglich die Zahlung des ersten, nunmehr schon seit einigen Tagen verflossenen Termins zu leisten und dann im Uerbigen sich mit dem ihm gemachten Versprechen zu begnügen." So besorgnißerregend auch diese Botschaft war, so setzte doch der Sultan die Verhandlung noch fort, und wandte sich jetzt an den Tempelorden, zu dessen Zuverlässigkeit in treuer Erfüllung eines eingegangenen Vertrages die Muselmänner, obschon sie die Templer als ihre gefährlichsten Feinde betrachteten, dennoch ein größeres Zutrauen als zu allen übrigen Christen hatten, und verlangten von demselben, daß wenigstens er für die künftige Freilassung der Gefangenen sichere Bürgschaft leisten möchte. Als aber auch der Heermeister des Ordens dieses Ansuchen standhaft von sich zurückwieß, dann glaubte Saladin an der Unredlichkeit und dem bösen Willen der Christen nicht länger zweifeln zu dürfen. Er brach also die Unterhandlungen ab und

*) Wir folgten hier den morgenländischen Berichten weit mehr als jenen der englischen Geschichtschreiber, besonders weil in den Ersteren jeder der beiden, so höchst verschiedenen Charaktere Saladins und Richards sich stets vollkommen gleich bleibt und keinen Augenblick sich verläugnet; dort bei vieler orientalischer Urbanität alles gemäßigt, ruhig und billig; hier alles stets stürmisch, herrisch, gebieterisch und zurückstoßend. Zudem enthalten die englischen Berichte mehrere, mit dem eigentlichen und natürlichen Hergange der Sache in gar keinem vernünftigen Zusammenhange stehende Nebenumstände, derer Grundlosigkeit man daher gleichsam mit Händen greifen kann.

überließ die Gefangenen ihrem eigenen Schicksale. Aber so sehr ihn auch dieses schmerzte, glaubte er es dennoch wagen zu dürfen, indem er, Andere wenigstens einigermaßen nach sich selbst beurtheilend, unmöglich sich vorstellen konnte, daß die Sache eine so schauderhafte Wendung nehmen würde, da ja der Mord der Gefangenen nicht einmal in dem Interesse der Christen läge, die sie ja nicht nur zu ewiger Knechtschaft verurtheilen, sondern selbst die zuverlässige Hoffnung haben könnten, von den reichen unter denselben zu einer andern bequemern Zeit ein vielleicht nur desto größeres Lösegeld zu erhalten. Aber bald sah Saladin sich auch in dieser so vernunftgemäßen und seinem Character so viele Ehre machenden Voraussetzung schrecklich getäuscht. Als der vierzigste Tag seit dem Abschluß des Vertrages herangekommen war, zog Richard mit dem größten Theile seines eigenen Heeres und den türkischen Gefangenen in die Nähe des türkischen Lagers und ließ sämmtliche gefangenen Muselmänner, deren Anzahl sich auf zweitausend fünfhundert Mann belief, gleichsam unter den Augen des Sultans mit noch nie erhörter Grausamkeit ermorden. Nur die beiden Emirs Karakusch und Meschtub, für welche nachher ein sehr beträchtliches Lösegeld bezahlt ward, so wie die, welche durch besondere Geschicklichkeit in Verfertigung kunstvoller Arbeiten oder auch durch ungewöhnliche Körperkraft sich auszeichneten, wurden am Leben gelassen. Saladin war viel zu großmüthig und dachte viel zu edel, als daß er diese unmenschliche Grausamkeit an den in seiner Gewalt befindlichen christlichen Gefangenen hätte erwiedern sollen; er begnügte sich, sie wieder in ihre Gefangenschaft nach Damascus zurückzuschicken, gelobte aber feierlich, alle Pilger, welche in Zukunft als Gefangene in seine Gewalt kommen würden, ohne Ausnahme tödten zu lassen. Das einzige, womit der

über den Mord seiner treuen Waffengefährten beinahe untröstliche Sultan sich noch zu beruhigen wußte, war seine feste Ueberzeugung, daß wenn er auch alle, selbst die übertriebensten Forderungen erfüllt hätte, dennoch von den Gefangenen deren trauriges Schicksal nicht mehr abzuwenden gewesen seyn würde. Nach dem Zeugniß eines sehr zuverläßigen arabischen Geschichtschreibers gestanden auch nachher selbst mehrere Christen, daß Richard gleich im Anfange schon die Ermordung aller Gefangenen beschlossen habe. Richards Freunde oder Anhänger — denn der Erstern konnte er kaum einige haben, sondern bloß theils durch große Geschenke erkaufte, oder durch Furcht gezwungene Anhänger — suchten nun des Königes blutdürstige, schauervolle That durch die Behauptung zu rechtfertigen, daß, da der König im Begriff gestanden, den Feldzug zu eröffnen, er also sich sehr weit von Ptolemais hätte entfernen müssen, es für die Sicherheit dieser Stadt zu gefährlich gewesen wäre, eine so große Anzahl von Gefangenen in derselben zurückzulassen. Ja es wird sogar erzählt, daß jene, welche von dem Könige den grausamen Mordbefehl erhalten, denselben mit Lust vollzogen und nachher noch die Leichname der Erschlagenen geöffnet und die vielleicht darin verborgenen Goldstücke gesucht hätten. Richard selbst schrieb an den Abt von Clairveaux und suchte sein unmenschliches Verfahren durch eine offenbare Unwahrheit zu beschönigen, indem er den Sultan beschuldigte, sich der Bezahlung des vertragmäßigen Lösegeldes geweigert zu haben. „Ich habe,“ fügte er hinzu, „das gethan, was sich zu thun gebührte *).“

---

*) Den englischen Geschichtsbüchern zufolge soll es unter dem ganzen Pilgerheere nur sehr wenige gegeben haben, die diese schauderhafte Metzelei nicht gebilligt hätten,

auch soll dieselbe in dem ganzen christlichen Abendlande allgemeinen Beifall gefunden haben. Beides ist eine offenbar grobe, den christlichen Charakter wie die christliche Religion schmählich besudelnde und befleckende Unwahrheit. In dem so zahlreichen Pilgerheere befanden sich eine Menge tapferer, edler, abendländischer Ritter, die wahrhaft beseelt von dem Geiste europäischer Chevalerie, der in seinen Statuten Milde und Schonung gegen Ueberwundene ausdrücklich gebot, solche unmenschliche Mordscenen unmöglich gebilliget haben konnten. Eben so wenig konnte auch die Nachricht von diesem unerhörten, von tigerartigem Blutdurst zeugenden Frevel in dem christlichen Abendlande, man will nicht sagen mit allgemeinem, sondern nur hie und da vielleicht mit einigem Beifall aufgenommen worden seyn. Bei dem damaligen blühenden Zustande der Kirchen und den vielen, durch die strengste, frömmste Lebensweise alle Gemüther erbauenden Klöster und Klostergemeinden konnten die christlichen Völker unmöglich dem wahren Geiste der Religion Jesu so sehr entfremdet und von höllischem Fanatismus so schrecklich verblendet seyn, daß sie eine solche, jedes Menschengefühl empörende blutige That, die offenbar ein Gräuel in den Augen Gottes war, für ein dem Himmel wohlgefälliges Opfer hätten halten können. — Die Befreiung der heiligen Stadt Jerusalem und eines Landes, das einst der von Ewigkeit auserwählte Schauplatz so vieler göttlicher Wunder, Wohlthaten und unbegreiflicher göttlicher Geheimnisse gewesen, war unstreitig eine große, den religiösen Charakter des christlichen Abendlandes angemessene, wahrhaft heilige Idee; aber jenen, die sie verwirklichen und in das Leben einführen sollten, fehlte es an Begeisterung und der Weihe höherer Kraft. Schon die ersten Kreuzfahrer entehrten beinahe bei jedem Schritte das Kreuz, das ihre Schultern schmückte. Aber wahrhaft christliche Helden, wie Gottfried von Bouillon und die mehrsten seiner fürstlichen Gefährten, frei von niedriger Selbstsucht, zu jeder Selbstaufforderung bereit, und entzündet von dem heiligen Verlangen, an dem Grabe des Erlösers zu beten, die heiligen Orte mit ihren Thränen zu benetzen und sie nicht länger mehr von den Händen der Ungläubigen entweihen zu lassen, lenkten noch zu rechter

Zeit die strafende Rechte des Höchsten, und so walteten sichtbar und gleichsam mit Adlersflügeln Gottes Erbarmung und wunderbare Führung über dem ersten Kreuzheere. Aber die einige Zeit nachher darauf folgenden, die zahllosen Heere des Bischofes von Mailand, König Conrads III. und Ludwigs VII. scheuchten gleich im Anfange ihres Beginnens durch gottlosen Weltsinn und die ruchloseste Lebensweise allen Segen von Oben von sich hinweg. In keiner Brust glimmte auch nur ein schwacher Funke eines heiligen Verlangens. Bei den Fürsten und Edlen waren nur Eigennutz und Ländergewinn, und bei dem gemeinen, rohen abendländischen Kriegsvolke blos Mord- und Raubsucht die einzigen Motive ihres Kreuzzuges, daher gingen sie auch sämmtlich zu Grunde, bevor sie noch, weil dessen unwürdig, den Boden des heiligen Landes betreten hatten. Eine herrliche, jedes christliche Herz tröstende Ausnahme machten jedoch die Deutschen unter ihrem großen Kaiser Friedrich dem Ersten. Aber ihrem Beispiele folgten weder die französischen und englischen Pilgerheere, noch auch deren beiden Könige; bei diesen, wie wir bisher so oft gesehen, stand stets nur eigenes, irdisches Interesse, und zwar im hellsten Lichte im Vordergrunde, während das heilige Grab und alle daran sich knüpfenden heiligen Rückerinnerungen nur in weit entfernterem, dunkeln Hintergrunde ihren Platz fanden, und blos dann, wenn die ersteren befriediget zu seyn schienen, bisweilen wieder in schwacher Erinnerung hervortraten. Da weder Philipp August noch auch Richard Fürsten waren, die dem verwilderten, von nichts weniger als irgend einem frommen Verlangen entflammten, nur nach den weichen und üppigen Genüssen des Orients lüsternem Heere eine neue moralische Kraft einzuflößen und die Gemüther, man will nicht sagen, zu begeistern, sondern nur einigermaßen zu etwas Höherem zu erheben vermochten, so setzte auch jenes sein ganzes Verdienst blos darein, Muselmänner zu erwürgen; Menschen, oft von weit größerem sittlichen Werthe, als ihre christlichen Mörder, nur unglücklich genug, den großen Gekreuzigten nicht zu kennen, ihn nicht anzubeten und in dessen heiligen, Menschen beglückenden und beseligenden Lehren nicht eingeweihet zu seyn. Es ist begreiflich,

3. Die seit der Eroberung von Ptolemais völlig unterbrochenen Kriegsoperationen sollten nun wieder beginnen. Aber gleich bei dem Entwurf zu dem neuen, jetzt zu eröffnenden Feldzuge zeigte es sich sehr auffallend, daß es dem König Richard, obgleich der tapferste unter den Tapfern und der kühnste und unerschrockenste unter den Kühnen und Unerschrockenen, dennoch an wahrem Feldherrntalente ganz ungemein fehlte, und daß er hierin von Saladin weit überflügelt wurde. Gleich in den ersten Tagen machte er die für ihn nicht wenig demüthigende Erfahrung, daß es nichts Leichtes sey, ein so gemischtes, des Gehorsams und einer strengen Zucht längst schon entwöhntes Heer gegen einen wachsamen und thätigen Feind zu führen. Ein Held wie der tapfere und doch so gemüthvolle, wahrhaft fromme Gottfried von Bouillon oder einer seiner großen Gefährten würde freilich dem Heere neue Begeisterung einzuflößen gewußt haben, aber das vermochte der gewaltthätige, despotische, alle Herzen von sich stoßende König von England nicht. Als er das Gebot zum Aufbruch erließ, entstand beinahe ein allgemeines Murren in dem Heere; die meisten suchten unter mancherlei nichtigen Vorwänden sich den sie erwartenden Mühseligkeiten eines Feldzuges zu entziehen, besonders jene, die bisher in Ptolemais ein üppiges, schwelgerisches Leben geführt und in den Umarmungen unzüchtiger Weiber einen Theil ihrer besten Kräfte eingebüßt hatten. Richard mußte öfters und zwar mit aller Strenge seine Befehle wiederholen und sogar eine

daß von solchen, nur dem Namen nach christlichen und von unschuldigem Blute triefenden Händen Gott sein Haus nicht wieder aufbauen lassen wollte, wie solches auch ein heiliger Einsiedler, dessen Blicke nicht selten in dem Lichte Gottes den Schleier der Zukunft durchschaute, schon den beiden Königen in Messina kurz vor ihrer Abfahrt vorausgesagt hatte.

dieser widerspenstigen Schaaren mit Waffengewalt unter seine Fahnen zwingen. Widersetzlichkeit, die Mangel an Geld, Pferden und Waffen zum Grunde hatte, wußte Richard bald zu beseitigen, indem er seine reichgefüllte Kasse öffnete und nicht bloß unter seine Engländer und Normänner, sondern auch unter die übrigen Pilger, ohne allen Unterschied der Nationen, mit seiner gewöhnlichen an Verschwendung grenzenden Freigebigkeit reiche Geschenke austheilte, dadurch ihre Bedürfnisse befriedigte und ihren Klagen ein Ende machte. Selbst der Herzog Leopold von Oestreich und der Herzog von Burgund ließen sich herab, bei dem Könige um Unterstützung zu bitten und diese von ihm anzunehmen.

4. Am 24. August, nachdem der König alle Hindernisse endlich überwunden und den Oberbefehl in Ptolemais, wo er seine Gemahlin und seine Schwester mit der Tochter Isaaks zurückließ, einem ihm mit vieler Treue ergebenen Ritter, einem Bruder des Erzbischofes von Ely, übergeben hatte, brach das Heer auf und setzte sich auf der Straße nach Jafa (Joppe) in Bewegung. Aber kaum war es von Ptolemais, das ihm jetzt zu einer, obgleich noch lange nicht genügenden Basis dienen sollte, einen halben Tagmarsch entfernt, als schon von allen Seiten zahllose türkische Schaaren sich zeigten. Das Pilgerheer war in drei Haupttreffen getheilt; das erste führte Richard, das letzte der Herzog von Burgund. Aber der einsichtsvolle, kriegsverständige Sultan verließ die Anhöhen nicht, und auf diese Weise die sie begrenzenden Ebenen beherrschend, fielen, so oft er wollte, seine Türken dem Pilgerheere in die Flanken und den Rücken, erschlugen Viele derselben und eilten dann, wenn eine hinreichende Schaar Ritter mit ihren Lanzen auf sie eindrang, mit Pfeilesschnelle, und daher gewöhnlich

ohne bedeutenden Verlust wieder zurück. Die größte Vorsicht war nothwendig. Nur langsam schritt man vorwärts, lagerte des Abends so viel als möglich an sichern Orten und auf Befehl des Königes ward jede Nacht von einem Herolde dreimal ausgerufen: „Es helfe uns Gott und das heilige Grab!" und dieser Ruf alsdann von dem ganzen Heere in denselben Worten wiederholt. Unstreitig hilft der Herr Allen, die in Demuth und festem Zutrauen zu ihm rufen. Aber er will auch, daß sie dabei mitwirken und keine verkehrten, zum Theile sinnlose Anordnungen und Vorkehrungen treffen sollen. Richard ließ das Heer in so fest aufeinander gedrängten Reihen marschiren, daß, wie man zu sagen pflegt, kein Apfel zwischen ihnen auf die Erde fallen konnte. Aber ein desto sichereres Spiel hatten die türkischen Pfeile und desto schwerer ward es einer Schaar, wenn sie angegriffen ward, sich schnell zu entwickeln und gegen den angreifenden Feind Fronte zu machen. Ohne sich rächen zu können stürzten, von den Pfeilen der Türken getroffen, Mann und Pferde zu Boden, und machte bisweilen das Heer Halt, um einen ernstern Kampf zu beginnen, so flohen die Türken mit gewohnter Schnelligkeit auf ihre Anhöhen zurück, um auf das christliche Heer, sobald es sich wieder bewegen würde, auf das neue herzufallen. Da die Türken unausgesetzt diese Taktik befolgten, kam Richard mit seinem Heere beinahe nicht von der Stelle.

5. Alle diese Beschwerden machte jetzt auch die Hitze eines ungewöhnlich heißen Sommers noch weit unerträglicher; um ihren glühenden Durst zu löschen, fehlte es den Pilgern auf ihrem Marsche bisweilen an Wasserquellen, und völlig entkräftete, zu weiterm Marsch unfähige Soldaten mußten auf Wagen dem Heere nachgeführt werden. Das Elend der Pilger stieg noch weit höher, als sie in eine Gegend ka-

men, wo sie von zahllosen Insekten, deren giftiger Stich ungemein schmerzhafte, nicht so schnell wieder zu heilende Beulen verursachte, bei Tage wie bei Nacht unaufhörlich geplagt wurden. Unter diesen Mühseligkeiten und anhaltenden Kämpfen mit den Türken, wobei der Verlust vieler von türkischen Pfeilen getödteter Pferde für die Ritter und besonders für die Templer, wovon die meisten jetzt zu Fuße kämpfen mußten, ungemein schmerzhaft war, rückte das Heer langsam gegen Jafa vor. Um so viel wie möglich die Flanke seines Heeres zu schützen, scheuete Richard keine Gefahr, zeichnete sich täglich durch ritterliche Tapferkeit vor Allen aus, und ward eines Tages selbst, obgleich nur leicht, von einem Pfeile verwundet. Als das Heer endlich zwischen Cäsarea und Jafa ankam, sah es sich, weil Saladin ihm einen Tagmarsch abgewonnen hatte, von allen Seiten eingeschlossen. Zwar fehlte es den Pilgern nicht an Wasserquellen, aber desto mehr an Lebensmitteln. Todte oder schwer verwundete Pferde waren ihre einzige Nahrung; und da man mit heißer Gier darnach verlangte, daher blutige Schlägereien darüber entstanden, so ließ Richard durch einen Herold verkündigen, daß jeder, der einem armen, vom Hunger gequälten Pilger ein todtes Pferd überlassen würde, von ihm ein lebendiges dafür erhalten sollte. Dieses konnte jedoch nicht lange dauern; und alle Anführer im Heere fühlten sich überzeugt, daß zur Rettung des Heeres eine entscheidende Schlacht unvermeidlich sey; auch die Türken, deren bisherige nicht unglückliche Erfolge ihren früher so sehr gesunkenen Muth wieder auf das Neue belebt hatten, schienen derselben nicht ausweichen zu wollen. Indessen suchten doch beide Theile, König Richard und Saladin, durch scheinbare Verhandlungen sich gegenseitig zu täuschen. Richard erwartete noch einen zahlreichen Heerhaufen, der, anfänglich ungehorsam dem Gebote des Königes,

doch bald darauf eines Bessern sich besinnend, einige Tage später von Ptolemais aufgebrochen war *). Aus derselben Ursache wünschte auch Saladin Zeit zu gewinnen, da er ebenfalls die Ankunft neuer turcomannischer Schaaren mit Sehnsucht erwartete. Abgeordnete des englischen Königes begaben sich also zu dem türkischen Vorpostencommandanten und sagten, daß sie Aufträge an Maleck-al-Adel, den Bruder des Sultans hätten. Maleck eilte sogleich herbei. „Warum," sprachen jetzt Richards Abgeordnete, „führen wir schon so lange Krieg, in welchem so viele brave Männer von beiden Seiten den Tod fanden? Wir sind nur gekommen, um unsern Brüdern in Syrien zu helfen. Macht demnach Frieden, damit ihr und wir in unsere Heimath zurückkehren können." Die Abgeordneten fügten endlich noch hinzu, daß König Richard selbst am folgenden Tage sich hier einfinden werde,

*) Außer diesen blieben doch auch jetzt noch mehrere tausend Pilger bei Ptolemais zurück, die nur ihren schändlichen Vergnügungen in Schenken, Spiel- und öffentlichen, dem Laster geweihten Häusern nachjagend, ihr Gelübde und das heilige Grab längst schon vergessen hatten. Als aber Richard nach der Schlacht bei Ursuf den darin erlittenen Verlust an Leuten, bevor er weiter vorrückte, zu ersetzen suchte, sandte er den König Guido nach Ptolemais, um die dort noch befindlichen Pilger zum Heere zu führen. Aber alle Ermahnungen und Versprechungen Guido's machten keinen Eindruck mehr bei Leuten, die in eigener Schande und Schmach versunken, alles Gefühl von Ehre und Pflicht verloren hatten. König Richard mußte selbst nach Ptolemais gehen, und erst, als die donnernden Drohworte des Königes, von dessen Grausamkeit, wenn er in wüthendem Zorne entflammte, das Aergste zu befürchten war, die Widerspenstigen geschreckt hatten, zogen sie mit ihm fort, aber sie folgten ihm nicht aus Anhänglichkeit oder Ehrliebe, und noch weniger aus Pflichtgefühl, sondern blos aus knechtischer Furcht.

um über diesen Gegenstand das Nähere zu verhandeln. Maleck blieb also die Nacht über auf den Vorposten, ließ aber, was er von den Abgeordneten vernommen, durch einen Boten seinem Bruder wissen, der ihm sogleich den schriftlichen Befehl schickte, den König den nächsten Tag, an dessen Abend er erst seine Turcomannen erwarte mit Unterhandlungen hinzuhalten. Richard, von einem Dollmetscher begleitet, fand sich zur bestimmten Zeit ein; da er aber ebenfalls, gleich seinen Abgeordneten, nur in ganz allgemeinen, unbestimmten Ausdrücken von dem Frieden sprach, so verlor Maleck endlich die Geduld und sagte: „Herr! Ihr wie euere Leute sprechet immer von Frieden, ohne einen Vorschlag zu machen, der mich in Stand setzen könnte, denselben zwischen euch und dem Sultan zu vermitteln." „Die Bedingung des Friedens," erwiederte Richard in seinem gewöhnlichen gebieterischen Tone, „ist, daß ihr uns die heilige Stadt nebst allem Lande, das ihr uns entrissen habt, zurückgebt und woher ihr gekommen seyd, wieder zurückkehrt." Mit sichtbarem Unwillen erklärte nun Maleck dem Könige, daß sie Alle, vom Sultan bis zum letzten Muselmann, lieber sterben als solche schmähliche Bedingungen eingehen würden. Nach einem hierauf folgenden, zwar nicht lange dauernden, aber sehr heftigem Wortwechsel kehrten nun beide, Maleck zu seinem Bruder und Richard zu seinem Heere zurück.

6. Am siebenten September, dem Vorabend des Festes Mariä Geburt, machten beide Heere ihre Vorbereitungen zu einer Hauptschlacht auf den folgenden Tag. Sehr vernünftig hielt Richard jetzt eine größere Zergliederung seines Heeres für nothwendig und theilte dasselbe, statt wie bisher in drei, in zehn Schaaren, die fünf Treffen bildeten. Die Führung derselben übergab er den Tempel- und Johanniterrittern, dem

Könige Guido und noch einigen anderen Fürsten seines Heeres. Der König und der Herzog von Burgund umgaben sich, ein jeder mit einem nicht sehr zahlreichen, aber aus den tapfersten Rittern bestehenden Gefolge, um, in steter Bewegung um das Heer, dasselbe überschauen und überwachen zu können; ihr jedesmaliger Standpunkt sollte nur da seyn, wohin die Gefahr oder Noth irgend eines Theiles des Heeres sie rufen würde; den Rücken desselben deckten mit noch einigem anderen Fußvolk gemischt, Bogen- und Armbrustschützen. Aber es ist unbegreiflich, daß der König, der die für die Christen freilich höchst wichtige Stadt Askalon, die er zu seinem strategischen Object gemacht hatte, ungeschwächt erreichen wollte, nicht einsah, daß dieses, ohne vorher eine entscheidende Schlacht zu liefern, eine reine Unmöglichkeit sey. In der Absicht also, für jetzt noch wo möglich einem allgemeinen Treffen auszuweichen, befahl er seinem Heere, und abermals wieder in festgeschlossenen, dicht aufeinander gedrängten Schaaren, seinen Marsch nach Askalon fortzusetzen und verbot jedem der fünf Treffen auf das strengste, so lange er nicht selbst das Signal zum Angriff gegeben haben würde, sich mit dem Feinde in ein förmliches Gefecht einzulassen. Am Tage des schon erwähnten Festes brach also das Heer des Morgens wieder sehr frühe auf; aber kaum war es noch bis zu den Gärten von Ursuf vorgerückt, als es schon von zahllosen, von den Höhen herabstürmenden türkischen Schaaren in seiner Flanke und dem Rücken angegriffen ward. Die dort angeordneten Bogen- und Armbrustschützen wurden schnell geworfen, ermannten sich jedoch eben so geschwind wieder und trieben, da ihnen jetzt auch noch der Herzog von Burgund mit einem Theile seines Gefolges zu Hülfe kam, den Feind wieder zurück. Als die Türken, die anfänglich bei ihrem Angriffe sich auf Schußweite von dem christlichen Heere

entfernt hielten, jedoch mit einem Hagel von Pfeilen eine Menge Leute und besonders Pferde tödteten, endlich merkten, daß die Christen den Kampf zu vermeiden suchten, daher auch keine kräftige Gegenwehr leisteten, wurden sie immer kühner, so daß endlich sogar Mohren und Beduinen das Heer in der Nähe angriffen, und mit ihren stark mit Eisen beschlagenen Keulen die Flügelrotten der christlichen Schaaren erschlugen. Ungemein gedrängt und unaufhörlich angegriffen wurden vorzüglich die Schaaren des Johanniterordens, die schon einigemal in die größte Verwirrung gerathen wären, wenn nicht ihr tapferer Großmeister Werner von Napes jedesmal schnell die Ordnung wieder hergestellt hätte. Dieser ritt endlich zu dem König und stellte ihm vor, daß, wenn er nicht unverzüglich das Zeichen zum Angriffe geben lasse, die Hälfte des Heeres, und besonders sämmtliche Hospitaliter zu Grunde gehen müßten. Trotz dieser Meldung beharrte doch Richard eigensinnig bei seinem unverständigen Plane. „Guter Meister!“ sagte er zu dem edlen Werner von Napes, „man muß ausharren,“ und erneuerte den Befehl, den Marsch fortzusetzen. Aber nun war die Geduld der Ritter erschöpft; die von dem Johanniterorden, ohne das Zeichen zum Angriffe zu erwarten, entwickelten zuerst ihre Schlachtreihen, ihnen folgten sogleich die Schaaren des Grafen von Champagne und des edlen, wegen seines Heldensinnes berühmten Ritters Jacob von Avesne, auch die Ritter von Poitou, Bretagne und Anjou brachen hervor und endlich die ganze Ritterschaft. Voll Zorn wegen des bisher von einem verächtlichen Feinde erlittenen Verlustes sprengten sie, unter Anrufung des heiligen Georgs, mit vorgelegten Lanzen wüthend auf die Türken los. Als Richard jetzt sah, daß die Schlacht begonnen habe, zögerte auch er nicht, wie gewöhnlich den thätigsten Antheil daran zu nehmen, und wohin

er sich mit seinem auserlesenen Gefolge hinwarf, verbreitete sein starker Arm Tod und Verderben unter den Feinden. Dem Beispiele des Königes folgend, wetteiferten alle Ritter mit einander an Kühnheit und Tapferkeit, auch wurden sie von den Bogen- und Armbrustschützen kräftigst unterstützt, die jetzt ebenfalls mit der größten Entschlossenheit den Feind in der Nähe angriffen. Diesen vereinten wüthenden Angriffen vermochten die Türken nicht lange zu widerstehen, und obgleich Saladin an diesem Tage an ruhiger Besonnenheit und Tapferkeit sich gleichsam selbst übertraf und nur von zwei Reitknechten mit zwei Handpferden begleitet die Reihen seiner Schaaren durchritt, ihren Muth auf das neue zu befeuern suchte und, den größten Gefahren sich aussetzend, sie einigemal selbst wieder gegen den Feind führte, ward endlich dennoch sein Heer völlig geschlagen und alle Anhöhen, Thäler und Ebenen waren nach einem dreistündigen, ungemein blutigen Kampfe mit fliehenden Türken bedeckt. Die Fliehenden ließ Richard, abermals ganz unverständiger Weise, nur ungefähr eine französische Meile weit bis an das Gebirge verfolgen. Als die Christen vom Verfolgen des Feindes abließen, hörten auch die Türken auf zu fliehen. Aber Saladin hatte eine sehr starke Reserve gebildet, welche bisher noch nicht in das Treffen gekommen war. Mit dieser wollte er das ihm im vorigen Jahre bei Ptolemais gelungene Manövre wiederholen und griff mit dem größten Ungestüm die vom Verfolgen des Feindes zurückkehrenden Ritter an, brachte sie, weil an Zahl der Streiter ihnen weit überlegen, sie bald in Unordnung und Verwirrung, und hatte schon Hoffnung, das verlorene Treffen wieder herzustellen, als plötzlich den bedrängten Rittern der unüberwindliche Ritter, Wilhelm des Barres, und bald darauf König Richard zu Hülfe kamen, worauf nun auch Saladins aus

mehr als zwanzigtausend Mann bestehende Reserve mit einem außerordentlichen Verlust an Leuten in die Flucht geschlagen ward. Die Schlacht war nun für die Christen gewonnen, aber ihr Sieg würde noch weit glänzender, entscheidender und für die Feinde verderblicher gewesen seyn, wenn Richard, statt seines abentheuerlichen Einfalles, sein Heer unter den Augen eines dreimal stärkeren Feindes und von demselben schon von allen Seiten umringt, und dabei unter einem unaufhörlichen Hagel von Pfeilen, und zwar gar noch in dicht und angeschlossenen Schaaren, in der thörichten Hoffnung, auf diese Weise Askalon ohne großen Verlust zu erreichen, länger als eine Stunde gleichsam wehrlos fortziehen zu lassen, gleich am Morgen des Tages, oder vielmehr schon am Vorabende desselben, einen vernünftigen Plan zur Schlacht entworfen, diese hierauf mit Einsicht und Klugheit geleitet, und endlich auch den geschlagenen und fliehenden Feind noch weiter verfolgt hätte. Das ganze türkische Heer war in diesem mörderischen Treffen auseinander gesprengt worden, selbst von seiner Leibwache sah Saladin nur noch siebenzehn Mann an seiner Seite; auch sein Favoritmameluk, den man seiner ungeheuern Körperstärke wegen nur den Riesen nannte, war nicht mehr unter den Lebenden. Ueber zwei französische Meilen weit war der Boden mit Leichen erschlagener Türken, Mohren und Beduinen, mit todten oder schwer verwundeten Pferden und einer zahllosen Menge von Waffen jeder Art wie übersäet *). Nach und nach sammelten sich doch

*) Selbst Vinisaufs zwar sehr umständlicher, aber theils aus einzelnen unzusammenhängenden Nachrichten, oder schwachen Rückerinnerungen eines nicht sehr getreuen Gedächtnisses zusammengestoppelter Bericht gibt keine klare Anschauung von dieser Schlacht. Indessen ist es sehr auffallend, ja wohl ärgerlich, daß sowohl Vinisauf,

wieder viele der Geflohenen unter der Fahne ihres Sultans, der, nach einer kurzen, über dieselben gehaltenen Heerschau, sein Zelt auf einem von Bäumen beschatteten Hügel aufschlagen ließ; aber so tief gebeugt und so unruhig und zerstört in seinem Gemüthe war, daß kaum die anhaltenden, dringendsten Bitten seiner Freunde und treuesten Diener ihn bewegen konnten, etwas Speise zu sich zu nehmen. Von den Christen hatten die Türken nur einen einzigen Ritter zum Gefangenen gemacht, der, gleich allen Denen, die seit der Ermordung der Muselmänner bei Ptolemais in türkische Gefangenschaft gerathen waren, zufolge des von Saladin damals geleisteten Schwures, alsogleich enthauptet ward. Auch die Anzahl der den Türken in die Hände gefallenen Pferde war äußerst unbedeutend; sie zählten ihrer kaum vier oder fünf. Aber desto schmerzhafter war für das ganze Pilgerheer der Verlust des edlen, allgemein geehrten Ritters Jacob von Avesne. Als man ihn am Abend nach der Schlacht in dem Lager vermißte, ritten gleich am andern Morgen sämmtliche Tempel- und Johanniterritter auf das Schlachtfeld, um den Vermißten zu suchen und fanden ihn endlich, aber unter einem Haufen von fünfzehn um ihn herliegenden und von ihm erschlagenen Türken. Die Trauer um diesen Helden war allgemein, selbst der geringste Pilger theilte sie mit den Fürsten und der Ritterschaft. Durch stattliches Begräbniß und mehrere feierliche Seelenmessen, mit großen Opfergaben verbunden, suchten nun König Richard und alle Fürsten, Herren und Ritter dem edeln Gefallenen die letzte Ehre zu erweisen. Aber noch

---

noch die übrigen englischen Berichterstatter vom Herzog Leopold und dessen Deutschen gar keine Erwähnung machen, die doch gewiß ihren bisher behaupteten Waffenruhm auch in dieser Schlacht nicht werden verläugnet haben.

mehrere Jahrhunderte hindurch lebte das Andenken an Jacob von Avesne in den Gemüthern aller Normänner und Bretagner. Er war einer der Helden seiner Zeit und der Stolz seiner Landesleute.

## XIII.

**Zerstörung der prachtvollen Stadt Askalon *) durch die Türken. — Wiederauferbauung der Stadt Joppe von den Christen. — Marsch der Pilger nach Ramla. — Neue Friedensunterhandlungen mit dem Sultan.**

1. Am Abend des Tages nach gewonnener Schlacht schlug das Heer sein Lager vor den Thoren von Arsuf auf. Während die Pilger mit der Errichtung ihrer Zelte beschäftiget waren, machte ein Haufe Türken aus Arsuf einen Ausfall, ward aber ohne große Mühe, und nachdem man mehrere Mohren und Beduinen getödtet hatte, wieder in die Stadt zurückgetrieben. Da die Pilger in Folge ihrer Anstrengungen in den vorhergegangenen Tagen einiger Erholung bedurften, so ließ Richard das Heer auch am folgenden Tage ruhig in seinem Lager. Aber diese Zeit wußte der rastlos thätige Sultan trefflich zu benutzen. Er sammelte alle Schaaren seines geschlagenen Heeres wieder, machte unter demselben mehrere sehr zweckmäßige neue Einrichtungen und nahm hierauf mit demselben eine, an dem Flusse Arsuf weiter vorwärts gelegene, sehr vortheilhafte Stellung. Als die Christen an den folgenden Tagen ihren Zug wieder fortsetzten, wurden sie von dem jetzt auf das Neue schlagfertigen Sultan wieder unaufhörlich beunruhiget.

---

*) Wegen der Schönheit und Pracht ihrer Gebäude und der Festigkeit und Höhe ihrer Mauern und Thürme ward Askalon von den Muselmännern die Braut Syriens genannt.

Saladin bot ihnen sogar schon wieder eine Schlacht an, die jedoch Richard zu vermeiden für angemessen fand. Aber auch in Saladins Heere wünschten besonders die Miethsvölker von ihren bisherigen unaufhörlichen Kämpfen und täglichen Mühseligkeiten ausruhen zu können. Der Sultan entfernte sich daher mit seinem Heere von jenem der Christen und zog nach Ramla, wo er seinen Truppen mehrere Rasttage gewährte.

§ 2. Während dieser Tage der Ruhe entwarf Saladin neue Pläne und Entwürfe zur Fortsetzung des Krieges. In einem dießfalls gehaltenen Kriegsrath der vornehmsten Emirs waren die meisten der Meinung, daß man die Stadt Askalon, welche man nicht mit Hoffnung eines glücklichen Erfolges gegen die Christen vertheidigen könnte, diesen aber zu einem sehr wichtigen, ihre Unternehmungen gegen Jerusalem ungemein begünstigenden Stellungspunkte dienen würde, durchaus zerstören müsse. Obgleich Saladin die Nothwendigkeit dieser Maßregel einsah und für Askalon das Schicksal von Ptolemais befürchtete, gab er dennoch dem Vorschlage seiner Emirs nur höchst ungern Gehör. Indessen zog er doch, die jetzt eingetretene Unthätigkeit der Christen benutzend, mit seinem Heere nach Askalon und lagerte vor den Thoren der unglücklichen Stadt. Aber auch jetzt noch war der menschenfreundliche Sultan mit sich nicht eins, ob er den gefaßten Entschluß wirklich ausführen sollte oder nicht. Selbst am Morgen des Tages, an welchem der Anfang gemacht werden sollte, die herrliche Stadt in einen Steinhaufen zu verwandeln, berief er seinen Sohn Maleck-al-Afdal, seinen Freund Bohaeddin und noch einige andere seiner Vertrauten, um diese wichtige Angelegenheit unter dem Beistande des Propheten noch einmal in reifliche Ueberlegung zu ziehen.

Als aber auch in dieser ernsten Berathung die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der Zerstörung Askalons die Oberhand gewann, da brach Saladin, nicht ohne sichtbare Rührung, in die Worte aus: „Obgleich die Zerstörung dieser Stadt mich weit mehr schmerzt, als selbst der Verlust meiner Söhne mich betrüben würde, so mag doch geschehen, was Gott jetzt will, und das gemeinsame Wohl aller Gläubigen erfordert. Der Befehlshaber von Askalon mußte nun den Einwohnern ankündigen, was unausweichbare, gebieterische Zeitumstände über ihre Stadt verhängt hätten, dabei ihnen befehlen, ihre Angelegenheiten eiligst zu ordnen und dann mit ihrer gesammten beweglichen Habe die Stadt zu räumen. Gleich am folgenden Tage begann die Schleifung der Festungswerke. Aber obgleich das ganze Heer Hand anlegen mußte, auch der Sultan die Arbeit auf das thätigste betrieb, so erforderte dieselbe doch wegen der ungemeinen Dicke und Festigkeit der Mauern und deren ungewöhnliche, oft neun bis zehn Ellen tiefen Eingründung in die Erde, eine Zeit von vierzehn Tagen. Als das Zerstörungswerk endlich vollbracht war und nur hie und da noch Trümmer ehemaliger Festungswerke aus der Erde hervorragten, wurden sämmtliche Vorrathshäuser den Einwohnern preisgegeben, ihnen aber auch geboten, nun ungesäumt die Stadt zu verlassen. Diese ward hierauf an mehreren Ecken in Brand gesteckt; und jammernd sahen die abziehenden Einwohner von Ferne die hochauflodernden Flammen ihrer bisherigen Häuser und Wohnungen.

3. Als die Christen nach Joppe oder Jafa kamen, fanden sie diese Stadt völlig zerstört und verödet, aber ein an der westlichen Seite derselben gelegenes Gehölz bot ihnen einen sehr bequemen Lager-

platz dar. Ueberhaupt war das Land weit umher ungemein fruchtbar, besonders an edeln Obstbäumen, an Weintrauben, Feigen, Granatäpfeln, großen Mandeln rc., und ein freundlicher, lachender Himmel lockte sämmtliche Pilger zu einem, so lange als möglich langen Aufenthalt in dieser anmuthigen Gegend. Zudem gewährte der Hafen von Joppe die größte Bequemlichkeit den, dem Heere folgenden Schiffen, die nun dasselbe im Ueberfluß mit Lebensmitteln versorgten, so wie mit allen übrigen Bedürfnissen. Richard stand mit seinem Heere noch im Lager bei Joppe, als er die ihn nicht wenig überraschende Nachricht von der Zerstörung von Askalon erhielt. Sogleich berief er alle Bischöfe, Fürsten und Herren zu einem großen Kriegsrath und legte darin die Frage vor, ob man jetzt nicht unverzüglich nach Jerusalem, wohin der Weg durch die Zerstörung aller Burgen offen wäre, ziehen und einen Versuch machen sollte, durch ein kühnes und kräftiges Unternehmen sich der Stadt zu bemächtigen. Diesem Vorschlage, zu dessen Ausführung sich Richard sehr geneigt zeigte, widersprachen jedoch unseliger Weise sämmtliche, im Kriegsrath anwesende französische Herren, hartnäckig behauptend, daß die Wiederauferbauung von Joppe, was ohnehin eine leichte, mit keinem großen Aufwand verbundene Arbeit sey, allem vorangehen müsse, daß, wenn dieser Bau, der nur eine kurze Zeit erfordern würde, vollendet wäre, man mit weit größerer Sicherheit gegen die heilige Stadt vorrücken könnte, gegen die jetzt jede Unternehmung noch viel zu gewagt sey. Als dieser Vorschlag, so erbärmlich auch die Gründe waren, auf welchen er beruhete, bei dem Heere bekannt ward, fand er sogleich allgemeinen Beifall, und die Pilger forderten die Ausführung desselben mit solchem Ungestümm, daß endlich auch der König, obgleich ungerne, seine Einwilligung dazu gab.

4. Aber bei allem Dem machte die Wiederauferbauung von Joppe nur sehr langsame Fortschritte; denn nun zeigte es sich, daß der Vorschlag der Franzosen nur deßwegen bei dem Heere so großen Beifall gefunden, weil es, eine ruhmlose Unthätigkeit den Beschwerden eines Feldzuges vorziehend, noch recht lange in der fruchtbaren Gegend von Joppe zu verweilen wünschte. Eine sehr große Anzahl Pilger suchten nun abermals diese Zeit auf ihre Weise zu benutzen und eilten nach Ptolemais, um dort, wie früher, weit freier und ungebundener ihren Lüsten fröhnen zu können. Mit den vielen, jetzt täglich einlaufenden Schiffen kam leider auch wieder eine Menge unzüchtigen Frauenvolkes bei dem Heere an, so daß die Kreuzfahrer, uneingedenk ihres heiligen Gelübdes, sich der Unzucht und den größten Ausschweifungen überließen. Um die nach Ptolemais Entwichenen zur Rückkehr zu zwingen, mußte Richard wieder sich selbst dahin begeben, und führte nun auch seine Gemahlin, wie seine Schwester Johanna mit der Tochter Isaaks von Ptolemais nach Joppe. Aber nun trat auch bei Richard ein für ihn sehr fühlbarer Geldmangel ein. Er schrieb daher an den Abt von Clairveaux und ersuchte ihn, die abendländischen Fürsten zu beträchtlichen Geldbeiträgen und überhaupt alle Christen zur Wallfahrt nach Palästina zu bewegen. Damit aber der Abt mit desto größerem Eifer sich dem erhaltenen Auftrage unterziehen möchte, fügte er in demselben Schreiben noch hinzu, daß, wenn er nicht bedeutende Unterstützung aus dem Abendlande erhalte, die gänzliche Erschöpfung seiner Finanzen ihm nicht länger erlauben würde, in Palästina zu bleiben, besonders da auch seine Gesundheit unter den bisherigen so gewaltigen Anstrengungen nicht wenig gelitten hätte *). Die Unthätig-

*) Daß dieß von Richard nicht ernstlich gemeint war, geht

keit im Lager bei Joppe ward dem Könige immer unerträglicher. In der Aufsuchung allerlei Abentheuer glaubte er einige Entschädigung zu finden. Aber diese Sucht nach ritterlichen Abentheuern hätte ihn jetzt beinahe in das größte Verderben gestürzt. Wie gewöhnlich war er eines Tages wieder nur mit einer sehr schwachen Begleitung ausgeritten, theils um mit der Jagd sich zu vergnügen, theils auch, wenn er auf herumstreifende Türken stoßen sollte *), sich zum Zeitvertreib mit diesen in einen Kampf einzulassen. Aber die Hitze des Tages war so groß, daß Richard endlich davon allzusehr ermattet, vom Pferde stieg, sich unter einen Baum auf die Erde warf und ganz unbesorgt dem Schlafe sich überließ.

daraus hervor, daß er zugleich mehrere Briefe nach Europa schrieb, in welchen er sich rühmte, daß er jetzt, da er alle Schwierigkeiten überwunden hätte, längstens bis Weihnachten oder gleich nachher Jerusalem, das heilige Grab und alle heiligen Orte den Ungläubigen entrissen haben würde. Nach Ostern, welches er noch an heiliger Stätte feiern wolle, denke er in England wieder einzutreffen.

*) Saladin hatte, bevor er nach Ramla zog, seinen Bruder, den Maleck al Adel mit einer hinreichenden Anzahl von Truppen zurückgelassen, um die Bewegungen der Christen zu beobachten. Dieses Observationskorps, weil nicht stark genug sich in ein Treffen einzulassen, mußte sich stets in einer gewissen Entfernung von dem christlichen Heere halten; aber dafür näherten sich demselben um so mehr und um so häufiger die türkischen Patrouillen; daher Richard immer hoffen konnte, auf eine derselben zu stoßen und sie niederzurennen sich die Freude zu machen. — Das Wort Patrouille ist freilich eigentlich kein deutsches Wort; da es aber seit länger als einem Jahrhundert in dem gesellschaftlichen Leben von Hohen und Niederen, von Gebildeten und Ungebildeten gebraucht wird, so glaubten wir, daß es dadurch in unserer Sprache, wo nicht das Bürgerrecht, doch das Beisassenrecht erhalten haben könnte, und wir es daher auch in der Schriftsprache gebrauchen dürften.

Es dauerte nicht lange, so weckte ihn das Geräusch einiger sich nahenden Türken. Schnell bestiegen der König und dessen Begleiter ihre Pferde. Jetzt nahmen die Türken die Flucht, schnell der König ihnen nach; aber plötzlich brach aus einem Hinterhalte ein zahlreicher Haufen Türken hervor, die den König und seine Begleiter von allen Seiten umringten; und schon streckten türkische Hände sich aus Richard zu ergreifen, als der großherzige Ritter Depreux *) ihnen zurief: „nicht dieser, sondern er sey der König." Die Türken voll Jubel, den furchtbaren, für sie so schreckbaren König von England zu ihrem Gefangenen zu machen, ließen sich jetzt um so mehr noch täuschen, als sie des Ritters prachtvolle Kleidung und dessen mit edeln Steinen geschmückten Gürtel erblickten; sie ließen also von Richard ab, drängten sich sämmtlich an den vermeintlichen König, während der wahre König einen günstigen Augenblick benutzend, durch schleunige Flucht sich zu retten suchte. Auf dem Rückwege begegnete er mehreren seiner Ritter, die, wie sie schon oft gethan, ihn, weil er in so schwacher Begleitung ausgeritten war, aufsuchen wollten, und von denen er aber auch jetzt, obgleich ohne sich zu bessern, sehr ernste, warnende und zum Theil strafende Worte hören mußte. Die Befreiung des Ritters, der sich so edelmüthig für ihn aufgeopfert hatte, ließ sich Richard sehr angelegen seyn, erhielt sie auch bald von dem Sultan, und Depreux ward gegen zwölf gefangene vornehme Türken in Freiheit gesetzt **).

---

*) So nennt diesen Ritter Sismondi in seiner Geschichte der französischen Literatur. Den englischen Geschichtschreibern zufolge soll er Wilhelm von Prabelle geheißen haben. Es ist immer zu bedauern, wenn der Name edler, besonders einer großen Selbstaufopferung fähiger Menschen sich allzufrühe in dem Dunkel verflossener Zeiten verliert.

**) Die Befreiung des Ritters war keine leichte Sache; nur

5. Nach einem Aufenthalte von sieben Wochen in dem Lager von Joppe brach endlich das Heer wieder auf; aber, was eine natürliche Folge des bisher geführten schwelgerischen Lebens war, mit nur noch mehr geschwächter Kraft und weit weniger kriegerischem Muthe; von Begeisterung war gar keine Sprache mehr. Indessen war Saladin, während die Christen in Unthätigkeit schwelgten, mit einem Theil seines Heeres nach Jerusalem gezogen und hatte diese Stadt durch Anlegung einer Menge neuer Festungswerke in trefflichen, und wie man sprüchwörtlich zu sagen pflegt, unüberwindlichen Vertheidigungsstand gesetzt. Da das zerstörte Askalon jetzt keinen strategischen Werth

---

der König selbst, der jenen als einen ihm vorzüglich werthen Vertrauten dem Sultan bezeichnete, konnte sie bewirken; denn nach der grausamen Ermordung so vieler Muselmänner bei Ptolemais hatte Saladin, wie wir schon berichtet, den Befehl gegeben, alle gefangenen Christen sogleich an Ort und Stelle hinzurichten. Wir können uns nicht enthalten, bei dieser Gelegenheit wieder von einem ungemein schönen Zuge in dem Charakter Saladins einige Erwähnung zu machen. Er ließ nämlich eines Tages einen gefangenen christlichen Officier — man weiß nicht warum, vielleicht weil derselbe zu den Vornehmeren gehörte, sich vorführen. Als dieser eintrat, fuhr ihn der Sultan hart an: „Nicht wahr," sprach er mit zürnender Stimme, „jetzt zitterst du für dein Leben, weil du weißt, daß das unschuldig vergossene Blut so vieler Gläubigen deinen Tod verlangt." „Nein, gnädiger Herr!" erwiederte der Gefangene, „zwar zitterte ich wirklich, und hielt mich für verloren, als ich vor dich geführt ward; sobald ich aber dein mildes, menschenfreundliches Antlitz erblickte, verschwand sogleich wieder alle Furcht bei mir." Saladin schwieg einige Augenblicke, heftete dann einen theilnehmenden Blick auf seinen Gefangenen, ließ ihn nun auch nicht hinrichten, sondern befahl blos, ihn nach Damascus zu dem allda errichteten großen Gefangenendepot abzuführen.

mehr für das Pilgerheer hatte, zog dasselbe nach Ramla. In der thörigten Meinung, daß, weil der Weg nach Jerusalem jetzt offen stünde, man unverzüglich dahin ziehen und der heiligen Stadt mit leichter Mühe sich bemächtigen werde, waren viele tausend Christen aus ganz Syrien zu dem christlichen Heere geeilt, so daß dieses jetzt weit zahlreicher als je war. Aber die Neuangekommenen, in den Waffen wenig oder gar nicht geübt, waren größtentheils zum Kriegsdienste unbrauchbar, dem Heere zur Last, und die vielen, obgleich unnützen, aber die Vorräthe verzehrenden Mäuler machten bald, daß es dem Heere an Lebensmitteln zu gebrechen anfing. Zudem ward die Jahreszeit immer ungünstiger, man befand sich am Ende Dezembers (1191). Gewaltige Regengüsse erschwerten, ja hemmten sogar bisweilen den Marsch. Das von dem unaufhörlichen Regen durchnetzte und völlig durchweichte Brod ward, wo nicht ganz ungenießbar, doch bis zum Eckel erregend unschmackhaft. Auch das Fleisch fing an zu faulen, die Kleider zerrissen, die Harnische rosteten und die gemeinen Pilger wurden immer muthloser und unzufriedener. Unter diesen Umständen ward also in einem gehaltenen Kriegsrath der sehr vernünftige Beschluß gefaßt, nicht nach Jerusalem vorzurücken, viel weniger diese Stadt jetzt zu belagern; indem man ja offenbar Gefahr lief, jetzt, besonders da Saladin sich den Christen wieder genähert hatte, zwischen der Stadt und einem, den Christen alle Zufuhr abschneidenden türkischen Heere eingeschlossen zu werden *). Richard befahl also dem Heere nach

*) Wäre das Pilgerheer, statt über sieben Wochen lang sich bei Joppe recht weidlich zu pflegen und sich gütlich zu thun, damals nach Jerusalem in Eilmärschen vorgerückt, so wäre es möglich gewesen, sich der Stadt, vielleicht sogar durch einen sogenannten Handstreich (coup

Askalon zu ziehen. Aber diesem Befehle ward nicht allgemein gehorcht. Viele Pilger und beinahe alle Franzosen verließen das Heer und eilten entweder nach Ptolemais, oder auch, und zwar in noch größerer Menge nach Tyrus. Der bei weitem größte Theil des Heeres blieb jedoch bei seiner Fahne, und mit diesem kam Richard in der zweiten Hälfte des Monates Januar (1192) bei Askalon an.

6. Die Mauern und Thürme der Stadt sollten nun wieder auferbauet werden. Aber auch darüber gerieth Richard bald wieder mit den Fürsten und Herren in einen, die Arbeit störenden und verzögernden Streit. Die schnelle Wiederauferbauung Askalons lag dem Könige ungemein am Herzen, er betrieb sie daher mit der größten Thätigkeit, und das ganze Heer, Vornehme wie Geringe, selbst Geistliche arbeiteten mit gleichem Eifer an der Wiederherstellung der Thürme und Mauern. Aber statt durch freundliches und mildes Zureden, durch Versprechungen und Belohnungen die Arbeiter zu ermuntern und zu befeuern, sprach Richard stets nur in seinem gebieterischen, herrischen, oft drohenden Tone; dadurch wurden nun die Niedern und Geringern entmuthiget und die Vornehmern oft gröblich beleidiget. Richard schonte selbst der Fürsten nicht, denn als er z. B. eines Tages zu bemerken glaubte, daß die Arbeit unter den Händen des Herzogs Leopold von Oestreich

de main) zu bemächtigen. Aber jetzt war Jerusalem ungleich stärker befestiget, hatte eine noch weit zahlreichere Besatzung, dabei Ueberfluß an Lebensmitteln, und die nun eingetretene Winterszeit war wahrhaftig nicht geeignet, eine so sehr befestigte und mit Allem so wohl versehene Stadt zu belagern, und zwar gar noch unter den Augen eines, den Belagerern nun bald im Rücken stehenden, zahlreichen feindlichen Heeres.

nicht rasch genug vorwärts schreite, fuhr er denselben sehr hart an, worauf aber der Herzog ihm antwortete: „Sein Vater sey kein Maurer gewesen, er daher auch in diesem Handwerke noch nicht sehr geübt." Darüber entstand zwischen dem leicht zu entflammenden König und dem Herzog ein heftiger, mit zunehmender Bitterkeit geführter Wortwechsel, wodurch jedoch, da auch die andern Fürsten die dem Herzog zugefügte Beleidigung mit demselben theilten, nun die Arbeit nichts weniger als sehr befördert ward. Auch mit dem Herzog von Burgund gerieth Richard in einen Streit, der ebenfalls verderbliche Folgen hätte herbeiführen können. Sämmtliche Franzosen waren nämlich an Geld ganz entblößt, der Herzog begab sich also zu dem Könige und bat ihn, daß er ihm zur Bezahlung des rückständigen Soldes seiner Ritter und Dienstleute eine bedeutende Summe Geldes, jedoch unter der Bedingung pünktlicher Zurückzahlung, vorschießen möchte. Aber Richard wieß dieses Begehren zurück und machte dabei noch die, für den Herzog empfindliche Bemerkung: „er habe ihm schon in Ptolemais genug Geld gegeben, wovon bis jetzt noch nichts zurückbezahlt worden sey. Im höchsten Grade aufgebracht verließ der Herzog den König, und um den weitern Aufbau von Askalon sich nicht weiter mehr bekümmernd, zog er mit allen seinen Franzosen nach Ptolemais. Hier kam er in einem, für die Genueser sehr erwünschten Augenblicke an. Diese waren nämlich jetzt mit den Pisanern in offener Fehde; aber der Herzog kam ihnen, in Verbindung mit dem Markgrafen von Tyrus zu Hülfe, jedoch bei weitem nicht mit dem erwünschten und gehofften Erfolge. Die Pisaner behielten die Oberhand und schloßen sämmtliche Thore ihrer Stadt, worauf Conrad diese sogleich zu belagern anfing, die Pisaner aber den König unverzüglich von der der Stadt drohenden Gefahr benachrichtigten.

7. Die Lage, in welcher jetzt der König sich befand, nachdem so viele Pilger und sämmtliche Franzosen ihn verlassen hatten, war nicht die beste. Zudem hatte er auch gerade aus England einige nicht sehr angenehme Nachrichten, wahrscheinlich von seiner Mutter, der Königen Eleonora, erhalten. Er wünschte demnach den Krieg, jedoch auf eine für ihn ruhmvolle Weise zu beendigen, und suchte daher mit Saladin neue Friedensunterhandlungen anzuknüpfen. Der Brief, den er dem Sultan schrieb, lautete also: „Schon lange genug erwürgen sich gegenseitig Christen und Muselmänner. Das Land wird von beiden Theilen verwüstet und der Schade, den unsterbliche Seelen dadurch leiden, ist sicher noch weit größer, als der Verlust an zeitlichem Gut. Den Forderungen eines heiligen Krieges ist vollkommen Genüge geleistet. Es bleibt nur noch übrig, über Landschaften, über die Stadt Jerusalem und das heilige Kreuz sich zu vergleichen. Was die heilige Stadt betrifft, so entsprang dort die Quelle unserer heiligen Religion, wir können und dürfen sie euch nicht überlassen, wenn es auch jedem von uns, bis zum geringsten Pilger, das Leben kosten sollte. In Ansehung der Landschaften aber begehren wir nur jene, welche diesseits des Jordans liegen. Das heilige Kreuz, welches für uns einen so hohen, für euch aber gar keinen Werth hat, werdet ihr gewiß sehr gerne zurückgeben. Kommt dieser billige Friede zu Stande, dann können wir, wie auch ihr, wieder in die Heimath zurückkehren und von den bisherigen schweren Anstrengungen ausruhen.“ Nach kurzer Berathung mit seinen Emirs gab Saladin, dem Richards mißliche Lage nicht unbekannt war, und dem gerade jetzt auch der Markgraf Conrad Anträge zu einem geheimen Bündniß gemacht hatte, auf das erhaltene Schreiben folgende trotzige Antwort. „Jerusalem ist den

Bekennern des Islams eben so heilig als den Christen, weil unser großer Prophet von da aus seine nächtliche Reise zum Himmel antrat, auch die Engel sich allda gewöhnlich versammeln. Glaubt also ja nicht, daß wir diese Stadt euch jemals preisgeben werden. Die Landschaften gehören von alten Zeiten her uns und wenn ihr sie früher, zu einer Zeit der Schwäche der Muselmänner erobert habt, so wurdet ihr mit Recht daraus wieder vertrieben. Das Kreuz, obgleich für uns ein Gegenstand des Aergernisses, werden wir dennoch nicht herausgeben, weil wir die dadurch dem einzigen, wahren Gott zugefügten Entehrungen nicht länger dulden dürfen. Sollten wir es euch je zurückgeben, so müßte dessen Rückgabe mit ungemein großen Vortheilen für den Islam und dessen fromme Bekenner verbunden seyn." Diese Antwort überbrachte Saladins, den Christen schon bekannte, weil früher schon einigemal in das christliche Lager gesandte Geheimschreiber Sania, ein in den Geschäften nicht wenig geübter Staatsmann, dem Könige Richard, der, eine solche stolze Beantwortung seines Briefes nicht erwartend, die angeknüpften Unterhandlungen sogleich wieder abbrach *).

*) Ohne des Markgrafen Conrads ganz unerwartete Dazwischenkunft würde Saladin eine weit gemäßigtere, zu weiteren Unterhandlungen führende Antwort gegeben haben; denn auch er wünschte, vielleicht noch sehnlicher als Richard, den Frieden. Seit der unglücklichen Schlacht bei Arsuf waren die Türken mehr als jemals des Krieges überdrüßig, besonders ward bei vielen Emirs das Verlangen nach Frieden immer dringender. Ehemals, das heißt vor der Ankunft der französischen und englischen Pilgerheere, gewöhnt, durch Beute sich zu bereichern, waren sie jetzt, da sie statt der Beute in allen Gefechten nur Wunden und Schläge von den Christen erhielten, dabei auch Pferde und Waffen verloren, größtentheils so verarmt, daß sie ihren erlittenen

## XIV.

**Offene Fehde zwischen König Richard und dem Markgrafen Conrad von Tyrus. — Neue Friedensunterhandlungen zwischen dem Könige und dem Bruder des Sultans. — Unbedeutende, jedoch für die Christen stets siegreiche Gefechte selbst während der Dauer der Friedensunterhandlungen.**

1. Markgraf Conrad von Tyrus, entweder falsch berichtet oder auch blos wegen Richards bisherigen feindseligen Benehmens gegen ihn nicht ohne Grund befürchtend, daß der König von England damit umgehe, ihm seine Gemahlin Isabella und mit dieser auch seine Ansprüche auf das Königreich zu entreissen, und die Krone von Jerusalem nicht blos auf dem Haupte Guido's von Lusignan zu befestigen, sondern auch für dessen Nachkommenschaft erblich zu machen, aber dabei auch wohl einsehend, daß er allein und ohne Bündniß mit einem anderen mächtigen Fürsten dem gewaltigen, jetzt an der Spitze eines zahlreichen Heeres stehenden englischen Könige nicht lange würde widerstehen können, schickte in das türkische Lager bei Ramla an den Sultan einen geheimen Abgeordneten, der ihm ein Bündniß mit dem Markgrafen antrug. Conrad erbot sich, dem englischen König den Krieg zu erklären, mit seiner ganzen Macht Ptolemais zu belagern und die Stadt, nach deren Eroberung, dem Sultan wieder zurückzugeben; jedoch unter der Bedingung, daß Saladin ihm die Städte Sidon und Berytus überlasse, und ihn in deren Besitz, so wie auch des Fürstenthums von Tyrus gegen alle seine Feinde schütze; kurz der Abgeordnete trug im Namen seines Herrn dem Sultan ein förmliches defen-

Verlust, besonders an Pferden und Maulthieren nicht mehr zu ersetzen im Stande waren, auch des Sultans leere Kassen ihren Bedürfnissen nicht befriedigend entgegenkommen konnten.

sives und offensives Bündniß gegen jeden ihrer gemeinschaftlichen Feinde an. Saladin, der Conrads Tapferkeit, kriegerischen Geist und Klugheit sehr wohl kannte, und eine nähere Verbindung desselben mit dem englischen König fürchten mußte, ward durch diesen Antrag auf das angenehmste überrascht, hielt es für einen großen Gewinn, aus einem so furchtbaren Feind einen ihm eben so nützlichen Bundesgenossen zu machen, zeigte sich daher zu dem ihm gemachten Antrag sogleich sehr geneigt und schickte nun ebenfalls bald darauf einen Abgeordneten nach Tyrus, welcher die angeknüpften Verhandlungen fortsetzen, dem Markgrafen den zukünftigen Besitz von Sidon und Berytus zuzusichern, ihn aber auch bewegen sollte, mit einer Kriegserklärung gegen König Richard nicht lange zu zögern, demnach mit seiner ganzen Macht, zu welcher der Sultan noch zahlreiche Hülfstruppen würde stoßen lassen, vor Ptolemais zu rücken. Zu einer Hauptbedingung machte es Saladin, daß alle in Tyrus gefangenen Muselmänner sogleich in Freiheit sollten gesetzt werden. Da von jetzt an Boten aus Tyrus immer häufiger in dem türkischen Lager ankamen, so konnten Conrads geheime Umtriebe für den König nicht lange ein Geheimniß bleiben, besonders als endlich auch der Fürst Rainald, als Gesandter des Markgrafen, in dem türkischen Lager, welches jetzt Saladin von Ramla nach dem Schlosse von Nabrun, ganz in der Nähe des christlichen Heeres, verlegt hatte, ankam, und nicht nur eines wohlwollenden, sondern auch eines höchst glänzenden Empfanges sich zu erfreuen hatte *).

*) So z. B. ward für den Fürsten ein ungemein prächtiges, mit den reichsten Geräthschaften versehenes Zelt errichtet, ganz der Art, wie man es nur für einen König bei dessen Besuch zu errichten pflegte; auch zog er ihn an seine Tafel, wo er ihn mit nicht minderer Pracht bewirthete.

Um der ihm auch jetzt von dieser Seite drohenden Gefahr bei Zeiten entgegenzutreten und alle möglichen verderblichen Folgen der geheimen Umtriebe Conrads gleich in ihrer Geburt zu vereiteln, zog Richard mit einem Theil seiner englischen Schaaren nach Ptolemais, welches Conrad jetzt schon zu belagern angefangen hatte, aber bei der Annäherung Richards sich sehr weislich sogleich wieder nach Tyrus zurückzog. Der König forderte nun von dem Markgrafen, daß er, zum Beweise seiner loyalen Gesinnungen, eine bedeutende Anzahl von Truppen zu dem bei Askalon lagernden Pilgerheere senden sollte. Natürlicher Weise ward diese Forderung von Conrad, der schon wegen des Gegentheils mit dem Sultan unterhandelte, trotzig zurückgewiesen; und als jetzt alle Mittel, den Markgrafen zur Unterwerfung, das heißt, zur Dienstleistung, zu welcher er verpflichtet war, zu bewegen, fruchtlos blieben; so erklärte Richard, mit Zustimmung eines Theils seiner Barone und Ritter, den Markgrafen Conrad aller seiner Länder und Einkünfte, so wie aller durch den mit König Guido geschlossenen Vertrag ihm zugestandenen Rechte und Ansprüche auf immer für verlustig. Diesen Beschluß zu fassen war nicht schwer, aber ihn zu vollziehen stand weder in der Macht Richards, noch auch der anderen Fürsten.

2. Dieses nun offenbar feindliche Verhältniß mit dem mächtigen Markgrafen erzeugte in Richard auf das neue den Wunsch, sobald als möglich einen ehrenvollen Frieden zu schließen. Unter weit billigeren Bedingungen ließ er demnach dem Sultan neue Friedensanträge machen, denen Saladin sehr gerne Gehör gab; denn innigst erfreut über die, unter den Christen selbst herrschende Zwietracht und Feindschaft, daher in der Hoffnung, am Ende den

einen Theil gar noch mit Hülfe des anderen zu überwältigen, knüpfte er mit aller Bereitwilligkeit neue Verhandlungen mit Richard an, setzte aber auch jene mit Conrad fort, und hatte dabei die Absicht, die einen wie die anderen in die Länge zu ziehen, während dieser Zeit von den beiden Gegnern mancherlei Vortheile zu ziehen und endlich, so wie es sein Interesse erfordern würde, eine entscheidende Partei zu ergreifen. Den Auftrag, den Frieden zu vermitteln, gab Saladin wieder seinem Bruder Maleck-al-Adel. Aber zu dessen größtem Erstaunen machte Richard gleich bei der ersten Unterredung demselben den überraschenden Vorschlag, sich mit seiner Schwester, der verwittweten Königin Johanna von Sicilien zu vermählen. Saladin möchte alsdann seinem Bruder und dessen neuen Gemahlin die Stadt Jerusalem überlassen, wofür er, Richard, alles Land, was er von Ptolemais an bis Joppe und Askalon und überhaupt in Syrien besitze, seiner Schwester als Mitgift übergeben wolle. Malek-al-Adel und dessen Gemahlin sollten den Titel eines Königes und einer Königin von Jerusalem führen, den Templern- und Johanniterrittern ihre Güter, wie auch das heilige Kreuz an die Christen zurückgegeben werden. Ob es bei diesem Antrage Richards wahrer Ernst gewesen oder nicht, läßt sich mit Bestimmtheit nicht sagen. Immerhin konnte er glauben: in Betreff der Stadt Jerusalem, deren Endschicksal noch Ströme von Blut erfordert haben würde, ein schickliches Auskunftsmittel getroffen zu haben, denn käme dieselbe auch unter die Herrschaft eines muselmännischen Fürsten, so wäre doch dessen Gemahlin, die Königin, eine Christin, die sich das Wohl der Kirche und aller Christen stets sehr angelegen seyn lassen würde. Der Besitz der heiligen Stadt wäre dann gleichsam unter Christen und Muselmännern getheilt.

Zudem durfte Richard sich auch mit der Hoffnung schmeicheln, daß der edle Maleck, wenn in der Folge von frommen und gelehrten Bischöfen gehörig unterrichtet, und von den Bitten und Thränen einer geliebten Gemahlin unaufhörlich verfolgt, endlich wohl selbst zu dem Christenthum übergehen könnte. — Dem Bruder des Sultans gefiel Richards Antrag, der ihm die Aussicht auf einen Königsthron öffnete, ungemein wohl. Er ließ den Bohaeddin, den Freund seines Bruders, nebst noch vier andere bei dem Sultan sehr in Gunst stehende Emirs zu sich rufen und gab ihnen den Auftrag, den ihm von dem Könige von England gemachten Antrag dem Sultan vorzulegen, und dabei alles anzuwenden, um dessen Einwilligung dazu zu erhalten. Auch Saladin fand den Vorschlag annehmbar; aber er mißtrauete der Redlichkeit des Königes. Er besorgte, daß Richard keine andere Absicht dabei haben möchte, als — in der Voraussetzung, daß er, Saladin, die Vermählung seines Bruders mit einer christlichen Fürstin nicht genehmigen werde — die bisher unter den beiden Brüdern herrschende Eintracht zu stören und den Sultan eines ihm außerordentlich nützlichen, des Krieges eben so wie aller Geschäfte des Friedens kundigen Gehülfen zu berauben. Der schlaue Sultan gab also sogleich seine Einwilligung, die er auf mehrmaliges Befragen Bohaeddins, Malecks Abgeordneten, einigemal ganz bestimmt wiederholte. Wie es scheint, war jedoch Saladins Argwohn gegen die Aufrichtigkeit des Königes nicht ganz ungegründet; denn als ein Bote mit der Einwilligung des Sultans bei ihm ankam, ließ er, von dieser unerwarteten Bereitwilligkeit des Sultans überrascht, denselben gar nicht vor sich kommen, sondern dem Sultan und dessen Bruder sagen: zu seinem größten Mißvergnügen zeige seine Schwester zu dieser Verbindung eine beinahe unüberwindliche

Abneigung, indem sie glaube, daß ihre Religion ihr dieses nicht gestatte. Indessen hoffe er, sie endlich dennoch durch die Vorstellung dazu zu bewegen, daß ja wohl auch Maleck-al-Adel sich einst vielleicht würde taufen lassen. Zudem ließ er dem Maleck-al-Adel noch wissen, daß er, Richard, morgen selbst zu einer Unterredung sich bei ihm einfinden werde.

3. Wirklich begab sich auch Richard am folgenden Tage auf die türkischen Vorposten, wo Maleck, der für den König und dessen Gefolge drei sehr schöne und bequeme Zelte hatte errichten lassen, ihn erwartete. Da Richard mehrere, trefflich zubereitete Gerichte, von welchen er wußte, daß sie dem Geschmacke Malecks-al-Adel ganz besonders zusagten, mitgebracht hatte, so bewirtheten sich nun gegenseitig beide Fürsten. Richard schien ungemein heitern und frohen Sinnes zu seyn, und da er überhaupt den Gesang liebte, so äußerte er den Wunsch, auch die Singmethode der Muselmänner kennen zu lernen, worauf Maleck-al-Adel sogleich einen Sänger kommen ließ, dessen Gesang den König vollkommen befriediget haben soll. Obgleich die Unterredung lange dauerte, und Richard und Maleck einen ganzen Tag mit einander zubrachten, kennt man doch nicht genau, was unter ihnen verhandelt ward; nur so viel weiß man, daß Saladin alle seine schon gemachten Zugeständnisse von der Vermählung seines Bruders mit der verwittweten Königin von Sicilien abhängig machte. Nach dem Zeugniß englischer wie arabischer Geschichtschreiber faßten, bei dieser Gelegenheit, Richard und Maleck gegeneinander ein ungemein freundliches Wohlwollen, das auch nachher, wie wir sehen werden, eher zu- als abzunehmen schien und selbst unter veränderten Verhältnissen dasselbe blieb. Bevor Beide sich trennten, ersuchte Richard den Maleck, ihm eine Unterredung mit seinem Bruder, dem

Sultan zu bewirken. Maleck versprach dieses und versicherte den König, daß er sein Begehren bei dem Sultan auf das kräftigste unterstützen werde. Aber Saladin war durchaus dazu nicht zu bereden, sondern wiederholte die, schon einmal von ihm gegebene Erklärung, daß eine persönliche Zusammenkunft zweier, gegen einander Krieg führender Könige erst nach geschlossenem Frieden geziemend und anständig wäre. So unerwartet auch diese Antwort dem Könige war, so fand er es doch seinem Interesse nicht angemessen, die Verhandlungen jetzt abzubrechen. Er schickte daher einen vornehmen Ritter als seinen Abgeordneten an den Sultan und suchte die Weigerung seiner Schwester, die ihr vorgeschlagene Verbindung einzugehen, dadurch zu entschuldigen, daß sie, den Gesetzen ihrer Kirche zufolge, sich mit einem mohamedanischen Fürsten ohne die Einwilligung des Papstes nicht vermählen dürfe. Er, Richard, wolle aber diesfalls sogleich einen Boten nach Rom schicken, der längstens in sechs Monaten wieder zurückgekehrt seyn könnte und, wenn dieser eine abschlägige päpstliche Antwort zurückbringen sollte, dem Maleck-al-Adel alsdann eine seiner Nichten zur Gemahlin geben, bei deren Vermählung die Genehmigung des Papstes nicht erforderlich wäre; worauf aber Saladin die Freilassung aller Muselmänner, die noch als Gefangene in den Händen der Christen wären, als eine vorläufige nicht zu erlassene Bedingung aller fernern Verhandlungen machte.

4. Aber auch Saladin selbst hatte guten Grund, die Unterhandlungen fortzusetzen. Bei dem ganzen Heere und selbst bei den vornehmsten, einflußreichsten Emirs ward nämlich das Verlangen nach Friede immer heftiger; und als Saladin in einem zahlreich versammelten Kriegsrathe die Frage aufstellte, ob es jetzt nicht zweckmäßiger sey, mit dem Markgrafen

von Tyrus ein noch engeres Bündniß einzugehen, als den Frieden mit dem Könige von England zu schließen, besonders da jener die Versicherung gegeben habe, in kurzer Zeit noch mehrere andere Fürsten zu bereden, sich dem Bunde anzuschließen, sprachen dennoch alle Stimmen ohne Ausnahme sich für den Frieden mit dem Könige von England aus. Um also bei dem Heere dessen ohnehin schon so ungünstige Stimmung gegen die Fortsetzung des Krieges nicht noch zu vermehren und den Vorwurf sich zuzuziehen, vorsätzlich jede Gelegenheit, Frieden zu schließen, unbenutzt vorübergehen zu lassen, sah Saladin sich gezwungen, die Verhandlungen wenigstens dem Scheine nach fortzusetzen; und als er jetzt, da der Winter eingetreten war, nach türkischer Sitte den größten Theil seines Heeres bis zu dem nächstkommenden Frühling entließ und nur von seiner Leibwache begleitet nach Jerusalem ging, gab er seinem Bruder, der mit dem Ueberreste des Heeres in der Nähe der Christen blieb, die Weisung, seine Bemühungen zur Vermittelung des Friedens fortzusetzen *). Der wohlwollende Verkehr zwischen König Richard und dem Fürsten Maleck-al-Adel fing nun an immer lebhafter zu werden; beinahe jeden Tag schickten sie sich Geschenke und die freundlichsten Grüße, und es schien

*) Daß der Sultan gar nicht gesonnen war, mit den Christen Frieden zu schließen, dieses bezeuget Bohaeddin; denn in einer vertraulichen Unterredung mit demselben über diesen Gegenstand gestand er offenherzig, daß es ihm höchst unklug dünke, unter den jetzigen Umständen mit den Christen Frieden zu schließen, weil, wenn unter den gegenwärtigen, so günstigen Verhältnissen es ihm nicht gelingen sollte, der Herrschaft der Franken in Syrien eine Ende zu machen und sie sämmtlich auf immer aus dem Lande zu vertreiben, dieses noch viel weniger irgend einer seiner Nachfolger zu bewirken im Stande seyn würde.

wirklich, als ob ein wahres, jedem politischen Interesse fremdes Band der Freundschaft beide Fürsten miteinander verbinde. Indessen wurden doch durch alle bisherigen Unterhandlungen die Feindseligkeiten nicht unterbrochen. Richard versagte sich selten das Vergnügen, einen Haufen Türken niederzurennen, und wenn er in das Lager zurückkam, brachten die Knechte, die ihn und sein gewöhnlich nur kleines Gefolge begleitet hatten, stets eine Anzahl abgeschlagener Türkenköpfe mit. Richards Absicht dabei war, denjenigen den Mund zu schließen, die ihn einer allzugroßen Vertraulichkeit mit den Feinden beschuldigten. Das christliche Heer hatte indessen zwischen Ramla und Lydda, zwei verwüstete Städte, die Winterquartiere bezogen. Aber auch während dieser Zeit fielen unaufhörlich blutige Scharmützel und zum Theil auch ernsthaftere Gefechte vor, wobei Richard nicht selten ganz außerordentliche Beweise einer, mehr als heldenmäßigen Kühnheit und Tapferkeit gab. Eines Tages sprengte er, nur von vier Rittern begleitet, einen Haufen von hundert Türken auseinander, verfolgte hierauf die Fliehenden ganz allein, erreichte noch acht derselben, erschlug zwei davon und machte die übrigen zu Gefangenen *). Auch der Graf Leicester, obgleich von kleiner Statur und dem Anscheine nach auch schwacher physischer Kraft, gab jetzt einen Beweis, daß auch in einem unansehnlichen Körper oft eine Heldenseele wohne. Mit einer schwachen Begleitung war er ebenfalls auf Abentheuer ausgezogen, auf einen weit zahlreichern Haufen von Türken gestoßen und hatte sie in die Flucht getrieben.

*) Richards bloser Name war schon allen Türken so furchtbar geworden, daß, sobald sie, wie zahlreich sie auch seyn mochten, das Panier oder den bebuschten Helm des so sehr gefürchteten Königes erblickten, sogleich alle die Flucht ergriffen.

Aber mit unbesonnener Hitze verfolgten drei seiner Gefährten viel zu weit die fliehenden Türken, die, als sie sahen, daß jenen keine Unterstützung folgte, sie umringten und zu Gefangenen machten. Sobald Leicester dieses erfuhr, eilte er, die Gefangenen zu befreien. Aber plötzlich kamen von der andern Seite vierhundert mit Kolben, Lanzen und Bogen bewaffnete Türken herbei und umringten den Grafen und dessen wenige Begleiter so schnell, daß keine Flucht mehr möglich war. Leicester leistete den tapfersten Widerstand und kämpfte so lange gegen die auf ihn eindringenden Türken, bis endlich nach langer Anstrengung seine Kräfte schwanden und er sich kaum noch auf seinem Pferde halten konnte. Einem gewissen Tode sich weihend, umfaßte er mit beiden Händen den Hals seines Rosses und erwartete, ohne mehr Gegenwehr zu leisten, die Schläge und Hiebe seiner ihn von allen Seiten umgebenden Feinde. Aber gerade in diesem Augenblicke der höchsten Gefahr und als der Tod den Edeln zu ergreifen schon im Begriffe stand, kamen mehrere Ritter, und unter diesen auch der, dem Leser schon bekannte Despreux, der großmüthige Befreier König Richards, herbei, rannten sogleich mit gewöhnlichem Ungestümm gegen die Türken, erschlugen mehrere derselben, trieben die Uebrigen in die Flucht und führten unter lautem Jubel den Befreiten zurück, dessen Verlust das ganze Heer höchst schmerzhaft gefühlt haben würde. Richard fuhr indessen fort, mit der Gefahr gleichsam sein Spiel zu treiben; denn begegnete er keinen Türken, die er mit seiner unüberwindlichen Lanze niederrennen konnte, so wagte er sich auf der Jagd, ohne einen einzigen Begleiter an der Seite zu haben, an die wildesten Thiere. Auf einer solchen Jagd hatte eines Tages ein von Richards Lanze schon verwundetes, ungewöhnlich großes und wildes Schwein sich plötzlich wüthend gegen ihn gekehrt, auch schon das Kopfzeug

seines Pferdes zerrissen, als er mit bewunderns-würdiger Stärke noch zu rechter Zeit dem Thiere mit einem einzigen Hiebe den Kopf abschlug und es hierauf ganz ruhig, als wenn es nur eine Kleinigkeit gewesen wäre, seinen Jägern übergab. Indessen wurden doch die Friedensunterhandlungen fortgesetzt, die sich auch bis zu dem Monate März hinzogen, wo Richard sie plötzlich abbrach. Zum Vorwande diente ihm des Sultans abschlägige Antwort, das Schloß Krack zu schleifen; die Hauptursache war jedoch Richards bekannte Unbeständigkeit des Characters und dessen sich nicht selten kundgebender Wankelmuth in seinen, obgleich bisweilen sehr reiflich genommenen Beschlüssen *).

## XV.

Auferbauung von Askalon. — Mühseligkeiten der Pilger in dem Lager bei dieser Stadt. — Richards Entschluß nach England zurückzukehren. — Wahl des Markgrafen Conrad zum König von Jerusalem und dessen bald darauf erfolgte Ermordung. — Heinrich, Graf von Champagne, folgt dem Ermordeten auf dem Throne von Palästina.

1. Auf den Rath der Tempel- und Johanniterritter zog Richard mit seinem Heere nach Askalon, um die früher unterbrochene und nur wenig fortgeschrittene Wiederauferbauung dieser, wegen ihrer Lage

*) Laut, und wahrscheinlich nicht ohne Uebertreibung, tadelten und rügten die Morgenländer Richards Unbeständigkeit. Ein gleichzeitiger arabischer Geschichtschreiber sagt: „So oft noch eine Uebereinkunft mit dem König von England zu Stande kam, so oft machte er dieselbe auch wieder rückgängig. War eine Angelegenheit abgemacht, so änderte er stets wieder die schon festgesetzten Bestimmungen, oder erhob neue Schwierigkeiten; hatte er sein Wort gegeben, so nahm er es nicht selten wieder zurück; und wenn er Geheimhaltung einer Sache forderte, so war er der erste, der das Geheimniß nicht zu bewahren wußte."

an den Grenzen Aegyptens, so wichtigen Stadt wieder zu unternehmen. Als dieser Entschluß bekannt ward, verließen alle Franzosen das Heer. Die, welche Geld hatten, gingen nach Ptolemais, wo nur Freude und Wohlleben sie erwarteten; die meisten begaben sich zu dem Herzog von Burgund, der, seit der offenen Fehde zwischen Richard und Conrad, nach Tyrus gezogen war und seit dieser Zeit sich fest zu dem, ihm und seinem Herrn, dem Könige von Frankreich, befreundeten Markgrafen hielt. Obgleich dadurch, so wie durch die Entweichung vieler anderer Pilger nach Joppe, das Heer sehr geschwächt ward, brach nun Richard mit demselben auf und zog über Ramla nach Askalon. Da seit der Eroberung von Ptolemais der Sultan größtentheils den Krieg blos durch Zerstörung der Städte und Burgen geführt, und dadurch viele tausend Menschen brod- und obdachlos gemacht hatte, so wurden diese dem Könige jetzt ungemein nützlich und er soll über zwanzigtausend solcher Leute bei dem Bau von Askalon und noch einiger anderen zerstörten Burgen angestellt, ihnen dadurch Nahrung verschafft und neue bleibende Wohnsitze angewiesen haben. Saladin machte nicht den mindesten Versuch, den Bau zu stören, und zwar in der zuversichtlichen Hoffnung, daß die unter den Christen stets herrschende Uneinigkeit in kurzer Zeit den Bau weit mehr als seine Waffen stören würden.

2. In dem Lager bei Askalon hatten die Pilger in den ersten Monaten mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen, und besonders lästig war es ihnen, sich mit einer, nur äußerst sparsam ihnen zugetheilten Nahrung begnügen zu müssen. Da nämlich die Türken, in der Nähe wie in der Ferne, in zahlreichen Haufen herumschweiften, so war es äußerst gefährlich, aus der umliegenden Gegend Lebensmittel herbei zu

schaffen, und bei der, in der gegenwärtigen äußerst gefahrvollen und daher größtentheils unterbrochenen Schifffahrt, konnten auch nur sehr selten mit Lebensmitteln befrachtete Schiffe ankommen. Mehrere Schiffe von der englischen Flotte, wie auch noch andere Fahrzeuge, die trotz der jetzt auf dem Meere herrschenden Stürme es gewagt hatten, das Heer mit Lebensmitteln zu versehen, wurden im Angesichte des Hafens von Askalon von den Wellen verschlungen, und einige Schiffen, denen es gelang in den Hafen einzulaufen, waren so schwach befrachtet, daß deren Ladung für die Bedürfnisse des Heeres bei weitem nicht hinreichend waren. Bis zum Frühjahre stieg also mit jedem Tage bei den Pilgern der Mangel an Lebensmitteln, und ward endlich für Viele so drückend, daß sie heimlich aus dem Lager entwichen und nach andern Städten eilten, wo sie volle Nahrung und größere Bequemlichkeiten zu finden hoffen konnten. Indessen fand dennoch auch hier Richard bald wieder Gelegenheit, seinen kriegerischen Ruhm durch eine glänzende Waffenthat in den Augen der Türken noch um Vieles zu vermehren. Um die Lage der festen Burg Darum, die er zu belagern und zu erobern schon im Sinne hatte, und in deren Besitze er des Sultans Verbindung mit Aegypten von dieser Seite abschneiden konnte, genauer zu erforschen, zog er mit einer nicht sehr zahlreichen, aber auserlesenen Ritterschaft dahin. Als er schon gar nicht mehr sehr ferne von dieser Burg war, erfuhr er durch seine Kundschafter, daß auch eine sehr starke Schaar Türken mit zwölfhundert gefangenen Franzosen, die nach Aegypten gebracht werden sollten, im Anzug wäre, um in Darum zu übernachten. Richard ging ihnen entgegen, überfiel die Feinde, als sie schon ganz nahe bei der Burg waren, so plötzlich, daß die Türken, ohnehin schon geschreckt bei dem Anblicke des gefürchteten Königs, nach kurzer Gegenwehr, mit Zurücklassung ihrer Ge-

fangenen, ihr Heil in der Flucht suchten; froh, ohne weiteren Verlust die Burg noch erreichen zu können. Mehrere Muselmänner waren in dem kurzen Gefechte erschlagen worden; größer war die Zahl der Gefangenen, unter welchen zwanzig der vornehmsten Türken sich befanden, auch ward eine nicht allzukleine Anzahl der kostbarsten Pferde bei dieser Gelegenheit die Beute des, stets eben so siegreichen als kampflustigen Königes; und endlich waren die befreiten zwölfhundert Franzosen für Richards Heer, besonders in dem gegenwärtigen Augenblicke, eine sehr willkommene Verstärkung. Unter großem Jubel feierten die Pilger bei Askalon das Osterfest. Was ihre Freude ganz ungemein erhöhet hatte, war die Nachricht von der wunderbaren Selbstentzündung der Lampen in der Kirche zum heiligen Grabe *). Richard speißte an diesem großen Festtage alle Pilger unter einem großen Zelte, in welchem über zweihundert Mann Raum hatten, die, nachdem sie sich gesättiget hatten, wieder andern zweihundert Mann ihren Platz übergaben.

3. Gleich nach Ostern wollte Richard die kriegerischen Operationen wieder anfangen und den Feldzug mit der Belagerung und Eroberung von Gaza und Darum eröffnen. Aber Ereignisse, die er wahrscheinlich nicht erwartet hatte, beschäftigten ihn jetzt plötz-

---

*) Wie erzählt wird, war Saladin selbst in der Kirche gegenwärtig, erklärte alles für eine blose Gaukelei, ließ daher zweimal die Lampen wieder auslöschen. Als sie sich aber zum drittenmale von selbst entzündeten, soll er nachdenkend geworden seyn und das Wunder als ein Vorzeichen entweder des baldigen Falles von Jerusalem, oder seines eigenen, ihm nahe bevorstehenden Todes gehalten haben. Wir werden bald sehen, daß diese letztere Deutung, wenn anders hier etwas zu deuten gewesen seyn würde, die rechte gewesen wäre.

lich auf einer ganz anderen Seite. Gegen April, gleich nach Wiedereröffnung der Schifffahrt, kam nämlich der Prior von Hereford als Abgeordneter der hohen Geistlichkeit Englands bei dem Könige an. Die Nachrichten, die er brachte, waren nichts weniger als sehr erfreulicher Art. Er meldete seinem Herrn die jetzt allgemeine, in dem Königreiche herrschende Verwirrung, die unerhörten Anmaßungen seines Bruders, des Prinzen Johann, der den von Richard ernannten Reichsverweser, den Erzbischof von Ely, aus dem Lande getrieben hätte, und über dessen schrankenlose Willkühr und tyrannischen Launen ganz England in einer furchtbaren Gährung sey. Meutereien, Räubereien und Gewaltthätigkeiten jeder Art seyen allda jetzt gleichsam an der Tagesordnung. Der Prior bat also den König dringend, unverzüglich in sein Königreich, das seiner Hülfe so sehr bedürfte, zurückzukehren. Die Vorstellungen und Bitten des Priors blieben nicht unerhört. Richard versprach ihm, seine Abreise eifrigst zu beschleunigen und ohne alle weitere Zögerung dieselbe schon in wenigen Tagen anzutreten. Für jetzt war auch Richard fest dazu entschlossen. Er versammelte daher sämmtliche Prälaten und Barone, theilte ihnen die aus England erhaltenen Nachrichten mit und erklärte, daß das Wohl seines Reiches und die Erhaltung der Ruhe in demselben seine schleunige Abreise gebieterisch erfordere. Aber er wolle dreihundert Ritter und zweitausend auserlesene Fußgänger mit den zu ihrer Besoldung nöthigen Summen zum Dienste des heiligen Landes zurücklassen, auch seinen Engländern die Wahl lassen, entweder bei dem Heere in Palästina zu bleiben oder mit ihm nach England zurückzukehren.

4. Aber diese Erklärung des Königes war den versammelten Herren eben so unerwartet als unwill-

kommen. Sie suchten Richard wo möglich in seinem Entschlusse wankend zu machen. Sie erinnerten ihn an die glänzenden Thaten, die er in dem gelobten Lande verrichtet, an die großen Strecken Landes, die er schon von den Ungläubigen gewonnen, und daß nur noch Jerusalem übrig wäre, dessen Eroberung seinem kriegerischen Ruhme eine unverwelkliche Krone aufsetzen würde; sollte jedoch, fügten sie am Ende hinzu, sein Entschluß, das Heer zu verlassen, unerschütterlich fest bei ihm stehen, so wäre es doch seine heilige Pflicht, vorher noch für das verwaiste Königreich in so ferne zu sorgen, daß dasselbe einen König erhalte, der im Stande wäre, das Gewonnene zu behaupten, das früher Verlorene wieder zu erobern, das Königreich nach und nach wiederherzustellen und demselben seinen ehemaligen, nun so sehr erloschenen Glanz wiederzugeben. Aber dazu sey König Guido von Lusignan nicht geeignet und der Markgraf Conrad der einzige Fürst, der durch seine Tapferkeit, Kriegskunde und Klugheit, wovon er schon so viele glänzende Beweise gegeben, den Erwartungen der Christen in Palästina entsprechen könne. Sie erklärten am Ende sogar, daß wenn ihre Wünsche unerfüllt bleiben sollten, alle Prälaten und Barone entschlossen wären, das heilige Land auf der Stelle zu verlassen. So überraschend für Richard auch dieser Antrag war, so fühlte er doch die Wichtigkeit der Gründe, auf welchen derselbe beruhete. Er hatte bisher Zeit und Gelegenheit gehabt, den Guido näher kennen zu lernen, schätzte daher dessen Tapferkeit und persönliche Liebenswürdigkeit, konnte aber von dessen höheren Einsichten und Regententalenten nichts weniger als sehr große Begriffe haben. Richard gab also zu der Wahl der Prälaten seine Einwilligung, jedoch schon auf Mittel und Wege sinnend, seinen Freund und Lands-

mann Lusignan auf eine andere ihn vollkommen befriedigende Weise zu entschädigen. Ohne Zeit zu verlieren, schickte er jetzt seinen Vetter, den Grafen Heinrich von Champagne mit noch zwei Rittern nach Tyrus, mit dem Auftrage, dem Markgrafen dessen Wahl zum Könige von Jerusalem bekannt zu machen, ihn hierauf zu ersuchen, den Oberbefehl über sämmtliche, nach Richards Abreise noch in dem heiligen Lande zärückbleibenden Truppen zu übernehmen und dann den Markgrafen mit allen, einem Könige gebührenden Ehrenbezeugungen nach dem Lager der Pilger zu begleiten.

5. Conrad erstaunte nicht wenig, als er die Botschaft des Königs vernahm, aber noch immer dessen Aufrichtigkeit mißtrauend, sprach er mit zum Himmel gehobenen Händen folgende, die Bewegungen seines Gemüthes kundgebende Worte aus: „Großer Gott! wahrer, allmächtiger König aller Könige, wenn du mich zum Beherrscher deines Reiches auserkoren hast, so gewähre mir auch wirklich die Krone desselben; ist dies aber nicht dein allerheiligster Wille, so gib nicht zu, daß ich eitler Hoffnung mich hingebe. Als die Nachricht von der Thronerhebung des Markgrafen in Tyrus bekannt ward, erschallte lauter, allgemeiner Jubel in der ganzen volkreichen Stadt; besonders waren die Ritter, Knappen und übrigen Dienstleute voll Freude und Lust, nun bald unter der siegreichen Anführung des neuen Königes gegen die Türken zu streiten, und feierten jetzt schon ihre künftigen Erfolge durch Ritter- und Waffenspiele und mancherlei andere Kunstgefechte. Aber auch alle Einwohner von Tyrus, die Vornehmen wie die Geringen, erwarteten mit Sehnsucht den frohen Tag der Krönung ihres allgemein beliebten Herrn zum Könige von Jerusa-

lem, und die Ritter borgten schon von allen Seiten Geld, um an dem Krönungstage in desto geschmückterem und prachtvollerem Anzug zu erscheinen. Aber bei allem dem war Conrads Zutrauen zu der Redlichkeit des Königes doch so schwach, daß er auch jetzt noch die Unterhandlungen mit Saladin fortsetzte und, weil der Krone von Jerusalem sicher, auf schleunigen Abschluß derselben drang. Saladin war dazu nicht abgeneigt, und nun kam zwischen ihnen folgender Vertrag zu Stande: Der Markgraf solle ohne fernere Zögerung dem Könige und den syrischen christlichen Fürsten den Krieg erklären. Was jeder von beiden, Saladin und Conrad, mit eigenen Mitteln gewinnen würden, sollte auch jedem verbleiben. Auch die Städte, welche durch vereinte Macht würden erobert werden, sollten dem Markgrafen bleiben, und nur die darin befindlichen gefangenen Muselmänner, nebst der ganzen, in einer solchen Stadt gewonnenen Beute dem Sultan anheimfallen; der von den Christen schon eroberte Landstrich an der Küste von Palästina sollte ebenfalls, jedoch mit Ausnahme der Stadt Askalon, Conrad verbleiben und in Ansehung der Theilung des Königreiches von Jerusalem machte Saladin dem neuen König die nämlichen Zugeständnisse, die er schon früher auch dem König Richard gemacht hatte. Nach diesem auffallenden Beweis von Conrads großem Mißtrauen in die Absichten Richards ist es sehr begreiflich, daß er auch dessen Einladung, sich zu dem Heere bei Askalon zu begeben, unter verschiedenen, so gut als möglich ersonnenen Vorwänden nicht folgte, und dem Grafen von Champagne und dessen Rittern auftrug, ihn diesfalls bei dem Könige zu entschuldigen.

6. Conrad blieb also in Tyrus zurück, aber zu seinem eigenen größten Verderben, denn vier Tage

darauf fiel er unter den Dolchen zweier Assassinen; die beiden Mörder befanden sich noch im Jünglingsalter, hatten durch scheinbaren Uebertritt zum Christenthum und erheuchelte Frömmigkeit das Vertrauen des Markgrafen zu erschleichen gewußt, und erwarteten schon seit einiger Zeit ganz ruhig den zur Ausführung ihres Vorhabens günstigen Augenblick, und dieser ergab sich, als der Markgraf von einem, ihm von dem Bischof von Beauvais gegebenen Festmahle, nur von zwei Rittern begleitet, nach seinem Palaste zurückkehrte. In einer sehr engen Straße näherten sich die beiden Assassinen, jeder von einer anderen Seite, dem Markgrafen. Der Eine überreichte ihm eine Bittschrift, und während Conrad dieselbe las, stießen beide verruchte Buben unter dem Ausrufe: „Du sollst nun weder Markgraf noch König mehr seyn," ihm ihre Dolche in die Brust. Der eine der beiden Mörder ward auf der Stelle niedergehauen, der andere suchte zu entfliehen, ward aber ergriffen und, peinlich befragt, was oder wer ihn zu dieser ruchlosen That bewogen oder verleitet habe, machte der junge Bösewicht, der, wie alle seine Genossen, seinen Herrn, den Fürsten des verruchten Mörderstaates, nicht anklagen wollte, das von Schmerz von ihm erpreßte Geständniß: von König Richard habe er, den Markgrafen zu ermorden, den Auftrag erhalten, welche Angabe er aber gleich darauf durch eine andere Aussage, ohne jedoch den Alten vom Berge zu nennen, wieder zurückgenommen haben soll. Die vielen Freunde des Ermordeten, so wie alle Feinde des Königes von England unterließen nicht, denselben laut dieses Mordes zu beschuldigen. Aber diese blos aus der Luft gegriffene und von gehässiger Leidenschaft erzeugte Beschuldigung widerlegt schon hinreichend Richards bekannter, offener, ritterlicher Charakter, so wie dessen Zuversicht zu seiner eigenen

Größe und Macht, mit welcher jene des Markgrafen in gar keinen Vergleich kam, daher auch Richard vor einem so schwachen Gegner sich unmöglich so sehr fürchten konnte, daß er, um sich von demselben zu befreien, zu einem so schändlichen, seiner höchst unwürdigen Mittel seine Zuflucht hätte nehmen mögen *). Zudem lag die Ursache dieses Mordes, so wie auch der Name desjenigen, auf dessen Befehl er verübt ward, vor jedermanns Augen ganz klar. Conrad hatte nämlich, was auch gewiß vielen Einwohnern von Tyrus bekannt seyn mußte, erst unlängst ein, den Unterthanen des alten vom Berg, oder sogenannten Fürsten von Massiat, gehöriges Schiff wegnehmen und dessen Ladung confisciren lassen, der Alte vom Berg hierauf zweimal an ihn geschrieben, die Wiedererstattung des geraubten Gutes verlangt, aber nur trotzige Antworten erhalten, und hierauf nach der im ganzen Orient bekannten Weise aller Alten vom Berge durch zwei mordlustige Assassinen sich an ihm zu rächen gesucht. In ein noch helleres Licht ward Richards völlige Theilnahmlosigkeit an der Gräuelthat gesetzt, als einige Zeit nachher Seeran, das heißt, der damalige Alte vom Berg an König Philipp August von Frankreich schrieb, sich selbst ganz unumwunden in seinem Briefe als den Urheber jenes Mordes und zugleich auch die Gründe angab, welche ihn dazu bewogen hatten. Philipp August nahm keinen Anstand, den von dem Fürsten von Massiat erhaltenen Brief zu veröffentlichen, erklärte hierauf selbst, und zwar mehrmals und ohne allen Rückhalt, daß König Richard von jeder

*) Schon in der Geschichte des Assassinen-Staates ward, wie gewiß viele unserer Leser sich erinnern werden, dieser Gegenstand von uns sehr weitläufig und umständlich behandelt.

Theilnahme an der Ermordung des Markgrafen freizusprechen sey *). Conrad gab nicht gleich unter den Dolchstößen der Mörder seinen Geist auf; noch lebend ward er nach seinem Palaste gebracht, wo er sogar noch Zeit genug hatte, sich mit allen heiligen Sterbsacramenten versehen zu lassen und hierauf seiner Gemahlin die Weisung zu geben, wie sie sich in den ersten Tagen nach seinem Tode zu verhalten habe. Conrad von Montferrat war einer der größten und ausgezeichnetsten Männer seines Jahrhunderts. Ein Feldherr im wahren Sinne des Wortes, der, vertraut mit allen Geheimnissen der Kriegskunst, mit seinem höhern Feldherrntalent auch ungewöhnliche persönliche Tapferkeit verband, und bei seinem an Auffindung neuer Hülfsquellen und Hülfsmitteln unerschöpflichen

*) Zwei sehr unparteiische Geschichtschreiber, wovon der eine selbst ein Franzose ist, nämlich Hugo Platon und der syrische Bischof Abulfaradsch, der von allen Umständen dieses traurigen Ereignisses sehr umständlich unterrichtet seyn konnte, sprechen ebenfalls den König Richard von jeder Theilnahme an jenem blutigen Frevel völlig frei. Die Nachricht eines gleichzeitigen arabischen Geschichtschreibers, nämlich des Ebn-al-athir, der ebenfalls zu den vertrauten Freunden Saladins gezählt wird, spricht zwar nicht minder den König von England von der gegen ihn erhobenen Beschuldigung frei, verdient aber in mancher anderen Hinsicht wenig oder gar keine Beachtung. Derselbe erzählt: dem Alten vom Berge sey von dem Sultan für die Ermordung des Königes Richard und des Markgrafen von Tyrus zehntausend Goldstücke geboten worden. Da es aber nicht in dem Interesse des Staates lag, der selbst vor dem Sultan zittern mußte, diesen von einem so mächtigen Feinde, als der König von England war, zu befreien; so habe er, um doch einen Theil der gebotenen Summe zu verdienen, blos den Markgrafen ermorden lassen. Eine nähere Beleuchtung dieser Erzählung möchte wohl überflüßig seyn, wir überlassen dieselbe daher dem eigenen Urtheile unserer Leser.

Geiste, selbst in den verzweiflungsvollsten Lagen, dennoch den Zeitumständen stets eine heitere, neue Hoffnungen einflößende Seite abzugewinnen wußte. Schon in Italien, als Gefährte und Vertraute des großen deutschen Kaisers Friedrich, wie auch nachher in Constantinopel, wo er dem schon mehr als halb vermoderten Staate eine neue, festere Grundlage geben wollte, gab er sprechende Beweise, daß an ächter Staatsweisheit, Völkerkunde und Menschenkenntniß keiner der damaligen Staatsmänner ihm an die Seite treten könnte.

7. Die Ermordung des edeln Markgrafen verbreitete Schrecken und Trauer unter allen Einwohnern von Tyrus, und unter lautem Wehklagen ward die Leiche des Ermordeten bei dem Hospitaliterhofe zur Erde bestattet. Der Verstorbene hinterließ keine Kinder, aber eine schwangere Gemahlin. Diese benahm sich gleich in den ersten Augenblicken nach dem für sie so schreckbaren Ereigniß mit eben so vieler Klugheit als Festigkeit. Die Franzosen, ungefähr zehntausend Mann stark, die bisher außerhalb der Thore von Tyrus gelagert hatten, begehrten jetzt unverzüglich eingelassen zu werden; ihre Absicht war, die Stadt für ihren Herrn, den König von Frankreich, in Besitz zu nehmen; aber Isabella erklärte, daß sie, zufolge des letzten Willens ihres verstorbenen Gemahles, Tyrus nur entweder dem Könige Richard oder einem neuen Könige von Jerusalem übergeben würde. Sehr gegründet war jedoch jetzt die Furcht, daß bei den, ohnehin stets uneinigen Christen, die Bestimmung des künftigen Schicksals von Tyrus wieder neue, und zwar sehr blutige Parteikämpfe herbeiführen könnte. Diese Besorgnisse beseitigte doch sehr bald die Klugheit der Barone und Ritterschaft von Tyrus. Als nämlich der Graf Heinrich von Champagne, der, als jene grausenvolle

That geschah, in Ptolemais sich befand, jetzt eiligst nach Tyrus zurückkam, so trugen ihm jene einstimmig das erledigte Fürstenthum an, und mit diesem zugleich auch ihres verstorbenen Herrn hinterlassene Gemahlin. Dieser Antrag war für den Grafen eben so angenehm als überraschend. Durch seine Verbindung mit Isabella, der Tochter Königs Amalarich, und daher auch einzigen rechtmäßigen Erbin der Krone von Jerusalem, ward er nun der Genosse seiner neuen Gemahlin in der Beherrschung des Königreiches und theilte mit ihr königliche Würde und königlichen Titel. So schmeichelhaft und reizend dieses auch für den Grafen war, machte er doch die Annahme des Antrages der tyrischen Barone erst noch von der Einwilligung des Königes von England abhängig; indessen konnte er doch schon im voraus der Genehmigung des Königes versichert seyn, denn er stand bei ihm nicht nur in großer Gunst, sondern war auch dessen sehr naher Anverwandte *).

8. Graf Heinrich sandte nun unverzüglich an den König, der, da der Bau von Askalon vollendet war, sich jetzt in der Gegend von Ramla befand. Als

*) Marie, die Mutter des Grafen Heinrich von Champagne, war eine Tochter Ludwigs des Siebenten von dessen ersten Gemahlin Eleonore von Poitou. Als diese nun nach ihrer Scheidung sich mit Heinrich II. in England vermählte und diesem den Richard gebar, so ward dieser Mariens Stiefbruder und mithin Oheim unseres Grafen Heinrich von Champagne. Aber dieser war zugleich ein nicht minder naher Anverwandte des Königes von Frankreich, denn auch Philipp August war ein Sohn Ludwigs des Siebenten aus dessen dritter Ehe mit Alix, Tochter des Grafen Thibaut, mithin ein Stiefbruder Mariens und demnach ebenfalls Oheim des zum König von Jerusalem erwählten Grafen Heinrich von Champagne.

Richard von den Abgeordneten den Tod des Markgrafen und die Wünsche der tyrisch n Barone vernahm, war ihm diese Nachricht so unerwartet, daß er einige Augenblicke in tiefes Nachdenken fiel, darauf jedoch den Abgeordneten folgende Antwort gab: „Da ein unabwendbares Verhängniß den Markgrafen nun einmal von der Welt genommen hat, so ist jetzt langes Wehklagen und lange Trauer den Lebenden eben so wenig nützlich, als es dem Verstorbenen Nutzen bringt. Zu der Wahl meines Neffen, des Grafen von Champagne, zum Könige von Jerusalem gebe ich meine volle Einwilligung, werde daher Ptolemais mit allem Zubehör, so wie auch Tyrus und Joppe, nebst Allem, was noch in Zukunft erobert werden sollte, ihm gerne überlassen. Was aber seine Vermählung mit Conrads hinterlassenen Gemahlin betrifft, so will ich mir es nicht anmaßen, darüber einen Rath zu ertheilen, indem Conrad Isabellen entführt und demnach beide mit einander in einer gesetzlosen Ehe gelebt haben." Als die Abgeordneten vor ihrer Abreise sich bei dem Könige beurlaubten, erhielten sie von ihm den Auftrag, in seinem Namen dem Grafen zu sagen, daß er, Richard, und das ganze Pilgerheer ihn mit Ungeduld erwarteten; auch möchte er wo möglich die Franzosen mitbringen. Richards Bereitwilligkeit, die Wahl des Grafen von Champagne zu genehmigen, machte in Tyrus große Freude und gewann dem Könige wieder das Zutrauen und die Gemüther der, bisher ihm so sehr abgeneigten Tyrier; auch für die Franzosen, die den Grafen als ihren Landsmann liebten und ihm ganz besonders ergeben waren, war sie nicht minder erfreulich. Aber Richards über die in Vorschlag gebrachte Verbindung seines Neffen mit Isabellen gemachte Bemerkung blieb bei dem Grafen nicht ohne Wirkung. Er fing schon an Schwierigkeiten zu erheben, aber das Zureden und die Vorstellungen seiner Barone und der gesammten

Ritterschaft flößten ihm bald wieder andere Gedanken und Gesinnungen ein, und da auch die Geistlichkeit nichts einzuwenden hatte und daher Heinrichs und Isabellens Vermählung stillschweigend billigte, so ward diese am 5. Mai, also am achten Tage nach der Ermordung des Grafen, obgleich mit höchst unanständiger Eile, dennoch mit allem, in einer großen und prachtliebenden Stadt nur möglichem Glanze gefeiert. Als Richard erfuhr, daß diese Verbindung allgemein gewünscht worden, so machte auch er, besonders da es nun einmal geschehen war, keine weitere Einwendung mehr dagegen, und der Neffe verlor dadurch nicht das mindeste in der Gunst seines Oheims. Durch seine Abgeordneten setzte sich jetzt König Heinrich unverzüglich in den Besitz von Ptolemais, Joppe und aller anderen, in der Gewalt der Christen befindlichen Städte, Burgen und Schlösser. Er begab sich hierauf nach Ptolemais, wo der glänzende Empfang, der des neuen Königes harrte, alle Erwartungen desselben übertraf. „Alle Ritter und die ganze bewaffnete Mannschaft nebst einer Menge Einwohner strömten ihm entgegen und führten ihn im Triumphe in die Stadt. Ganze Chöre reich geschmückter Frauen und Jungfrauen empfingen ihn außerhalb der Mauern von Ptolemais und an den Thoren der Stadt erwartete, in seinem vollen geistlichen Ornat, ihn der gesammte hohe und niedere Clerus. Alle Häuser in den Straßen, die er durchzog, waren mit seidenen Gewändern geschmückt und die kostbarsten Aromaten des Orients dufteten aus den, in langen Reihen auf der Straße aufgestellten, nicht minder kostbaren Gefäßen *)." Die Geistlichkeit geleitete den neuen Herrscher nach der Hauptkirche, wo man ihm mehrere heilige Reliquien zum Kusse und

*) In diesen Worten erzählt der berühmte Hr. Professor Wilke des König Heinrichs Einzug in Ptolemais.

seiner Verehrung darreichte, worauf sich des Königes Dankgefühl für das zuvorkommende, ehrerbietige Benehmen der Geistlichkeit in einer Menge reicher Opfer kundgab, die er und seine Begleiter in der Kirche zurückließen. Aber desto lauter ward jetzt die Klage der Freunde Guido's von Lusignan; es sey unverantwortlich, sagten sie, daß ein so gerader, offener und einfacher Fürst, wie Lusignan, das Opfer der Arglist und geheimer Umtriebe hätte werden müssen *). Aber gerade diese scheinbare Zurücksetzung brachte Lusignan nur noch größeren Gewinn; denn Richard, theils aus Freundschaft gegen ihn, theils auch um den Vorwürfen der Freunde desselben zu entgehen, übergab ihm das Königreich Cypern als ein erbliches Lehen. Der König hatte diese Insel, bald nach seiner Ankunft in Syrien, den Tempelrittern für fünfundzwanzig tausend Mark Silbers in Pacht gegeben. Aber die Griechen, die ohnehin einen leidenschaftlichen Haß gegen Alles hatten, was der abendländischen Kirche angehörte, wußten die Einwohner so aufzureizen, daß die Templer in unaufhörlichem Streit und Hader mit denselben lebten, nicht selten sogar mit tumultuarischen Volksaufständen zu kämpfen hatten. Dieser Unruhen überdrüßig, entsagte der Orden sehr gerne gegen Rückerstattung der von ihnen gezahlten Summe allen seinen Ansprüchen auf die Insel. Da jetzt durch die Thronerhebung Heinrichs, der als ein sanfter, wohlwollender Herr bei allen Parteien beliebt war, die Einigkeit unter den Christen vollkommen wieder hergestellt

*) Lusignans Freunde gingen in ihrer übertriebenen, daher unvernünftigen Anhänglichkeit an denselben so weit, daß sie den Grafen von Champagne und dessen jetzige Gemahlin Isabella sogar einer Theilnahme an der Ermordung des Markgrafen beschuldigten und das Gerücht davon, das jedoch nirgends Glauben fand, so viel sie konnten, zu verbreiten suchten.

war, so kostete es auch dem neuen Könige wenig Mühe, die Franzosen zu bereden, mit ihm zu ziehen und sich mit dem Heere der Pilger zu vereinigen.

## XVI.

Belagerung und Eroberung der Festung Darum und noch einiger andern Schlösser. — Unangenehme, aus England angelangte Nachrichten erzeugen auf das neue in Richard den Vorsatz, in sein Reich zurückzukehren. — Beschluß sämmtlicher Pilgerfürsten und Barone, auch ohne den König nach Jerusalem zu ziehen und die heilige Stadt zu belagern. — Peinliche Unentschlossenheit und mehrere Tage sprachlose Düsternheit des Königes. — Er erklärt endlich, noch länger in dem gelobten Lande bleiben zu wollen. — Ungemeiner Jubel des ganzen Heeres, als Richard durch einen Herold verkündigen ließ, daß jeder Pilger sich zum Zuge nach Jerusalem und der Belagerung der heiligen Stadt rüsten soll. — Neue, und wie gewöhnlich, wieder sehr glänzende Waffenthat Richards, während er mit seinem Heere bei Baitnubah, auf dem Wege nach Jerusalem, im Lager stand.

1. Da Saladin einen Theil seiner, des Krieges überaus müden Schaaren entlassen hatte, so eilte der König um so mehr, den Feldzug recht bald zu eröffnen; und bevor noch König Heinrich mit seinen Franzosen hatte ankommen können, stand Richard schon mit den ihm so sehr ergebenen Pisanern und einem Theile seiner englischen Schaaren vor der Festung Darum. König Amalarich hatte sie, vier Meilen von Gaza, bei der nach Aegypten führenden Heerstraße erbaut; aber Saladin, der die Wichtigkeit dieser Veste einsah, hatte sie nach deren Eroberung durch angelegte neue Werke ungemein befestiget, sogar den Weiler, der unterhalb der Burg lag, mit Mauern, Thürmen und tiefem Graben umgeben; so daß Darum, ehemals nur eine kleine Burg, jetzt von solchem Umfange war, daß Richard mit den Truppen, die er bei sich hatte, sie nicht von allen Seiten berennen konnte. Demungeachtet begann er sie sogleich zu belagern, und

nachdem die zerlegten Theile der Wurfmaschinen, welche der König auf Schiffen, die er dem Heere längs der Küste hatte folgen lassen, angekommen, wieder zusammengesetzt und gegen die Burg aufgerichtet waren, ließ er diese unaufhörlich bei Nacht wie bei Tage beschießen, so daß keiner von der Besatzung, der es nicht an Tapferkeit und Entschlossenheit fehlte, und die daher auch schon einen, obgleich nicht glücklichen Ausfall gemacht hatte, es mehr wagte, sich außer den Mauern der Stadt blicken zu lassen. Ganz besondere Dienste leisteten dem Könige bei dieser Belagerung die geschickten Schanzgräber, die nach der Eroberung von Ptolemais durch die Verheißung starken Soldes in seine Dienste getreten waren. Diese betrieben die Untergrabung der Mauern mit solchem Eifer und solcher Geschicklichkeit, daß schon am zweiten Tage ein großes Thor und ein Theil der Mauer einstürzten. Als die Türken sahen, daß die Burg sich doch nicht sehr lange würde halten können, baten sie den König um einen Waffenstillstand und versprachen ihm die Burg zu übergeben, im Falle der Sultan, an den sie unverzüglich Einige aus ihrer Mitte abordnen wollten, ihnen nicht einen schleunigen Entsatz zusichern könnte. Diesen Antrag wieß jedoch Richard trotzig zurück: „sie möchten," ließ er ihnen zurücksagen, „sich nur so lange und so gut vertheidigen als sie könnten." Als aber jetzt wieder ein großer Thurm plötzlich und mit furchtbarem Getöse zusammenstürzte und die dadurch geschreckten Türken die Mauern verließen, drangen englische und normännische Ritter von mehreren Seiten in die Burg, und in wenigen Augenblicken sah man statt der türkischen Fahnen nur Paniere englischer Barone auf den Mauern der Burg wehen. Wer von den fliehenden Türken seine Flucht nicht beschleunigte, ward erwürgt. Die meisten erreichten doch die Citadelle, die

ihnen für den Augenblick zum Schutze dienen konnte. Aber wohl einsehend, daß sie diese gegen die heftigen Angriffe der Christen nicht würden vertheidigen können, ergaben sie sich schon am folgenden Tage auf Gnade oder Ungnade; und so war nach einer viertägigen Belagerung die schöne und starke Burg in der Gewalt des Königes, der sich ein besonderes Vergnügen daraus machte, sie seinem Neffen, dem Könige Heinrich, der unmittelbar nach der Eroberung derselben mit dem Herzoge von Burgund und den Franzosen angekommen war *), zum Geschenke zu machen. Die Beute, die man in Darum fand, war höchst unbedeutend, indem die Türken, als sie an der Erhaltung der Burg verzweifelten, alle Vorräthe verbrannt, und selbst Pferde und Kameele unbrauchbar gemacht hatten. Die einzige Belohnung für die Sieger war die Befreiung von vierzig gefangenen in Darum aufbewahrten Christen. Von der Besatzung waren noch dreihundert Mann am Leben, die nach der, bei den Christen gewöhnlichen harten Behandlung aller Gefangenen, zu ewiger Knechtschaft verurtheilt wurden. Man band ihnen die Hände auf den Rücken und schnürte sie so fest, daß, wie nachher Augenzeugen aussagten, der Angstschweiß ihnen über die Stirne floß. Es ist wahrhaft zu bedauern, daß die Christen jede ruhmvolle That, die sie verrichteten, beinahe stets durch schonungslose Härte und erbarmungslose Grausamkeit sogleich wieder befleckten **).

---

*) Dadurch, daß Richard die Burg ohne den Beistand der Franzosen erobert hatten, fühlten sich der Herzog und dessen Landsleute schon wieder nicht wenig beleidiget, und statt der erst kürzlich geschehenen, und wie man glaubte, die Gemüther einander wieder vollkommen nähernden Aussöhnung, trat zwischen Richard und den Franzosen auf das neue eine beinahe sichtbare Kälte ein.

**) An menschlichem, mithin auch christlichem Gefühle

2. Gleich nach der Eroberung Darums kam bei dem König der Priester Johannes von Alcton aus England an. Die Nachrichten, die er brachte, waren noch beunruhigender als die, welche Richard schon früher erhalten hatte. Johannes berichtete ihm, daß die Unruhen in dem Königreiche nicht nur noch nicht gestillt wären, sondern im Gegentheil immer noch bedenklicher würden. Er sprach ihm von den Besorgnissen, welche die zunehmenden, unerhörten Anmaßungen des Prinzen Johann überall erweckten, und daß dessen freche, despotische Willkühr und ungerechte Behandlung aller, wegen ihrer Treue zu ihrem Herrn bekannten königlichen Diener, sogar den Verdacht erregten: er gehe damit um, sich der Herrschaft zu bemächtigen. Johannes bat den König auf das dringendste, seine Abreise zu

wurden die Christen von Saladin weit übertroffen. Daß er nach der unerhörten, mit kaltem Blute, ja sogar noch mit Lust vollbrachten Ermordung von mehr als zweitausend seiner Glaubensgenossen, ebenfalls das Wiedervergeltungsrecht ausübte, darin befolgte er blos ein Gebot seiner Religion, welches ihm das schuldlos, ja sogar völkerwiderrechtlich vergossene Blut so vieler Muselmänner zu rächen, zu einer ihm heiligen Pflicht machte. Indessen, wie man sich erinnern wird, übte er dieses Recht doch nicht gegen die schon in seiner Gewalt befindlichen Christen aus, sondern blos gegen jene, welche nachher erst in Gefangenschaft geriethen, die er jedoch, ohne vorhergegangene harte oder grausame Behandlung, oft auf dem Schlachtfelde schon mit dem Schwerte hinrichten ließ. Nach erfochtenem Siege und selbst nach einer erlittenen Niederlage verschloß er sein Ohr nie der Stimme der Menschheit. Sich zu erbarmen, zu schonen, fremdes Unglück zu mildern war ein natürliches Bedürfniß seines edlen Herzens. Welcher großer, seltener und bewunderungswürdiger Fürst würde Saladin nicht gewesen seyn, wenn sein, ihm wie jedem Menschen verliehenes natürliches Licht auch noch durch das höhere Licht der Offenbarung wäre erleuchtet gewesen?

beschleunigen, wenn er nicht Gefahr laufen wollte, gleich einem Verbannten Krone und Reich zu verlieren. Richard sah die Nothwendigkeit seiner, nicht länger mehr zu verzögernden Abreise ein, entschloß sich demnach auch dazu, und ohne aus seinem jetzt gefaßten Entschluß ein Geheimniß zu machen, erklärte er öffentlich und unumwunden, daß ganz unerwartete Ereignisse in seinem Reiche ihm durchaus nicht mehr erlaubten, seine Rückkehr nach England noch länger zu verzögern. Aber so fest auch dieser Entschluß in der Brust des Königes zu stehen schien, so ward Richard doch bald wieder schwankend darin gemacht, und zwar — daher man auch dießmal ihn nicht des Wankelmuthes beschuldigen darf — durch das unerwartete, des Königes ganze Persönlichkeit tief verletzende Betragen sämmtlicher Barone und Ritter, so wie des ganzen Heeres. Als nämlich das Gerücht von der schleunigen Heimkehr des Königes sich zu verbreiten anfing, traten die Barone und Ritter, besonders die Franzosen, die sich am thätigsten dabei bewiesen, unverzüglich zusammen und faßten einmüthig den Beschluß, auch ohne König Richard gegen Jerusalem zu ziehen, die heilige Stadt zu umlagern und ohne den Beistand und die Mitwirkung Richards, bloß auf Gott und ihre eigenen Kräfte trauend, sich Jerusalems zu bemächtigen; und als das, was die Barone beschlossen hatten, nun bei dem Heere bekannt ward, erhob sich dasselbe in lautem Jubel. Alles war voll Freude und froher Hoffnung. Man wünschte sich gegenseitig Glück, versammelte sich zu geselligen Gelagen, aus jedem Zelte erschallten Gesänge und frohe Lieder, und des Nachts ward das Lager so herrlich beleuchtet, daß es mitten in einem Feuermeere zu stehen schien; der Abreise des Königes ward gar nicht erwähnt, viel weniger, daß irgend jemand, auch nur ein Packknecht, sich darüber betrübt hätte. Aber desto tiefer und schmerzhafter ver-

wundete dieses Betragen das Herz des Königes. Er betrachtete es, und zwar mit Recht, als eine offenbare, der ganzen Welt zur Schau gestellte Geringschätzung seiner Person wie seiner königlichen Würde. Peinliche Unentschlossenheit und sorgenvolle Gedanken quälten ihn nun Tag und Nacht. Bei dem gesetzlosen Verfahren des Prinzen Johanns und dessen, in allen seinen Handlungen sich kund gebenden Absicht, sich der Krone von England zu bemächtigen, durfte Richard ohne sein Heer durchaus nicht in England erscheinen; aber eben so qualvoll war für ihn der Gedanke, dasselbe dem Dienste des heiligen Landes und der Sache Gottes zu entziehen, und im Falle Jerusalem ohne den Beistand und die Mitwirkung der Engländer erobert würde, die ganze Nation mit ewiger Schmach zu bedecken; und endlich war es für ihn doch wieder eben so bedenklich und gewagt, noch länger in Palästina zu verweilen, mithin dem unruhigen, schwungsüchtigen Prinzen noch längere Zeit zu lassen, die Anzahl seiner Anhänger zu vermehren, die Nation nach und nach an seine Herrschaft zu gewöhnen und alle, zur Ausführung seiner brudermörderischen Plane nöthigen Vorbereitungen zu treffen. Düster, in sich gekehrt und mit auf den Boden geheftetem Blicke saß Richard einige Tage schweigend in seinem Zelte. Vielen seiner treuesten Diener ging dieser Zustand ihres Herrn ungemein zu Herzen und der Kaplan Wilhelm von Poitou, welchen der König sehr schätzte, wagte es endlich, ohne sich melden zu lassen, in das königliche Zelt zu treten. Aber gleich bei seinem Eintritt preßte der Anblick der zerstörten Gesichtszüge Richards aufrichtige Thränen aus den Augen des gutmüthigen Kaplans, und als Richard, sie bemerkend, ihn um die Ursache derselben befragte, nahm Wilhelm keinen Anstand, dieselbe ihm ganz unumwunden zu gestehen. In sehr ernstem Tone und

der Sprache eines für die Ehre Gottes und das Heil der Menschen begeisterten Dieners des Evangeliums, erinnerte er den König an dessen gemachtes heiliges Gelübde; „diesem müsse er," sagte der unerschrockene Kaplan, „vollkommen Genüge leisten und erst, wenn dieses geschehen, in sein Königreich zurückkehren; er würde dadurch nicht nur die Hochachtung, Liebe und Bewunderung aller christlichen Völker, vom Aufgange bis zum Niedergange , sich erwerben, sondern auch Gottes sichtbaren Segen auf alle seine ferneren Unternehmungen herabziehen. Durch keine unnützen Sorgen und keinen störenden Gedanken möchte er sich von dem großen, ihm obliegenden Werke abhalten lassen, und kühn und ohne zu wanken auf dem, von ihm bisher betretenen Wege unaufhaltsam fortzuschreiten." Die Rede des frommen Kaplans blieb zwar von Seiten des Königes ohne Antwort, aber sie machte einen eben so plötzlichen als tiefen Eindruck auf denselben. Richard schien jetzt auf einmal ein ganz anderer Mann zu seyn, und alle frühere Kraft und Kühnheit wieder erhalten zu haben. Unverzüglich ließ er dem Könige Heinrich, dem Herzog von Burgund und den übrigen Baronen sagen, daß er seinen Entschluß geändert habe, und welche unangenehme Nachrichten und Gerüchte auch aus England kommen möchten, er dennoch in dem gelobten Lande bleiben und dasselbe nicht eher verlassen werde, als bis die heilige Stadt wieder in der Gewalt der Christen seyn würde; zugleich ließ er auch durch einen Herold dem Heere ankündigen, daß er nächstens nach Jerusalem aufbrechen werde, daher jeder Pilger sich zu diesem Zuge rüsten und in Bereitschaft halten sollte.

3. Diese Bekanntmachung gewann dem Könige nun eben so schnell wieder die Liebe und das Zutrauen des Heeres, und hatte man vorher Richards

völlige Theilnahmslosigkeit an einer Belagerung Jerusalems für völlig unbedeutend gehalten, so fühlte man jetzt um so mehr die Wichtigkeit seines Beistandes; man erinnerte sich seiner, an das Wunderbare grenzenden, persönlichen Tapferkeit, seiner ausgezeichneten kriegerischen Eigenschaften, und welches große und entscheidende Gewicht seine Gegenwart, und besonders da er selbst jetzt die Anführung des Heeres wieder übernommen habe, in die so oft und leicht wechselnde Wagschale des Krieges und kriegerischer Ereignisse legen würden. So oft die Belagerung der heiligen Stadt bei dem Pilgerheere zur Sprache kam, ward dasselbe stets von einer ganz eigenen Begeisterung ergriffen, und dies war auch jetzt wieder der Fall. Voll Muth und der zuversichtlichen Hoffnung eines unfehlbaren glücklichen Erfolges brach das Heer unter dem Könige am siebenten Junius des Jahres 1192 aus seinem bisherigen Lager bei Askalon auf. Mit größerer Freude als jetzt hatte das Heer noch keinen Marsch angetreten. Alle es auf demselben erwartenden Mühseligkeiten wurden für nichts geachtet, und mußte es bisweilen auf einer äußerst beschwerlichen, unwegsamen Straße einige Zeit fortziehen, so stiegen die jungen Ritter von ihren Pferden und überließen diese ermüdeten Pilgern, trugen sogar bisweilen einen Theil deren Gepäckes, kurz, einer half dem andern, einer ermunterte den andern, und was ein jeder besaß, ward auf diesem Marsch auch das Eigenthum seines Gefährten. Der Entschluß, die heilige Stadt zu belagern und sie der Christenheit wieder zu gewinnen, stand zwar bei dem König unerschütterlich fest; aber kaum hatte er sich mit seinem Heere in Bewegung gesetzt, als er von banger Ahnung und einem wehmüthigen Vorgefühle, daß diese Unternehmung nicht von dem erwünschten Erfolge würde gekrönt werden,

ergriffen ward. Mit sichtbarer Unlust zog er mit dem Heere fort, gab sich auch dabei gar keine Eile, gönnte, gleich schon nach dem ersten, nicht sehr langem Tagemarsch, dem Heere zwei Rasttage in dem Lager bei Blancherede. Jeden Abend, sobald er einen tauglichen Lagerplatz gefunden hatte, ließ er das Lager aufschlagen, setzte auch gewöhnlich am anderen Tage erst, nachdem die Pilger ihr Mittagsmahl eingenommen hatten, den Marsch wieder fort. Als das Heer endlich am neunten Tage nach seinem Aufbruch von Askalon bei Baitnubah ankam, ließ der König es schon wieder an dem Fuße einer steilen Anhöhe ein Lager beziehen. In diesem verweilte Richard beinahe einen ganzen Monat lang, jedoch nicht ohne sehr guten Grund; er sah nämlich ein, daß es den König Heinrich sehr beleidigen müßte, wenn man hier, schon so nahe bei Jerusalem, seine Ankunft nicht abwarten würde. Er hatte denselben, bevor er noch Askalon verließ, nach Ptolemais geschickt, um die theils neu angekommenen, theils schon aus Joppe und dem Lager von Askalon dahin entwichenen Pilger zum Aufbruch anzuhalten und zu dem Heere zu führen *).

---

*) Der Vorwurf, daß Richard, als er seinen Entschluß, Jerusalem zu belagern und zu erobern, bekannt machen ließ, nichts anders im Sinne gehabt habe, als die Pilger zu täuschen und deren Begeisterung nur in so weit zu benutzen, um in einer, die Stadt Jerusalem bedrohenden Stellung desto schneller und auch desto vortheilhaftere Friedensbedingungen zu erhalten, und dann ungesäumt und auch noch immer ehrenvoll genug nach England zurückzukehren, scheint uns eben so ungerecht als ungegründet, und wir werden sogleich Gelegenheit haben, durch einen, König Richards Charakter sehr richtig bezeichnenden Zug gerade das Gegentheil davon zu erweisen.

4. Hier bei Baitnubah hatte Richard mehrmals wieder Gelegenheit, sein Heer durch neue Beweise einer ungewöhnlichen persönlichen Tapferkeit zu überraschen, der kein feindliches Schwert und keine feindliche Lanze zu widerstehen vermochten. Gleich am andern Tage, nachdem das Heer in dem neuen Lager eingerückt war, meldeten dem Könige die von ihm ausgesandten Kundschafter, daß ein zahlreicher Haufe Türken in dem Gebirge sich verborgen halte und auf die Christen lauere. Sogleich zog Richard, nur von einer kleinen Anzahl seiner Ritter begleitet, denselben entgegen, und da diese, die schwache Anzahl der Christen verachtend, von dem Gebirge herabgekommen waren, griff er sie sogleich an und schlug sie nach kurzem Gefechte wieder in das Gebirg zurück, und da er die Fliehenden mit seiner gewöhnlichen Hitze sehr weit verfolgte, so hatte er bei dieser Gelegenheit das Glück, die heilige Stadt wenigstens in der Ferne zu erblicken. Da die Türken bei Zeiten die Flucht ergriffen, so war auch ihr Verlust an Leuten nicht sehr bedeutend, aber die Beute desto größer und schöner, die den Christen in die Hände fiel; mehrere sehr schöne turkomannische Sclaven, treffliche Pferde, drei Kameele, Aloe, eine Menge kostbarer Spezereien und zwei mit prachtvollen seidenen Gewändern beladene Maulthiere; überdieß hatte man auch noch den Herold des Sultans, eine bei den Türken sehr bedeutende Person, zum Gefangenen gemacht. An dem nämlichen Tage hatten mit den Türken auch die Franzosen und Johanniterritter ein sehr hitziges Gefecht, aber nicht mit demselben Erfolge wie der König. Ganz im Gegentheil nahm dasselbe gleich im Anfange schon für die Franzosen eine sehr üble Wendung. Französische Ritter wurden von türkischen Lanzen aus dem Sattel gehoben, andere gaben auffallende Beweise von Zag-

haftigkeit, und vornehme Barone entehrten durch voreilige Flucht ihr Panier. Mit größerer Tapferkeit schlugen sich zwar die Johanniterritter, aber auch sie hätten der feindlichen Ueberzahl unterliegen müssen, wäre nicht ihnen wie den Franzosen noch zu rechter Zeit der ritterliche Erzbischof von Salisbury mit seinen Rittern zu Hülfe gekommen, deren, ihrem Anführer gleiche Tapferkeit die Türken in die Flucht schlug und wieder völlig zerstreute. Aber bei dieser Gelegenheit gab der Großmeister der Johanniter einen merkwürdigen Beweis von der bei seinem Orden eingeführten strengen militärischen Subordination. Einer seiner Ritter, Namens Robert, ein junger edler Mann, voll Muth und kriegerischem Feuer, rannte, sobald er die Feinde erblickte, ohne den Befehl zum Angriff zu erwarten, auf dieselben los und stieß seine Lanze einem Türken mit solcher Gewalt in die Brust, daß die Spitze derselben aus dem Rücken des Getödteten hervorragte. Nach dem Gefechte gab ihm der Großmeister wegen seines Ungehorsams und seiner groben Verletzung gerade eines der wichtigsten militärischen Gesetze, nicht nur vor der Fronte seiner Schaar einen scharfen Verweis, sondern ahndete auch auf der Stelle das Verbrechen des Ritters dadurch, daß er ihm befahl, vom Pferde abzusitzen, zu Fuß zu gehen und sein Roß erst nach erhaltener Erlaubniß dazu wieder zu besteigen. Aber diese Erlaubniß ertheilte der Großmeister schon auf dem Rückwege nach dem Lager, und zwar auf die vereinten Bitten aller Johanniter, die sämmtlich ihren edlen, braven Kameraden liebten und dessen jugendliches, zu großen Hoffnungen berechtigendes, kriegerisches Feuer ehrten.

5. Bald darauf waren jedoch die Christen sehr nahe daran, einen für sie höchst empfindlichen Verlust zu leiden. Eine aus vielen Wagen und Maul-

thieren bestehende Zufuhr an Lebensmitteln und vielen anderen Bedürfnissen ward unfern Ramla von einem zahlreichen Haufen Türken und Araber plötzlich überfallen. Aber daran war wieder nichts Schuld, als blos der bei den Christen herrschende Mangel an militärischer Disciplin. Die vordersten Schaaren der Bedeckung nämlich rückten sehr rasch vorwärts, während jene, welche den Nachtrab bildeten, nur ganz langsam und schläfrig folgten, wodurch eine sehr bedeutende Lücke in der Colonne entstand. Den im Gebirge lauernden Türken entging der Vortheil nicht, den die Unordnung der Christen ihnen darbot, griffen daher dieselben so plötzlich und mit solcher Uebermacht an, daß die dadurch geschreckten Pilger in die größte Verwirrung geriethen. Der die Bedeckung befehligende Ritter eilte zwar unverzüglich herbei, vermochte aber die Ordnung nicht wieder herzustellen. Im Gegentheil ward er selbst, wie noch mehrere seiner Genossen von den zahlreichen türkischen Lanzen vom Pferde geworfen, und die ganze Bedeckungsmannschaft würde zusammengehauen und alle schwer beladene Wagen eine Beute der Türken geworden seyn, wäre den tapfern, den Kampf noch einige Zeit fortsetzenden, christlichen Rittern nicht plötzlich eine gar nicht zu erwartende Hülfe zu Theil geworden. Der, unsern Lesern schon ruhmvoll bekannte Graf Leicester zog nämlich an diesem Tage dieselbe Straße, um ebenfalls zu dem Heere bei Baitnabah zu stoßen. Als er von Ferne Waffengetöß und das furchtbare wilde Geschrei der Türken hörte, sprengte er mit seiner Ritterschaft sogleich herbei, und griff die, durch diesen plötzlichen Ueberfall nun ebenfalls in Verwirrung gebrachten Türken mit einem solchen Erfolge an, daß er viele derselben erschlug, viele zu Gefangenen machte, ihnen die schon gewonnene Beute wieder abnahm und sie in ihre Gebirge zurücktrieb.

6. Aber desto schöner und desto größere Früchte tragend waren für die Christen die gleich darauf folgenden Tage. Der König hatte einen gebornen Araber und noch zwei, der Landessprache vollkommen kundige Syrier, jeden für tausend Mark Silbers gedungen, in morgenländischer Tracht Aegypten bis nach Cairo zu durchspähen und von Allem, was in Beziehung auf den Krieg und den allenfallsigen Entwürfen des Sultans dort geschehe, ihm Nachricht zu bringen. Diese kamen jetzt von ihrer Reise zurück und meldeten dem Könige, daß zahlreiche ägyptische Truppen zur Verstärkung des türkischen Heeres in Palästina im Anzuge wären, und daß an diese auch mehrere sehr reiche ägyptische Caravannen, ihrer größern Sicherheit wegen, sich angeschlossen hätten; der ganze Zug, sagten sie, müßte schon in der Nähe angekommen seyn. Richard wollte jetzt bei dieser Gelegenheit die kleine Wunde wieder heilen, die er dem Herzog von Burgund dadurch geschlagen, daß er ohne dessen Beistand die Festung Darum belagert und erobert hatte. Er lud ihn also ein, an dem Unternehmen, an dessen Erfolg der König keinen Augenblick zweifelte, mithin auch an der reichen Beute, die gewonnen würde, Theil zu nehmen. Gerne nahm der Herzog und die Franzosen diesen Antrag an, jedoch unter der Bedingung, die der König auch sogleich einging, daß der dritte Theil der Beute ihnen zufallen sollte. Mit fünfhundert Rittern und tausend Fußgängern brach Richard am folgenden Tage des Abends auf. Eine mondhelle Nacht begünstigte seinen Marsch. Des Morgens am andern Tage gönnte er seiner auserlesenen Schaar einige Stunden Ruhe, setzte dann, nachdem sie Speise zu sich genommen, seinen Marsch fort und kam des Abends, den Türken schon ganz nahe, in der Gegend von Hebron an. Saladin, durch seine Kundschafter von diesen Bewe-

gungen im christlichen Heere bei Zeiten unterrichtet und den Zweck derselben leicht errathend, hatte der heranrückenden ägyptischen Verstärkung fünfhundert mit Bogen und Lanzen bewaffnete Türken zu Hülfe geschickt, und diese, ohne daß es der König hatte hindern können, sich mit jenen vereiniget. Die ganze, nun ziemlich bedeutende Schaar, die zugleich den Caravannen zur Bedeckung dienen sollte, bestand jetzt aus zweitausend Reitern und drei- bis viertausend Mann zu Fuße. Da der Tag sich zu neigen anfing, schlugen sie auf einer kleinen Anhöhe ihr Lager auf, um darin zu übernachten und dann am folgenden Tage ihren Marsch fortzusetzen *). Um die Stärke und

*) Die Anführung der ägyptischen Truppen hatte Saladin dem Fulkeddin, einem seiner jüngern Söhne, übertragen, ihm zugleich auch die Weisung gegeben, nicht den gewöhnlichen kürzeren, sondern den, obgleich längeren und beschwerlicheren Weg durch die Wüste zu nehmen. Fulkeddin war ein junger, feuriger Prinz, es fehlte ihm nicht an Muth und persönlicher Tapferkeit. Aber in jugendlicher Ueberschätzung seiner kriegerischen Talente, glaubte er der Weisung des Vaters nicht folgen zu dürfen, zog also auf der kürzeren, bequemeren Straße, auf welcher er nothwendig, wie Saladin voraussah, auf die Christen stoßen mußte. Einen zweiten, nicht minder bedeutenden Fehler beging er, daß er die Caravanne, ungeachtet des ihm von einem seiner Emirs ertheilten Rathes, nicht des Nachts in dem Gebirge zurückließ, wo sie, im Falle das Gefecht, welches er nicht nur möglicher, sondern höchst wahrscheinlicher Weise zu erwarten hatte, unglücklich für die Türken ausfiel, alsogleich ganz wohlbehalten die Grenzen Aegyptens wieder hätte erreichen können. Offenbar spielte Fulkeddin jetzt selbst ganz muthwilliger Weise die Truppen und Caravannen den Christen in die Hände. Unstreitig sind Muth, Kühnheit und persönliche Tapferkeit höchst schätzbare Eigenschaften, die jedoch nicht immer frommen, im Gegentheil sogar sehr oft nur Verwirrung und Schaden herbeiführen, wenn sie nicht, strenge einge-

Stellung des Feindes und den Weg, den er am andern Tage nehmen würde, recht genau zu erkunden, schickte der König noch an demselben Abend einen Beduinen und zwei leichtbewaffnete, als Araber gekleidete Turkopulen aus. Als diese sich dem feindlichen Lager näherten, kam ihnen sogleich ein Haufe Türken entgegen, sie befragend: wer sie wären, woher sie kämen und wohin sie wollten? Die Turkopolen, um nicht durch ihre Sprache sich zu verrathen, schwiegen, aber der Beduine antwortete: „sie wären Araber und kämen aus der Gegend von Askalon her, wohin sie, um einige Beute zu machen, mit noch mehreren Andern gezogen wären. Aber die Türken ließen sich nicht täuschen, sie sagten ihnen in's Gesicht, sie gehörten zu jenen ruchlosen Abtrünnigen, welche gegen ihre Glaubensgenossen den Christen Hülfe leisteten, und schon wollten sie den Beduinen und die beiden Turkopulen ergreifen, als diesen es noch gelang, durch schleunige Flucht, obgleich einige Zeit von türkischen Pfeilen verfolgt, sich der Gefangenschaft, worauf wahrscheinlich auch ein schmählicher Tod gefolgt wäre, glücklich zu entgehen.

7. Als dem Könige jetzt von den zurückkommenden Kundschaftern gemeldet ward, daß die ägyptischen Truppen an der gewöhnlichen Landstraße gelagert wären und neben ihnen auch die Caravannen ihre Lagerplätze hätten, mithin nicht mehr daran zu

---

schlossen innerhalb der Schranken militärischer Disciplin und Subordination, ganz unbedingt von einer höheren impulsirenden Kraft sich leiten lassen. Die Stärke eines Heeres besteht in der Einheit seines Willens; diese kann aber nur da Statt haben, wo jeder keine andere Ansicht und keine andere Meinung hat, als die seines obersten Feldherrn, mithin weder will, noch nicht will, als was auch dieser will oder nicht will.

zweifeln wäre, welchen Weg sie einschlagen würden, brach Richard sogleich noch in der Nacht mit seinen Rittern und seinem Fußvolke auf. Gegen Tagesanbruch kam er bei dem feindlichen Lager an, gerade in dem Augenblicke, als auch die Türken und die unter ihrer Bedeckung ziehenden Caravannen sich in Bewegung setzten. Richard ließ sogleich seine Bogen- und Armbrustschützen vorrücken, um den ersten Angriff zu machen. Als Fulkeddin hinter dem christlichen Fußvolke noch einen ansehnlichen Haufen Reiterei erblickte, mithin einsah, daß ein Gefecht jetzt unvermeidlich sey, stellte er ebenfalls sein kleines Heer in Schlachtordnung und begann den Kampf. Aber nun zogen sich die Bogen- und Armbrustschützen zurück, worauf die Ritter, deren erste Schaar der König selbst anführte, sogleich hervorbrachen und mit eingelegten Lanzen gegen den Feind rannten. Fulkeddin und dessen Emirs fochten zwar mit vieler Tapferkeit, aber demungeachtet vermochten die Türken nicht dem heftigen Andrang der christlichen Ritter zu widerstehen; nach einem nicht sehr lange anhaltenden Gefechte begaben sie sich sämmtlich auf die Flucht; das ganze ägyptische Verstärkungscorps lößte sich völlig auf; die Einen davon flohen nach der Festung Krack in dem steinigen Arabien, die Andern in die Wüste und wieder Andere nach Aegypten; nur von den, vom Sultan den Aegyptiern zu Hülfe geschickten türkischen Reitern zog sich ein Theil in ziemlicher Ordnung in das Gebirg zurück. Die Caravannen, die, statt sich sogleich bei dem Anfange des Gefechtes in das Gebirge zurückzuziehen, Halt gemacht hatten und jetzt ohne Schutz und Bedeckung dastanden, fielen sämmtlich und mit allen ihren Reichthümern den Siegern in die Hände. Nun begann die Plünderung des feindlichen Lagers. Als aber die Türken, die sich in das Gebirg zurückgezogen hatten, von den An-

höhen herabsahen, daß das von einander getrennte christliche Fußvolk bloß mit Plündern beschäftigt wäre, brachen sie schnell wieder hervor, überfielen die Plündernden, erschlugen viele derselben, bemächtigten sich auch eines, obgleich nicht sehr beträchtlichen Theils der Caravannen und eilten dann mit der größten Schnelligkeit wieder zurück, und da die Ritter, wegen der ungemeinen Schnelligkeit des Laufes der Dromedare, diese doch nicht wieder ereilen zu können glaubten, daher die Türken nicht weiter verfolgten, so blieb auch der, den Christen wieder abgenommene Theil der Caravannen in der Gewalt der Feinde *). Indessen war doch die Beute noch außerordentlich reich. Die Anzahl der eingefangenen Kameele und Maulthiere belief sich auf viertausend siebenhundert. Noch größer war die Zahl der Esel, was aber den wichtigsten und kostbarsten Theil der Beute ausmachte, waren ganz ungeheure Vorräthe von Lebensmitteln, Arzneien und seltenen orientalischen Producten, dabei eine große Menge gemünzten und ungemünzten Gol-

---

*) Der arabische Geschichtschreiber Bohaeddin macht hier den christlichen Rittern Leichtsinn und Unbedachtsamkeit zum Vorwurf; denn hätten sie, sagt er, die Fliehenden nur noch einige Parasangen weiter verfolgt, so würde auch dieser Theil der Caravannen ihnen wieder in die Hände gefallen seyn. Die christliche Ritterschaft war, wie wir bisher schon oft gesehen, mit einem erfochtenen Siege stets schon vollkommen zufrieden; aber denselben auch gehörig zu benutzen und die daraus zu ziehenden Vortheile sich anzueignen, dies war gewöhnlich die geringste ihrer Sorgen. Der Sieg war schon ihr höchster Lohn, weiter verlangten sie nichts. Bei Ritterspielen und Lustkämpfen war es freilich sehr ehrenvoll, den Sieg weit höher zu schätzen, als jeden darauf gesetzten Preis; aber im Kriege, wo es sich um Länder, Städte und Schlösser handelt, ist ein Sieg, den man nicht zu benutzen weiß, oder gar nicht benutzen will, so viel als gar kein Sieg.

des und Silbers, seidener und purpurner Gewänder, Waffen und Rüstungen, große Zelte und der kostbarsten Geräthschaften jeder Art, endlich sogar auch noch sehr viele, äußerst künstlich gearbeitete Schachspiele. Diese waren im Kriege wie im Frieden ein gleich großes Bedürfniß für alle Muselmänner, die in dem Schachspiele eine ihrer Hauptergötzungen fanden.

8. Nach dieser eben so glücklich vollbrachten als reich belohnenden Waffenthat zog Richard über Ramla nach Baitnubah zurück. Bei Ramla kam nun auch König Heinrich mit seinen Pilgerschaaren aus Ptolemais bei dem Könige an und verstärkte mit seinen mitgebrachten nicht unbedeutenden Schaaren das königliche Heer, wodurch Richard so sehr erfreut ward, daß er den Neuankommenden, so wie auch jenen, die im Lager bei Baitnubah zurückgeblieben waren, ohne an der Unternehmung Theil zu nehmen, dennoch einen ansehnlichen Theil der gewonnenen Beute zukommen ließ. Billig hätte Richards hier wieder bewiesene Uneigennützigkeit ihm bei allen Pilgern Ruhm und Ehre und noch größeres Zutrauen erwerben sollen, aber leider geschah gerade das Gegentheil; der Neid, diese schreckliche Giftpflanze, die der Feind der Menschheit in den von Gott geschaffenen, so herrlichen Garten der Natur heimlich gesäet hatte, erwachte jetzt plötzlich, und unter allgemeinem Murren machte man dem Könige den Vorwurf, seine Normänner vor allen Andern begünstiget zu haben *). Hatte das

*) Zudem hatte Richard erklärt, daß er die Beute nach Verdienst austheilen werde. Wenn nun aber die Normänner jetzt wirklich vor den übrigen bevorzugt wurden, so konnte Richard sehr gegründete Ursache haben, da ja die Normänner selbst in Frankreich und von den Franzosen als einer ihrer kriegerischsten und tapfersten Volksstämme betrachtet und geehrt wurden.

glückliche Gefecht bei Hebron und die Eroberung so reicher Caravannen, den Pilgern wieder neuen Muth eingeflößt, so ward derselbe jetzt noch um Vieles erhöhet, als der Bischof von Lydda und der Abt des, in der Nähe von Jerusalem liegenden Klosters zum heiligen Elias, bei dem Könige ankamen und jeder ihm ein Stück des wahren heiligen Kreuzes überbrachte. Seit der Eroberung Jerusalems von den Saracenen hatte der Abt das Heiligthum sorgfältig verborgen. Den Ungläubigen war dieses nicht unbekannt und schon einigemal hatten sie einen Versuch gemacht, durch Martern den frommen Abt zu zwingen, ihnen den Ort, wo er dasselbe verborgen hatte, zu entdecken. Aber der Abt blieb standhaft, und als er jedesmal seine Peiniger versicherte, daß er es in den letzten Unruhen bei der Eroberung Jerusalems verloren hätte, so stand endlich auch Saladin von seinem Begehren ab und ließ den ehrwürdigen, schon so hochbetagten Mann in Ruhe. Der Abt führte den König an den Ort, an welchem er diesen kostbaren Partikel des heiligen Kreuzes vergraben hatte. Dieser ward nun unverzüglich wieder herausgegraben, in feierlicher Procession, unter der Begleitung aller anwesenden Bischöfe und Priester nach dem christlichen Lager gebracht und allen Pilgern zum Kusse und zur Verehrung ausgesetzt.

## XVII.

Aufbruch des Heeres aus seinem Lager bei Baitnuba.h. — Marsch nach Jerusalem. — Muthlosigkeit des Sultans und aller Muselmänner. — Rückzug des christlichen Heeres nach Ramla.

1. Da durch die Ankunft des Königs Heinrich ein längeres Verweilen in dem Lager bei Baitnubah keinen zureichenden Grund mehr hatte, so brach Richard nach einem vierwöchentlichen Aufenthalte allda

endlich auf und zog über das Gebirg. Nach einem nicht sehr strengen Tagemarsch ließ er es jenseits der Gebirge auf einer weiten Ebene ein neues Lager beziehen, schob aber ein bedeutendes Truppencorps bis Lydda vor, um die Straße zu decken, auf welcher dem christlichen Heere die nöthigen Lebensmittel zugeführt werden mußten. Richard jetzt in der Nähe der heiligen Stadt, mithin an dem Ziele aller seiner bisherigen Bestrebungen, war von dem Gedanken, durch die Eroberung Jerusalems, was er für eine leichte Sache hielt, den höchsten Gipfel menschlichen Ruhms zu erreichen, völlig begeistert, und diese Begeisterung theilten zwar nicht alle, doch vielleicht der größte Theil seines Heeres.

2. Die Annäherung des christlichen Heeres verbreitete eine allgemeine Bestürzung in ganz Jerusalem, und noch nie war, wie es wenigstens schien, bei den Muselmännern und selbst bei ihrem Sultan der Muth so sehr gesunken wie jetzt. Die Truppen, der größte Theil des Heeres, welche Saladin für den Winter entlassen hatte, waren noch nicht zurückgekommen, die Besatzung von Jerusalem daher sehr schwach; sie bestand blos aus der Leibwache des Sultans, und obschon Saladin die Festungswerke der Stadt ungemein verstärkt hatte, so schien sie ihm doch jetzt noch nicht hinreichend befestiget, besonders da verschiedene von ihm angeordneten Werke zwar schon weit vorgeschritten, doch noch nicht gänzlich vollendet waren; zudem hatte das unglückliche Gefecht bei Hebron, der Verlust der reichen Caravannen, dann auch die Nachricht, daß König Heinrich sich mit Richard vereiniget und dessen Heere eine sehr bedeutende Verstärkung an Truppen, sowohl zu Pferd als zu Fuß, zugeführt habe, den Muselmännern noch vollends allen Muth benommen, und endlich war Sa-

ladin selbst, durch die vielen früheren Feldzüge geschwächt, keiner besonderen, dauernden Anstrengung mehr fähig. Indessen that er, was er thun konnte. Sämmtlichen in Jerusalem befehligenden Emirs, jedem derselben einen besonderen District anweisend, ließ er auf das strengste gebieten, an den noch nicht vollendeten Festungswerken Tag und Nacht arbeiten zu lassen; auch allen Statthaltern in den Provinzen schickte er schriftliche Befehle, so viele Truppen, als sie nur immer in der Eile unter ihren Fahnen zusammenbringen könnten, unverzüglich zu ihm nach Palästina zu schicken; endlich ließ er auf zwei Meilen im Umkreise von Jerusalem alle Brunnen verstopfen und verderben, sah jedoch auch die Nothwendigkeit ein, sich einstweilen streng innerhalb der Schranken eigener Vertheidigung halten zu müssen, daher er auch das christliche Heer während dessen langem Aufenthalt im Lager bei Baitnubah nicht im mindesten beunruhigte, auch dann noch nichts gegen dasselbe unternahm, als ein Theil der Ritterschaft nach Hebron gezogen, mithin das Heer nicht wenig dadurch geschwächt war, ihm auch nicht unbekannt seyn konnte, daß Richard selbst, dessen Gegenwart doch gewöhnlich in einer Schlacht oder einem Gefecht beinahe das Gewicht einer ganzen Ritterschaft noch bei weitem überwog, den Zug nach Hebron mit seinen Rittern angetreten hatte, mithin jetzt abwesend war.

3. Noch höher stiegen Saladins quälende Besorgnisse, als Boten über Boten ihm meldeten, das christliche Heer stehe nur noch zwei Meilen von Jerusalem. Der Sultan versammelte die Vornehmsten seiner Freunde und Emirs, um sich mit ihnen, was jetzt zu thun sey, zu berathen. Aber eine auffallende trübe Stimmung herrschte in der zahlreichen Ver-

sammlung. Keiner der Anwesenden wollte das Wort nehmen, und auch der einsichtsvolle Bohaeddin wußte nichts anderes zu sagen, als daß er die Versammelten zur Ausdauer in dem heiligen Kampfe ermahnte, sie an die Gefährten ihres großen Propheten erinnerte, der sich ebenfalls einigemal in der größten Gefahr befunden hätte, und ihnen endlich den Rath gab, in des Chalifen Omars großer Moschee zu schwören, daß sie sämmtlich entschlossen wären, für das Wohl des Islams und die Ehre des großen Propheten mit den Waffen in der Hand zu sterben. Dem Sultan war die Muthlosigkeit und tiefe Niedergeschlagenheit seiner Emirs, selbst der ältesten und versuchtesten Feldherren, nicht entgangen; sich plötzlich daher von seinem Sitze erhebend, hielt er nun selbst eine feurige, wahrhaft schwärmerische, für muselmännische Gemüther hinreißende Rede. „Das Wohl und die Erhaltung des Islams," sagte Saladin, „liegt jetzt in eueren Händen. Nicht nur die Augen unseres großen Propheten und der Engel im Himmel, sondern auch die Blicke aller Muselmänner in ganz Asien sind auf euch gerichtet. Die Familien zahlloser Rechtgläubigen sind euerem Schutze anvertraut, und wenn ihr, die ihr bisher es allein wagtet, unseren Feinden kühn entgegenzutreten, euch dem heiligen Kriege jetzt entziehet, so werden alle diese Länder, die wir dem Islam gewonnen haben, wieder verloren gehen, und der Engel des Gerichtes wird dieselben zusammenrollen, wie er einst das Buch zusammenrollen wird, in welchem die Thaten und Handlungen der Menschen aufgezeichnet sind." Von dieser Rede ergriffen, erhob sich jetzt alsogleich der, dem Leser schon bekannte, tapfere Saifeddin, ehemaliger Befehlshaber der Besatzungstruppen von Ptolemais, und antwortete dem Sultan im Namen der ganzen Versammlung. „Herr!" sprach er, „du hast

uns alle mit Wohlthaten überhäuft. Was wir besitzen, haben wir blos von deiner stets gegen uns überfließenden Freigebigkeit; es ist also auch Alles dein und uns selbst ist nichts eigen, als blos unsere Nacken, über die du doch ebenfalls zu gebieten hast. Wir schwören also bei Gott und dessen Propheten, unseren Herrn, welche Gefahren ihn und uns auch umgeben könnten, nie zu verlassen." Alle Anwesende, worunter sich sogar noch einige alte Gefährten des berühmten Schirkuh befanden, wiederholten, gleich begeistert, auf der Stelle denselben Schwur; und die jetzt plötzlich wiederkehrende Entschlossenheit seiner Emirs erfreuete den Sultan so sehr, daß er zur Feier dieses Tages ein glänzendes Gastmahl gab.

4. Aber demungeachtet nagte ein schwerer Kummer an dem Herzen des Sultans, den er jedoch zu verheimlichen suchte und erst in der folgenden Nacht seinem Freunde, dem Kadi Bohaeddin, entdeckte. „Die Mameluden," sprach Saladin, „hätten ihm wissen lassen, ihnen mißfalle im höchsten Grade der am Morgen im Kriegsrath gefaßte Beschluß, in Jerusalem eine Belagerung auszuhalten. Dieß sey durchaus nicht anzurathen, indem der darin gelassenen Besatzung das nämliche Schicksal bevorstünde, welches die Muselmänner in Ptolemais erfahren hätten; weit vorzuziehen sey es demnach, dem Feinde eine entscheidende Schlacht zu liefern, indem durch den Gewinn derselben, wenn er den Muselmännern zu Theil werden sollte, auch alles schon Verlorne wieder gewonnen werden würde, und sollte selbst die Schlacht verloren gehen, so würde doch immer das Heer gerettet werden. Die Stadt Jerusalem, ohne welche der Islam schon so viele Jahrhunderte bestanden hätte, könnte dann ohne großen Schaden den Christen preisgegeben werden. Wollte jedoch der Sultan seine Soldaten

zwingen, Jerusalem zu behaupten, so möchte er auch selbst mit ihnen in der Stadt bleiben und deren Vertheidigung übernehmen." Bohaeddin suchte jetzt blos, so viel er konnte, seinen Herrn zu trösten. Er rieth ihm, durch inbrünstiges Gebet und recht häufiges Kniebeugen in Omars großer Moschee den göttlichen Beistand auf sich herabzuziehen. Saladin folgte gerne diesem Rathe, weil wirklich kein anderer jetzt zu befolgen war. Er begab sich in die Moschee, sein Freund Bohaeddin begleitete ihn dahin und sah nun, nicht ohne die wärmste Theilnahme, daß dem ergrauten Helden während seines Gebetes beinahe unaufhörlich Thränen über die Wangen herabrollten. Indessen war Saladin fest entschlossen, dem Willen der Mameluken nicht nachzugeben, sondern Jerusalem, was auch die Christen beginnen möchten, bis auf den letzten Augenblick zu behaupten; hielt es jedoch, was jeder nur einigermaßen gesunde Menschenverstand einsehen mußte, für ungeziemend und für die gemeinsame Sache höchst gefährlich und verderblich, selbst in Jerusalem zu bleiben, ernannte aber den Fürst von Baalbeck, einen seiner Anverwandten, zum obersten Befehlshaber der Stadt während der ihr nun bevorstehenden Belagerung. Aber gerade jetzt, wo die peinlichen Besorgnisse des Sultans auf das Höchste gestiegen waren, war, ohne daß er es nur von weitem ahnete, schon alle Gefahr vorüber; und auf die bisher so sorgen- und qualvollen Tagen folgten nun bei Saladin ganz unerwartet und unverhofft weit heitere und zuversichtsvollere Wochen.

4. Schon bei dem Abmarsche des christlichen Heeres gab es Einige, deren Absichten und Meinungen über eine Belagerung Jerusalems mit dem allgemeinen Verlangen der Pilger nicht übereinstimmten. Sie hielten eine Belagerung der großen Stadt jetzt gar nicht für zeitgemäß und zweifelten an einem glücklichen Erfolge.

Diese Meinung gewann auf dem Zuge des Heeres und während dessen Verweilens in den Lagern, theils aus Ueberzeugung, theils auch, weil selbstsüchtige Absichten und Zwecke sich einmischten, eine immer größere Zahl von Anhängern; und als jetzt Richard kaum noch etwas mehr als zwei Meilen von Jerusalem entfernt war, baten ihn die Barone, besonders der Herzog von Burgund *) und die Franzosen: er möchte doch jetzt noch einmal die beinahe unüberwindlichen Schwierigkeiten reiflich überlegen, welche einer Belagerung Jerusalems entgegenstünden. Bei der weiten Entfernung, sagten sie, von der Küste des Meeres, woher die Pilger allein die nöthigen Lebensmittel erhalten könnten, so wie bei den großen Schwierigkeiten, die Zufuhren für das Heer auf einem Wege von so großer Länge, gegen die überall und besonders in den Gebirgen zwischen Ramla und Jerusalem herumstreifenden Türken gehörig zu bedecken und zu sichern und endlich bei den nicht minder großen Hindernissen, welche die von dem Feinde besetzten Gebirgspässe jeder weitern Bewegung der Christen, besonders bei deren völligen Unkunde des Landes, entgegen setzten, fänden sie die Belagerung der großen Stadt in dem gegenwärtigen Augenblicke durchaus nicht für rathsam; einen glücklichen Erfolg könne man sich von diesem Unternehmen unmöglich versprechen, wohl aber habe man großes Ungemach, Gefahren jeder Art und vielleicht gar den Verlust

*) Einige behaupteten sogar, jedoch ohne überzeugende Beweise anführen zu können, der Herzog habe von seinem König, bevor derselbe das gelobte Land verließ, die Weisung erhalten, jede dem Könige Richard und dessen Engländern große Ehre bringende Unternehmung, und um so mehr die Belagerung und Eroberung von Jerusalem auf alle Weise zu hemmen, zu erschweren und wo möglich gänzlich zu hindern.

des größten Theils des Heeres davon zu befürchten. Zudem würde Saladin nicht zögern, zum Entsatz der Stadt herbeizueilen; mit seiner so zahlreichen Reiterei würde es ihm ein Leichtes seyn, das Belagerungsheer von allen Seiten einzuschließen, sich in der Ebene gegen Ramla auszubreiten und die Pilger demnach von Ramla, Joppe, Askalon und allen an der Meeresküste liegenden Städten abzuschneiden; die Nothwendigkeit gebiete es daher, zwei Heere aufzustellen, das eine, um die angefangene Belagerung fortzusetzen, das andere, um den äußern Feind zu bekämpfen; aber dazu sey man jetzt zu schwach, da das Heer kaum zahlreich genug wäre, um Jerusalem, bei dessen ungeheuerm Umfange auf allen Seiten zu berennen.

5. Mit sichtbarem Unwillen hörte Richard, der vor keiner Schwierigkeit zurückschreckte, und dessen Muth bei steigernder Gefahr nur immer noch höher stieg, diesen Einwendungen der Barone, besonders der Franzosen, die hartnäckiger als alle Andern bei ihren Ansichten beharrten. Indessen wollte er doch, besonders da die angeführten Gründe nicht ganz unscheinbar waren, und in Hinsicht auf die gegenwärtige Stimmung eines so großen Theils seines Heeres, nicht geradezu die Belagerung Jerusalems ganz eigenmächtig befehlen. Es ward also beschlossen, einen Ausschuß von zwanzig Geschwornen zu wählen, nämlich fünf Tempelritter, fünf Johanniterritter, fünf Franzosen und fünf Eingebornen, welche die vorliegende, so wichtige Frage entscheiden und deren Entscheidung alle Pilger ohne weitern Widerspruch sich fügen sollten. Der Ausschuß fand die, gegen die Belagerung Jerusalems erhobenen Einwendungen vollkommen gegründet, sprach sich also ebenfalls dagegen aus, brachte aber, vorzüglich auf Anrathen

der Templer- und Johanniterritter, einen Feldzug nach Aegypten und die Belagerung und Eroberung Cairos in Vorschlag. Den Sultan in dem Mittelpunkte seiner Macht anzugreifen, ihn von den Hauptquellen aller seiner kriegs- und finanziellen Quellen abzuschneiden, wäre unstreitig der Plan eines großen, einsichtsvollen Feldherrn gewesen. Da in allen bisherigen offenen Feldschlachten die Christen stets siegten, so wäre an einer schnellen Eroberung des von Festungen noch ziemlich entblößten Aegyptens und der, bei ihrem ungeheuern Umfange noch lange nicht hinreichend befestigten Stadt Cairo gar nicht zu zweifeln, und der Sultan, bei dieser gewaltigen Erschütterung aller Grundpfeiler seiner Macht und Größe, gezwungen gewesen, gegen die Zurückgabe Aegyptens, dessen Eroberung nun auch bald jene von Berytus und Damascus hätte folgen müssen, Jerusalem, in dessen Besitz er ohnehin erst seit ein paar Jahren war, sammt ganz Palästina den Christen wieder zurückzugeben. Sehr ausführbar wäre dieser Plan unstreitig gleich nach der Eroberung von Ptolemais gewesen, jedoch unter der Voraussetzung, daß vollkommene Einigkeit unter den beiden Königen geherrscht, mithin Philipp August noch nicht sobald das gelobte Land wieder verlassen und durch seinen Abzug mit dem größten Theile des französischen Heeres jenes der zurückbleibenden Pilger so sehr geschwächt hätte.

6. Aber offenbar war jetzt unter den gegenwärtigen Umständen ein Feldzug nach Aegypten nicht mehr rathsam. Indessen schien doch Richard, da ihm die Belagerung und Erstürmung Jerusalems nicht mehr gegönnt waren, einer Heerfahrt nach Aegypten gar nicht abgeneigt, aber desto heftiger widersprachen derselben die Franzosen, und die Hartnäckigkeit, mit

der sie bei ihrem Widerspruche beharrten, führte nun sogleich wieder, durch ein, obgleich wenig bedeutendes Ereigniß, zwischen dem König und dem Herzog von Burgund einen neuen Streit herbei. Ausgesandte Kundschafter hatten nämlich dem Könige gemeldet, daß sie in der verflossenen Nacht Tritte von Menschen und Kameelen, die von dem Gebirge herabkamen, vernommen, daher dem Geräusch sich genähert und nun bald gesehen hätten, daß einige Türken fünf schwer geladene Kameele begleiteten, die, wie sie nachher ebenfalls erspähet hätten, in das französische Lager zu dem Herzoge von Burgund wären geführt worden. Der König gab sogleich Befehl, die Türken, welche den Kameelen zur Bedeckung gedient hätten, auf ihrer Rükkehr gefangen zu nehmen; und diese, als sie vor den König geführt wurden, gestanden, ohne lange zu zögern und ohne daß die Folter ihnen ein Geständniß abgepreßt hätte, die fünf Kameele wären mit kostbaren Geschenken beladen gewesen, die sie auf Befehl ihres Sultans zu dem Herzoge von Burgund hätten führen müssen und demselben auch wirklich zugeführt hätten *). Des Herzogs oft sehr zweideutiges, bisweilen nichts weniger als offenes und redliches Benehmen hatte längst schon Richards Argwohn geweckt, der aber bei demselben jetzt in eine vollkommene Ueberzeugung der

*) Wohl hatte Richard ebenfalls schon einigemal von dem Sultan Geschenke erhalten und diese durch Gegengeschenke erwiedert, aber stets unter ganz anderen Zeitumständen, nämlich gewöhnlich nur dann, wenn beide Fürsten im Begriffe standen, Unterhandlungen anzuknüpfen oder wirklich schon angeknüpft hatten. Wer aber in dem Moment, wo ein großer, entscheidender Schlag gegen den Feind soll ausgeführt werden, von demselben Geschenke empfängt, der berechtiget unstreitig zu dem, in solchem Falle gewiß sehr gegründeten Verdacht eines schändlichen Verrathes.

Treulosigkeit des Herzogs überging. Unverzüglich ließ er den Herzog, den Patriarchen von Jerusalem und den Prior von Bethlehem zu sich rufen und schwur in ihrer Gegenwart, selbst über heiligen Reliquien, einen feierlichen Eid, daß, wie er schon früher Willens gewesen, auch jetzt noch bereit sey, Jerusalem sogleich anzugreifen und die heilige Stadt durch deren Eroberung der Gewalt der Ungläubigen zu entreissen, nur forderte er, daß auch der Herzog auf der Stelle denselben Eid leisten sollte; und da der Herzog sich dessen weigerte, so nannte ihn Richard, in Gegenwart jener beiden ehrwürdigen Zeugen, einen schändlichen Verräther, der in einer heimlichen Verbindung mit den Feinden Gottes und der Christenheit stünde. Diese letztere Beschuldigung stellte zwar der Herzog in Abrede, aber der König ließ die Gefangenen vorführen, die nun in Gegenwart des Patriarchen und des Priors und unter den Augen des Herzogs ihr schon gemachtes Geständniß wiederholten. Aber anstatt die, für den Augenblick noch nicht ganz vollständige Untersuchung noch weiter und zwar öffentlich fortzusetzen, ließ der König die gefangenen Türken vor das Lager bringen und mit Pfeilen erschießen; diesen Befehl gab jedoch Richard offenbar bloß in der ersten, gewöhnlich furchtbaren Aufwallung seines Zornes gegen den Herzog von Burgund, vielleicht auch aus Besorgniß, daß die Gefangenen ihr Geständniß vielleicht später wieder zurücknehmen möchten. Diese eilige Bestrafung einiger Verbrecher, deren Verbrechen Niemand kannte, machte auf einen Theil des Heeres einen für den König nicht sehr günstigen Eindruck. Aber zwischen Richard und dem Herzoge von Burgund war von diesem Augenblicke an keine Versöhnung mehr möglich. Der im höchsten Grade beleidigte Herzog von Burgund trennte sich nun auf immer von dem Könige und zog mit allen seinen Franzosen hinweg, die aber, wie ihr Anführer, da

Richard ein allgemeines Verbot an alle christlichen Städte erlassen hatte, den Herzog mit seinen Leuten darin nicht aufzunehmen, stets unter freiem Himmel in ihren Zelten übernachten mußten. Mit Thränen *) im Auge gab Richard, nach Abzug der Franzosen, dem Heere den Befehl zum Rückzuge nach Ramla. Aber bevor er noch denselben antrat, lagerte er sich, unbekümmert um die vielen in der Gegend herumstreifenden Türken, bloß unter der Bedeckung von dreihundert Bogenschützen, auf einer, ungefähr eine halbe Meile von dem Lager gelegenen Anhöhe. Von hier aus konnte er ganz Jerusalem übersehen, und brach nun in die, die heftigen Bewegungen in seinem Innern deutlich kundgebenden Worte aus: „Die, welche nicht Muth und Entschlossenheit genug haben, auch mit Aufopferung ihres Lebens Jerusalem zu erobern, sind auch nicht würdig, selbst nur von Ferne die heilige Stadt zu schauen **)." Unter den größten Verwünschungen vieler Tausende von Pilgern gegen alle, welche dem Könige zum Rückzuge gerathen hatten, trat nun das Heer den Marsch nach Ramla an.

## XVIII.

Belagerung von Joppe von den Türken. — Richard eilt zum Entsatze der Stadt herbei. — Des Königes ungemeine Besonnenheit und Gegenwart des Geistes. — Richards glänzender Sieg über den Sultan bei Joppe.

1. Ernst und düster und in schwere Gedanken versunken saß Saladin in seinem Zelte im Lager

*) Schlossers Geschichte des dritten Kreuzzuges. III. B. S. 511.

**) Man kann sich leicht vorstellen, wie schmerzhaft es Richard jetzt empfand, Jerusalem aufgeben zu müssen, besonders da ihm, in Folge eines in der Stadt gehabten geheimen Einverständnisses, die außerordentliche Muthlosigkeit der Muselmänner nicht unbekannt war, er sogar von einer frommen Wittwe schon die Schlüssel zu einem der Stadtthore erhalten haben soll.

bei Arnold, als ein so eben angekommener Bote ihm gemeldet ward. Schon befürchtete der Sultan, jener werde ihm ebenfalls wieder eine, vielleicht nur noch mehr beunruhigende Nachricht bringen; befahl jedoch, denselben sogleich vorzulassen. Der Bote trat also ein, brachte aber dem Sultan statt einer traurigen Botschaft die für ihn so erfreuliche Kunde von dem Rückzuge des Pilgerheeres nach Ramla. Ueberrascht und voll Staunen über dieses so wenig erwartete Ereigniß, wollte Saladin anfänglich den Worten des Boten keinen Glauben beimessen, aber von der Wahrheit der erhaltenen Nachricht bald vollkommen überzeugt, brach er in lauten Dank gegen den Himmel aus und erklärte den Rückzug des feindlichen Heeres für ein offenbares Wunder seines großen Propheten, der auf eine außerordentliche Weise den Sinn der Christen geblendet, deren Gemüther bethört habe. Unverzüglich begab er sich jetzt wieder nach Jerusalem, wo nun in Omars großer Moschee ein Dankfest nach dem andern gefeiert ward. Aber so wie selten ein Unfall allein, sondern gewöhnlich im Gefolge noch anderer Unfälle kommt, eben so reihet sich auch in günstigern Zeiten ein glückliches Ereigniß an das andere. Um dieselbe Zeit traf nämlich Maleck-al-Daher mit einer sehr beträchtlichen Heerabtheilung aus Mesopotamien bei seinem Vater, dem Sultan ein; auch einer seiner Emirs stieß mit einem ansehnlichen Truppencorps zu dem Heere des Sultans; zudem kamen Boten auf Boten an und meldeten dem Sultan, daß sämmtliche ägyptische Hülfs- und Verstärkungstruppen im Anzuge und nicht mehr sehr weit entfernt wären, und endlich schienen auch Saladins Mamelucken, durch den Rückzug der Christen, von ihrem alten Muthe auf das neue beseelt zu seyn. Saladin glaubte also sich nicht länger mehr innerhalb der Schranken eines bloßen Vertheidigungskrie-

ges halten zu müssen; beschloß daher den Bewegungen der Christen zu folgen und auch seiner Seits nun angriffsweise zu Werke zu gehen

2. Richard hatte indessen mit seinem jetzt so sehr geschwächten Heere sich zuerst über Joppe nach Askalon zurückgezogen, die Festung Darum, die er für unhaltbar hielt, schleifen lassen und stand nun im Begriffe, nachdem er vorher eine Besatzung von fünftausend Mann in die Stadt Askalon geworfen hatte, mit den wenigen Schaaren, die noch seiner Fahne folgten, nach Ptolemais zu ziehen. Saladin, diesmal über die Bewegungen der Christen nicht gehörig unterrichtet und in der irrigen Meinung, daß der König Berytus belagern werde, brach nun eiligst mit seiner ganzen Macht von Jerusalem auf. Da er aber sowohl bei Ramla als auch in der Gegend von Joppe keine Feinde mehr fand, so beschloß er, um dem Könige eine mächtige Diversion zu machen, die ihn zwingen könnte, die Belagerung von Berytus aufzugeben, die Stadt Joppe zu belagern, deren er sich vielleicht bemächtigen könnte, bevor noch Richard Zeit haben würde, zum Entsatz herbeizueilen. Unverzüglich wurden also die Laufgräben eröffnet, das Wurfgeschütz aufgerichtet, die Stadt auf das heftigste beschossen und zugleich mit Untergrabung der Mauern der Anfang gemacht. Die Besatzung, obgleich noch wenig geübte Krieger, leisteten jedoch einen Widerstand, der selbst das Erstaunen der Türken erregte. Saladin schloß auf der Landseite die terrassenförmig gebaute Stadt so völlig ein, daß die beiden Flügel seines Heeres sich an der Meeresküste anlehnten. Den rechten Flügel befehligte Maleck-al-Daher, den linken Maleck-al-Adel, Saladin selbst nahm seine Stellung im Centrum seines Heeres. Die Türken bemüheten sich vorzüglich, jenen Theil der

Mauer zu untergraben, der früher auf Saladins Befehl war niedergerissen, jedoch von den Christen in aller Eile wieder auferbauet worden, daher aber auch jetzt bei weitem nicht die gehörige Festigkeit zu haben schien. Den Schanzgräbern der Türken arbeiteten doch jene der Christen mit vieler Geschicklichkeit entgegen und trieben sie, wenn sie unter der Erde auf sie stießen, stets wieder hinweg. Als aber dennoch am vierten oder fünften Tage der Belagerung ein Theil der Mauer einstürzte, bot die Besatzung dem Sultan die Uebergabe der Stadt mittels Vertrag an. Saladin war sogleich bereit den Antrag anzunehmen und den Christen die nämlichen Bedingungen zuzugestehen, die er auch den Einwohnern von Jerusalem bewilliget hatte. Aber bis zur wirklichen Uebergabe forderten die Belagerten jetzt noch einen Waffenstillstand und eine Frist von acht Tagen, um abzuwarten, ob die Stadt bis dahin vielleicht nicht würde entsetzt werden. Dieses Begehren schlug Saladin ab, worauf die Feindseligkeiten auf das Neue wieder anfingen, aber die Belagerten sich so tapfer vertheidigten, daß es den Sultan reuete, ihren Antrag wegen eines Waffenstillstandes nicht angenommen zu haben. Unter furchtbarem, wildem Geschrei wagten nun die Türken einen Hauptsturm. Zugleich stürzte das östliche Thor mit einem Theile der Mauer unter einem schrecklichen Getöse zusammen, aber demungeachtet mißlang den Türken der Sturm; denn wo die Mauern eingestürzt waren, loderte jetzt plötzlich eine Menge, von den Christen schnell zusammengebrachter Holzstöße in hellen Flammen auf, so daß die Stürmenden, da ein starker Wind ihnen entgegenwehete, von Rauch und Flammen zurückgetrieben wurden, und als das Feuer wieder verschwand, hielten die Belagerten, in dichten Reihen geschlossen, den Türken so viele Lanzen und

Speere entgegen, daß sie zaghaft zurückwichen, worauf die Belagerten, durch diesen Erfolg ermuthiget, sogar einen Ausfall wagten, und während ihre Bogen- und Armbrustschützen von den Mauern herab sie kräftig unterstützten, die Türken im offenen Felde bekämpften. Aber leider gehörte der Burgvogt von Joppe, Alberik aus Rheims, nicht zu den Tapfern. Dieser hatte schon gleich in den ersten Tagen der Belagerung einen Versuch gemacht, zu Schiffe zu entfliehen, war aber von einigen seiner Gefährten, und zwar mit Gewalt wieder in die Burg zurückgebracht worden. Mit diesem Alberik standen noch einige andere, nicht minder feige Ritter in Verbindung, und diesen gelang es, die Besatzung durch Vorspiegelung der großen Gefahren, die bei der Fortsetzung der Belagerung ihrer harrten, so sehr zu bethören, daß sie auf das Neue Abgeordnete an den Sultan schickten und diesem die vertragmäßige Uebergabe der Stadt antrugen. Saladin war sogleich dazu bereit, setzte jetzt aber noch die Bedingung hinzu, daß die Christen in Joppe gegen gefangene Muselmänner sollten ausgewechselt werden. Reiter gegen Reiter, Turkopul gegen Turkopul, Fußknechte gegen Fußknechte, und daß dem übrigen Volke in Joppe, das an dem bisherigen Kampfe keinen Antheil genommen, die nämlichen Bedingungen, unter welchen auch die Christen in Jerusalem ihre Stadt übergeben hätten, zugestanden werden sollten. Die Abgeordneten aus Joppe befanden sich noch bei Saladin, als die Türken die Stadt schon wieder zu bestürmen anfingen. Jene baten also den Sultan, er möchte doch nur so lange noch die Feindseligkeiten einstellen, bis sie denen, welche sie gesandt, seine Antwort zurückgebracht hätten. „Ich kann," erwiederte Saladin, „meine Muselmänner in ihrem angefangenen Werke nicht stören; aber sagt euern Glaubensgenossen,

sie möchten nur einstweilen die Stadt meinen Leuten überlassen und sich in die Burg zurückziehen, wo die begonnenen Unterhandlungen wegen Uebergabe der Stadt, der ohnehin kein Hinderniß entgegenstünde, schon in wenigen Stunden beendiget werden könnten." Die Besatzung und Einwohner befolgten den Rath des Sultans, und zwar mit einer Bereitwilligkeit und Hastigkeit, wodurch sie ihre noch vor ein paar Tagen bewiesene Tapferkeit schändlich verläugneten. Während die Einwohner in ängstlicher Eile, ohne an den mindesten Widerstand zu denken, nach der Burg liefen, drangen die Türken Haufenweise in die Stadt, ermordeten alle in den Häusern krank darnieder liegenden Pilger, erschlugen Alle, welche nicht mehr Zeit hatten die Burg zu erreichen und begannen dann die Stadt mit Muße und aller Bequemlichkeit zu plündern. Die Beute, welche in Joppe den Türken in die Hände fiel, war ungemein beträchtlich; sie fanden sogar noch einen Theil der bei Hebron den ägyptischen Caravannen abgenommenen Güter. Aber so reich auch die Beute war, bekamen dennoch die gemeinen türkischen Soldaten sehr wenig oder gar nichts davon. Die Mamelucken stellten sich vor die Thore und nahmen den herausgehenden Soldaten Alles ab, was diese gewonnen zu haben glaubten und daher als ihr Eigenthum betrachteten, aber jetzt, wenn sie dasselbe nicht gutwillig hergeben wollten, von den übermüthigen Mamelucken sogar noch mit Schlägen auf das gröbste mißhandelt wurden; und da diese Gewaltthätigkeit ungeahndet blieb, so entstand in dem ganzen türkischen Heere gegen jene freche und anmaßungsvolle Miliz eine Erbitterung, die, ohne die Klugheit des Sultans und dessen überwiegendes Ansehen, sehr verderbliche Folgen würde herbeigeführt haben.

3. König Richard war indessen in Ptolemais

angekommen und hatte schon mehrere Vorkehrungen zu seiner Rückkehr nach England getroffen, auch sieben Schiffe nach Berytus geschickt, um den dortigen Hafen zu sperren und dadurch die Fahrt seiner Flotte zu sichern. Aber ganz unerwartet kamen auf einmal Eilboten aus Joppe an, die ihm die bedrängte Lage der Stadt meldeten und um schleunige Hülfe baten. Dazu war König Richard augenblicklich bereit, gab demnach seine Rückkehr und alle dazu getroffenen Anstalten wieder auf, und ließ durch einen Herold die vor Ptolemais lagernden Pisaner und Genueser, wie sämmtliche noch übrigen Pilger auffordern, ihm nach Joppe zu folgen. Alle folgten dem Rufe des Königes, nur nicht der Herzog von Burgund, obgleich auch ihn der König, und zwar auf eine sehr anständige Weise hatte ersuchen lassen, zur Befreiung einer für die Christen in Palästina so wichtigen Stadt, sich mit dem kleinen Heere, das er, der König, jetzt noch dahin führen könnte, zu vereinigen *). Ohne Zeit zu verlieren schiffte sich Richard mit dem größten Theile der Ritter auf seiner Flotte ein, nachdem er vorher dem König Heinrich den Auftrag gegeben hatte, mit den Tempel- und Johanniterrittern, den Pisanern, Genuesern und allen übrigen Pilgern zu Lande über Cäsarea nach Joppe zu marschiren. Leider hemmten widrige Winde die Fahrt der Flotte,

*) Der Herzog von Burgund gab die trotzige Antwort: Er und seine Franzosen hätten mit dem Könige von England gar keine Gemeinschaft mehr, zog demnach, unbekümmert um das Heil der Pilger, mit seinen Leuten nach Tyrus, wo er aber gleich am folgenden Morgen von einer heftigen Krankheit befallen ward, den Verstand verlor und in völliger Verrückung schon am achten Tage nach seiner Ankunft in Tyrus starb. Das Volk betrachtete den Tod des Herzogs als ein offenbares göttliches Strafgericht.

und da der Sultan von dem Befehlshaber eines in der Gegend von Ptolemais aufgestellten Beobachtungscorps jetzt die Nachricht erhielt, König Richard habe sich zum Entsatze von Joppe eingeschifft, so suchte er den Abschluß des Vertrags und der alsogleich darauf folgenden Räumung der Burg so viel als möglich zu beschleunigen. Zwar hörte man schon sehr frühe des Morgens auf der Küste den Schall der christlichen Trompeten, aber dennoch kam Richard erst sehr späte und nur mit drei Schiffen am Abend desselben Tages an, an welchem der Vertrag mit dem Sultan war abgeschlossen worden. Da er auf den Mauern nur türkische Fahnen sah, so glaubte er zu spät gekommen zu seyn und zögerte daher mit der Landung. Diese Zögerung und die wenigen königlichen Schiffe, welche die Christen vor dem Hafen der Stadt erblickten, bewogen dieselben, ungeachtet der Ankunft des Königes, dem Sultan, zufolge des mit ihm so eben geschlossenen Vertrages, die Burg zu übergeben. Saladin schickte demnach, obgleich er den Vertrag noch nicht unterzeichnet hatte, einen Emir nebst seinem Schatzmeister in die Burg, um von allen dort aufbewahrten Vorräthen an Waffen wie an andern Gütern ein genaues Verzeichniß zu verfertigen. Dem Emir gab der edelmüthige Saladin noch den besondern Auftrag, dafür zu sorgen, daß der Abzug der Christen mit der gehörigen Ordnung geschähe und die Abziehenden gegen Beraubung und andere Gewaltthätigkeiten geschützt würden. Der damit beauftragte Emir hatte jetzt alle Hände voll zu thun. Die Stadt war mit raublustigen Türken angefüllt, die nur auf die abziehenden Christen lauerten, um durch deren Beraubung ihre Raubsucht zu befriedigen. Der Emir suchte demnach alle in Joppe herumstreifenden Türken, sogar mit Gewalt und derben Schlägen, aus der Stadt zu entfernen; aber wenn

er glaubte, an einer Stelle freie Bahn für die Christen gewonnen zu haben, drängten sich die Beutelustigen an einer andern Stelle in noch größern Haufen wieder herein. Auf diese Weise zog sich das Räumungsgeschäft zwar sehr in die Länge, aber die Stadt Joppe ward dadurch gerettet. Als nämlich die, welche in der Burg zurückgeblieben waren, auf einmal sahen, daß die drei königlichen Schiffe sich bis auf siebenunddreißig vermehrt hatten, daher nicht zweifelten, der König werde sogleich landen, brachen sie plötzlich alle Unterhandlungen ab, machten sogar einen Ausfall, jagten die Türken aus der Stadt, wurden aber, da Saladin sogleich neue und noch zahlreichere Schaaren sandte, wieder auf die Burg zurückgetrieben. Zum größten Verdruß der Burgbewohner zögerte Richard noch immer mit der Landung, indem es ihm nicht rathsam schien, an einer Stelle zu landen, wo die Türken das Ufer bereits in großer Ueberzahl besetzt hatten. Aber nun wagte ein Priester sein Leben für das allgemeine Wohl. Er sprang von einem der hohen Burgthürme kühn in den Hafen herab, litt in dem weichen, sandigen Boden keinen Schaden, eilte an das Meer, erreicht schwimmend das Schiff des Königes und berichtet demselben die verzweifelungsvolle Lage der Christen auf der Burg. Sogleich verschwand jetzt vor Richards Augen jede Gefahr; unbekümmert um die Zahl der an dem Ufer aufgestellten Türken, sprang er in das Meer; die Ritter ihm nach; das Wasser ging ihnen bis an die Gürtel. Ein hitziger Kampf begann nun an dem Ufer. Aber bald ließen die Türken von ihrer tapfern Gegenwehr nach, und in dem Wahne, eine noch weit stärkere Macht lauere auf sie in einem Hinterhalte, begaben sie sich sämmtlich auf die Flucht. Um die Landung der auf der Flotte noch befindlichen Pilger zu sichern, ließ der König in aller Eile ein Bollwerk von Brettern und alten, im Hafen

vorfindlichen Schiffen errichten und besetzte es mit Bogen- und Armbrustschützen. Als sämmtliche Mannschaft am Lande war, wurden nun auch bald die Thore der Stadt erbrochen, worauf die Besatzung in der Burg, als sie Richards königliches Panier in der Stadt erblickten, sich mit ihren neu angekommenen Waffenbrüdern vereinigten. Die Türken, deren Anzahl, als Richard in die Stadt drang, sich noch auf mehr als dreitausend Mann belief, leisteten beinahe gar keinen Widerstand, suchten blos, wo möglich, durch schleunige Flucht sich zu retten, auf der sie aber, da sie von den Christen eine kleine Strecke weit verfolgt wurden, noch viele der Ihrigen verloren. Saladin, der jetzt sah, daß die Stadt Joppe wieder in der Gewalt des Königes von England war, zog sich mit seinem Heere nach Jasur, auf der Straße von Ramla zurück, und zwar mit solcher Eile, daß ein großer Theil der Beute nicht fortgebracht werden konnte, daher den Christen wieder in die Hände fiel; worauf Richard das von den Türken verlassene Lager bezog.

4. Richard staunte selbst über den eben so schnellen als unerwarteten Erfolg seiner Unternehmung. Er ließ den Kämmerling des Prinzen Maleck-al-Adel und noch einige andere gefangene vornehme Mameluken zu sich rufen, scherzte mit ihnen über den eiligen Rückzug ihres Sultans, lobte und bewunderte jedoch auch dessen schnelle Eroberung von Joppe. „Warum," sagte Richard, „hat Saladin, der größte Fürst des Morgenlandes, der Joppe schon in wenigen Tagen einnahm, wozu meines Erachtens ein paar Monate kaum hinreichend gewesen wären, bei meiner Ankunft sogleich sein Lager verlassen? Ich war wahrhaftig zu einer Schlacht nicht gerüstet, und hatte außer einer kleinen Anzahl von Rittern und Bogenschützen, blos einen Haufen ungeübten Schiffvolkes zu meiner Verfügung."

Richard sprach überhaupt mit einer nur allzugroßen Offenheit von der Verfassung, in welcher er und das Pilgerheer sich jetzt befänden, gab aber demungeachtet dem Kämmerling des Prinzen den Auftrag, dem Sultan zu sagen: er möchte nun einmal Friede schließen; des beiderseitigen Länderverwüstens sey es jetzt genug. Diese gleichsam nur zufällig hingeworfene Aeußerung fand jedoch bei dem Sultan nur kalte Aufnahme. Aber Saladin erfuhr bei dieser Gelegenheit die schwache Anzahl der Truppen, mit welchen Richard Joppe genommen, und vor welchen das ganze türkische Heer sich so übereilt zurückgezogen hatte; zugleich vernahm er auch jetzt, daß der König Heinrich mit seiner, aus Genuesern, Pisanern und einer Anzahl wohlgeübter Bogen- und Armbrustschützen bestehenden, und ohne die dabei befindlichen Ritter, sich über etwas mehr als zweitausend Mann belaufenden Heerabtheilung noch nicht angekommen sey, indem ein bei Cäsarea aufgestelltes türkisches Corps, mit dem er unaufhörlich zu kämpfen hatte, ihn in seinem Marsche aufhalte und ein schnelleres Vorrücken verhindere. Saladin beschloß also, den König, bevor diese Verstärkung angekommen seyn würde, noch einmal anzugreifen. Zu gleicher Zeit fiel eine Horde von dreihundert arabischen Räubern, denen es während der Belagerung von Ptolemais schon öfters gelungen war, sich des Nachts in das christliche Lager zu schleichen und manchen Pilger im Schlafe zu überfallen, und bevor derselbe Hülfe erhalten konnte, aus dem Lager zu schleppen, jetzt auf den Gedanken, den gewaltigen König, der die Unvorsichtigkeit hatte, mit einer äußerst geringen Mannschaft, in ungefähr zehn Zelten, außerhalb der Stadt Joppe zu lagern, ebenfalls in der Nacht zu überfallen und zu ihrem Gefangenen zu machen. Dieser Versuch mißlang jedoch, weil die Araber unter sich in Streit geriethen, welche von ihnen den König greifen und

welche ihm die Flucht nach der Stadt abschneiden sollten; darüber stritten sie so lange, bis endlich der Tag anbrach und ihnen nun selbst ihr Vorhaben unausführbar schien. Aber bald darauf entdeckte ein Genueser von Ferne eine Menge blinkender Helme, die den Anzug zahlreicher Schaaren verriethen. Athemlos stürzte der Genueser in das Zelt des Königes und rief ihm zu: „Herr! wir sind Alle des Todes;" — „und du zuerst, und zwar von meiner Hand, wenn du nicht schweigest," antwortete ihm zornig der König.

5. Richard und seine Ritter hatten kaum noch Zeit, ihre Waffenrüstung anzulegen, als sie schon das türkische Heer, in sieben Schaaren getheilt, jede zu tausend Reitern, in vollem Rennen heranrücken sahen. Mit der größten Schnelligkeit machte jedoch Richard, der selbst in den dringendsten Gefahren nie die Gegenwart des Geistes verlor, und gerade alsdann am meisten Muth, Besonnenheit und Entschlossenheit zeigte, seine Anstalten zum bevorstehenden Kampfe. Des Königes ganze Macht bestand jetzt blos aus siebzehn Rittern *) und nicht gar zweitausend Fußsoldaten. Diese stellte er vor den, die Stadt Joppe umgebenden Gärten auf, vereinigte Ritter, Fußvolk, Bogen- und Armbrustschützen in einer enge geschlossenen Schaar und befahl dieser, so wie der Feind sich nähern würde, mit Vorsetzung des linken Kniees sich auf das rechte zu werfen, den Schaft der Lanze fest auf die Erde zu stämmen, die Spitze in starker Faust dem Feinde ent-

*) Unter diesen befand sich auch der König Heinrich, jedoch ohne sein Verstärkungscorps mitzubringen, blos mit dem tapfern Grafen von Leicester und verschiedenen andern Rittern, die noch Pferde hatten, zu Schiffe angekommen. Des Königes ganze Reiterei bestand jetzt aus fünfzehn, höchstens sechszehn, und dabei größtentheils sehr abgenutzten Pferden.

gegenzuhalten und mit der linken Hand sich mit dem Schilde zu decken. Mit dem zur Befestigung der Zelte vorhandenen Holze, ward in aller Eile auch eine Art Bollwerk errichtet, worauf Richard in wenigen Worten die kleine Schaar zur Tapferkeit und muthvoller Ausdauer ermahnte. „Die Flucht,“ sagte er, „kann uns heute nicht retten; der Fliehende würde einem sichern Tode entgegen gehen; wir haben jetzt blos die Wahl zu siegen oder zu sterben; darum flehet in kurzem aber inbrünstigem Gebete zu Gott um dessen Beistand. „Sollte ich aber,“ fügte Richard am Ende noch hinzu, „einen Feigen erblicken, der durch Flucht dem Feinde unsere Reihe öffnen wollte, dem werde ich, ich schwöre es bei dem Allmächtigen, mit eigener Hand den Kopf spalten.“ Kaum hatte der König diese wenigen Worte gesprochen, als die Türken, unter ihrem gewöhnlichen wilden Geschrei und dem Schall aller ihrer Heerpauken und Trompeten heranstürmten; aber auf einmal, voll Erstaunen über das von ihnen noch nie gesehene Manövre, machten sie plötzlich wie erstarrt auf zwei Schritte von der Linie der Christen Halt. Beinahe eine halbe Stunde blieben sie in dieser Stellung, ohne einen Angriff zu wagen. Als sie sich aber endlich zurückzogen, erhob Richard ein schallendes Gelächter. „Sehet, brave Kriegsgefährten!“ rief er aus, „die Feigheit dieses Volkes; verflucht sey jeder, der in Zukunft sich noch vor einem Türken fürchtet.“ Mehrere Schaaren rückten jetzt nacheinander heran; aber keine wagte es, in die mit Lanzen und Speere gleichsam bespickte Linie der Christen einzudringen. Eben so fruchtlos war auch der Versuch, durch verstellte Flucht die Christen zu täuschen und aus ihrer Stellung herauszulocken. Aber nun dauerte es nicht lange mehr, so ward Richard dieses matten, gar nichts entscheidenden Waffenspieles müde. Entschlossen, jetzt selbst angriffsweise zu Werke zu gehen,

ließ er die Bogen= wie Armbrustschützen, und alles übrige Fußvolk in geschlossenen Reihen vorrücken. Er selbst stellte sich an die Spitze seiner Ritter und rannte auf die Feinde los. Da das Vorurtheil von Richards Unüberwindlichkeit in keiner türkischen Brust mehr auszurotten war, so nahmen sie, sobald sie den gefürchteten König erblickten, auch sogleich die Flucht. Er durchrannte die feindlichen Schaaren bis auf deren hinterstes Treffen, und auf allen Punkten sich vergegenwärtigend, durchkreuzte er mit Pfeilesschnelle das Schlachtfeld nach allen Richtungen, erschlug jeden fliehenden Türken, den er noch erreichen konnte, gab seinen Schützen und seinem Fußvolke, das sich nicht minder an diesem Tage durch Tapferkeit auszeichnete, stets die angemessensten Befehle und hatte endlich die, noch nie erhörte, mit nichts zu vergleichende Kühnheit, daß er vor der Fronte des ganzen türkischen Heeres, von deren rechten bis linken Flügel, vorbeisprengte, ohne daß die Türken es gewagt hätten, den Gewaltigen zu ergreifen; und als endlich ein Emir, im Vertrauen auf seine ungemeine körperliche Stärke und schmähend auf die Feigheit der Muselmänner, gegen den König rannte, hieb ihm Richard mit einem Streiche den Kopf, die rechte Schulter und den rechten Arm ab.

6. In diesem Augenblicke kam ein Türke bei dem Könige mit einem der schönsten arabischen Pferde an. Es war ein Geschenk des Prinzen Maleck=al=Adel, der dem Könige freundlich sagen ließ: er möchte in der großen Gefahr, in welcher er sich jetzt befinde, sich desselben bedienen. Aber kaum hatte einer der Diener Richards das muthige Roß bestiegen, als es, weder Zügel noch Sporen mehr achtend, sogleich im schnellsten Laufe wieder zu den Türken zurückrannte. Da dieses den Argwohn einer Hinterlist hätte erregen können, so schickte es der edle Maleck=al=Adel mit dem=

selben Diener und noch einem zweiten, nicht minder schönen arabischen Pferde an den König unverzüglich wieder zurück *). Aber dieser, einen mehr als gewöhnlichen Edelmuth kundgebende Beweis einer Ehrerbietung, die der edle Maleck — unstreitig des abendländischen Ritterordens nicht unwürdig — einem gekrönten abendländischen Ritter, dessen Tapferkeit das ganze Heer anstaunte, jetzt öffentlich gab, unterbrach dennoch nicht einen Augenblick das Gefecht; auch kam bald darauf mitten im Kampfgewühle ein Officier von der Besatzung in Joppe zu dem Könige und machte ihm die Meldung, daß ein Haufe von ungefähr dreitausend Türken das unlängst von den Christen in Eile wieder aufgerichtete Stück Mauer niedergeworfen und raubend und mordend in die Stadt eingedrungen wären. Richard befahl dem Officier zu schweigen, Niemand diese Nachricht mitzutheilen, und unter dem Vorwande, daß er sich auf einen Augenblick entfernen müsse, um zu sehen, ob auch in Joppe Alles wohl geordnet wäre, eilte er, nur von zehn oder eilf Rittern begleitet, in die Stadt. Aber auch hier brachte Richards Gegenwart, wie überall, dieselbe Wirkung hervor; nachdem er gleich an dem Thore drei Emirs mit eigener Hand erschlagen hatte und die Türken nun wieder den ihnen nur zu bekannten Helm des Königes von England erblickten, dachten sie an nichts mehr als an eilige Flucht, und ein Augenzeuge erzählte nachher: daß, so

*) König Richard wußte nicht blos das Geschenk, das auch in dem gegenwärtigen Augenblicke für ihn von der größten Wichtigkeit war, sondern auch des Prinzen Maleck gegen ihn so wohlwollenden Gesinnungen vollkommen zu würdigen, und erwiederte, unter den freundschaftlichsten Begrüßungen, das erhaltene Geschenk durch ein nicht minder prachtvolles Gegengeschenk. — Es ist schön zu sehen, wie ächte Tugend stets sich selbst ehret, sie wohne in dem Feinde, oder dem Freunde.

wie die Thiere des Feldes vor einem hungrigen Löwen fliehen, auch die Türken vor dem Könige Richard geflohen wären. In wenig Augenblicken war Joppe wieder von Türken so gesäubert, als wenn gar keine da gewesen wären. Ruhig kehrte Richard hierauf mit seinen zehn Rittern, unter welchen auch sein Pannerherr, ein deutscher Graf, sich befand, zu seiner Schaar zurück, lobte ihre Tapferkeit, mit der sie auch während seiner Abwesenheit den Kampf bestanden hatte, und sah mit Vergnügen, wie vor dem kleinen Haufen seiner Tapfern die Türken überall zurückwichen. Saladin, wie gewöhnlich keine Gefahr scheuend, suchte zwar auf alle Weise seine Muselmänner zur Ausdauer im Kampfe anzufeuern. Aber seine Worte fanden diesmal nirgends Anklang. Als er einem Emir befahl, mit seiner Schaar vorzurücken und seine Waffengenossen, die mit den Christen in einem heftigen Gefechte begriffen waren, zu unterstützen, gab dieser ihm kühn zur Antwort: „Herr! wenn es darauf ankommt, Beute zu machen, so ruft man die Mameluken herbei; befehle also auch diesen jetzt, einen Kampf mit dem Feinde zu beginnen;" und ein anderer der Anführer im türkischen Heere, dem Saladin einen ähnlichen Befehl gab, antwortete ihm: „Herr! dieser König Richard ist nicht wie ein anderer Mensch, seiner Stärke, seiner Gewalt und seinem Schwerte vermag Niemand zu widerstehen *)." Als Saladin die allgemeine Muthlosigkeit seiner Muselmänner sah, und daß in jeder Brust auch beinahe jeder Funke von Kampflust an dem heu-

*) König Richard stieg sogar einmal ganz nahe an der türkischen Frontlinie vom Pferde und nahm ganz ruhig einige Speise zu sich. Aber auch diesen Hohn nahmen die Türken gutmüthig hin; indem alles, was sie an dem gefürchteten Könige sahen, ihnen nur noch größere Ehrfurcht einflößte, ihr Erstaunen über denselben nur immer noch mehr erhöhete.

tigen Tage erloschen sey, gab er, um nicht noch größern Verlust zu leiden und noch größere Schmach auf sein Heer zu häufen, den Befehl zum Rückzuge, den nun alle türkischen Schaaren sogleich mit der größten Hastigkeit antraten.

7. Die Schlacht hatte von Frühe des Morgens bis zum Abend gedauert. Aber noch war die Sonne nicht unter dem Horizont, als die Christen schon vollkommen Meister von dem Schlachtfelde waren und ihr auf demselben erhobenes Siegesgeschrei den zurückziehenden Sultan eben so sehr beugte, als es dessen sämmtliche Emirs beschämte. Da die Türken nur matte Angriffe gemacht und gar keine Lust sich zu schlagen gezeigt, daher auch, sobald sie kräftigen Widerstand gefunden, sich eiligst wieder zurückgezogen hatten, so war ihr Verlust an Leuten nicht sehr bedeutend, man zählte auf der Wahlstatt blos siebenhundert erschlagene Türken, aber mehr als fünfzehnhundert getödtete türkische Pferde bedeckten das Schlachtfeld. Auch die Anzahl der gefangenen Muselmänner war nicht groß; die Christen bemächtigten sich derselben erst, als sie in Verbindung mit der Besatzung von Joppe den Nachtrab des sich zurückziehenden türkischen Heeres noch eine kleine Strecke verfolgten. Von seiner Ritterschaft — was beinahe an das Wunderbare grenzt — vermißte der König nur einen einzigen Ritter, der wirklich aus Feigheit seine Reihe verlassen und, wie Richard vorausgesagt hatte, einem sichern und zwar wenig ehrenvollen Tode entgegen gegangen war. Indessen übernahmen sich die Christen keinesweges ihres Sieges. Noch auf dem Schlachtfelde erkannten sie mit lautem, inbrünstigem Danke gegen den Allmächtigen, daß ihr Sieg ein offenbares Geschenk des Himmels sey, und daß sie, ohne Gottes sichtbaren Beistand, unmöglich einen, an Zahl ihnen so unverhältnißmäßig überlegenen

Feind einen ganzen Tag lang hätten siegreich bekämpfen und am Ende völlig überwältigen können. Aber dem Könige Richard, der an Kühnheit, Tapferkeit und Entschlossenheit selbst die berühmtesten Helden des Alterthums übertroffen zu haben schien, brachte dieser Sieg noch ungleich größere Ehre und noch weit glänzendern Ruhm, als alle seine frühern, obgleich nicht minder ruhmwürdigen Waffenthaten. Sein gewaltiges Schwert hatte er an diesem Tage so unaufhörlich und mit solcher Kraft geschwungen, daß am Abend desselben sich die Haut von seiner rechten Hand völlig abgelößt hatte. Auch unter den Türken selbst erhielt sich noch lange nachher das Andenken an die Schlacht bei Joppe und die mehr als menschliche Tapferkeit des furchtbaren Königes von England. Unter den türkischen Frauen ward es sogar lange Zeit üblich, ihren schreienden Kindern, wenn sie dieselben nicht stillen konnten, zuzurufen: „Schweiget, der König Richard kommt!" und ebenso pflegte auch jeder türkische Reiter, wenn sein Pferd scheu wurde, dasselbe gewöhnlich zu fragen, vor was scheuest du dich, „siehst du vielleicht den König Richard?" und das ganze Abendland, das Richards Heldenthaten in der Ferne anstaunte, gab ihm bekanntlich den wohlverdienten Beinamen: Löwenherz. Aber Saladin zürnte mit Recht auf sein Heer, das sich so feig und so kraftlos benommen hatte. Selbst die Anführer desselben, nur mit Ausnahme seines Bruders Maleck-al-Adel und seines Sohnes Maleck-al-Daher, hatten im höchsten Grade Saladins Unzufriedenheit auf sich gezogen, sie fürchteten sich daher Alle vor dem Sultan zu erscheinen. Aber Saladin ließ sie noch an demselben Abend, in seinem Lager bei Jasur, wohin er sich zurückgezogen hatte, zu sich einladen, bewirthete sie mit auserlesenen damascenischen Früchten und erwähnte mit keiner Sylbe der Schmach des verflossenen

Tages. Die ihm unbegreifliche Muthlosigkeit seiner Truppen in dieser Schlacht betrachtete er als eine besondere Fügung von Oben, der er sich in Demuth unterwerfen müsse; aber eben daher mit desto größerer Zuversicht hoffen dürfte, daß Allah dem türkischen Heere bald wieder eine bessere Stimmung geben werde. Sein besonderes Vertrauen setzte Saladin jetzt in die zahlreichen Verstärkungstruppen, welche aus Mosul unter der Führung mehrerer Fürsten im Anzuge waren, und die er schon nach wenigen Tagen erwarten konnte. Saladins religiöse Begriffe waren bei ihm, wodurch er manchen Christen nicht wenig beschämte, auch in sein ganzes practisches Leben übergegangen. Das Gesetz des Islams gebot ihm, in Allah's und dessen großen Propheten Schutz und Vorsehung ein unbedingtes Vertrauen zu setzen, und unter keinen Verhältnissen, weder bei Gewinn noch bei Verlust, weder nach einem Siege oder nach einer Niederlage schwankte dieses bei ihm auch nur einen Augenblick; daher auch sein Unwille gegen sein Heer und seine Emirs und seine eigene Niedergeschlagenheit schon am Abend desselben Tages wieder frohern Aussichten auf eine nahe und bessere Zukunft weichen mußten.

## XIX.

Neue Friedensunterhandlungen mit Saladin. — Abschluß des Waffenstillstandes. — Schleifung der Festung Askalon.

1. So glänzend auch der Sieg bei Joppe war, und so sehr er zur Hoffnung noch größerer Fortschritte berechtigte, brachte er doch den Christen, außer der Behauptung der Stadt Joppe, gar keine weitere Vortheile, wenn man nicht allenfalls noch den aus keinem türkischen Gemüthe zu vertilgenden Schrecken rechnen will, welchen sie von jenem Tage an vor dem König Richard hatten. Mit seiner so schwachen Mannschaft

konnte der König unmöglich etwas Bedeutendes unternehmen. Die dreitausend Mann, welche König Heinrich nach Cäsarea geführt hatte, und die zu den Pilgern hätten stoßen sollen, waren, als sie die Gefahr des Königes vernahmen, in Cäsarea geblieben, und da ihnen der Aufenthalt in dieser Stadt weit angenehmer als in dem halbverwüsteten Joppe zu seyn schien; so verschmäheten sie auch jetzt noch, sich mit ihren Waffenbrüdern bei Joppe zu vereinigen. Die Franzosen beharrten bei ihrer Erklärung, mit Richard und den Pilgern in gar keiner Gemeinschaft mehr zu stehen. Auch drückender Geldmangel brach wieder bei den Rittern aus; zudem lichteten ansteckende Krankheiten immer noch mehr die ohnehin schon so dünnen Reihen der Pilger, und endlich ward Richard selbst davon ergriffen, und während er jetzt mehrere Wochen, unfähig sich mit Krieg und kriegerischen Vorkehrungen zu beschäftigen, krank darnieder lag, waren sämmtliche Verstärkungstruppen in Jerusalem eingetroffen, und an der Spitze eines beinahe zahllosen Heeres stand Saladin, eben so furchtbar oder noch furchtbarer, als vorher, den Christen wieder drohend und feindlich gegenüber.

2. Unter diesen, dem Könige so wenig günstigen Verhältnissen sah Richard die Nothwendigkeit ein, mit dem Sultan neue Friedensunterhandlungen anzuknüpfen. Schon als die Pilger ihre Stellung vor Jerusalem verließen, und sich nach Askalon zurückzogen, hatte Richard sein Verlangen nach Frieden dem großmüthigen Saladin zu erkennen gegeben, und die diesfalls nöthigen Verhandlungen einzuleiten gesucht, auch dem Sultan sehr annehmbare Anträge machen lassen *).

*) Aber nicht sehr klug war es von dem Könige, daß er zu gleicher Zeit Saladin sagen ließ: er möchte sich

Er bot diesem damals gegen alle seine Feinde den Beistand des Königes Heinrich von Jerusalem an, und außer der, in frühern Verhandlungen schon zugestandenen Theilung des zwischen dem Gebirge und den christlichen Seestädten, nur noch die Ueberlassung der Kirche der Auferstehung in Jerusalem an die Christen. Auf diesem Wege wäre unstreitig der Friede nicht mehr schwer zu erreichen gewesen. Auch der Sultan schien in diese Anträge eingehen zu wollen. Aber nun schickte Richard, der nie einen einmal gefaßten Beschluß in seinem Kopfe festhalten konnte, und bei dem stets Gedanken und Ansichten, wie Launen wechselten, gleich darauf eine zweite Botschaft, wodurch er seine Forderungen schon wieder bedeutend steigerte. Er forderte für zwanzig Christen, welche jedoch mit den, in der Stadt wohnenden Christen in keiner Verbindung stehen sollten, den Aufenthalt in der Burg von Jerusalem, die Abtretung der Ebene von Palästina; so daß dem Sultan blos das Gebirge von Jerusalem bleiben sollte und überdieß auch noch die Abtretung dreier festen Plätze an die Christen, so wie die Einschließung des Fürstenthums Antiochien in den Frieden. Aber nun erklärte Saladin, daß er den Christen blos den Besuch der, ihnen so heiligen Oerter zugestehen, auch von den dahin wallenden Pilgern keine Abgabe erheben lassen wolle. In Ansehung der drei geforderten Städte, setzte Saladin hinzu, obgleich dieselben uns, wie der König sehr richtig bemerkt hat, bei dem großen Umfange unseres Reiches von keinem großen Belange sind, so können wir sie doch

über den Rückzug der Pilger nicht allzusehr erfreuen, ja keine gar zu große Hoffnung darauf setzen; „der Stier gehe nur zurück, um noch heftiger zu stoßen." Wahrscheinlich glaubte Richard, durch diese einer leeren Prahlerei nicht unähnliche Bemerkung auch den Sultan zu dem Frieden desto geneigter zu machen.

nicht abtreten, indem es Muselmännern nicht erlaubt ist, Städte, die Gott ihnen anvertraut hat, den Christen wieder auszuliefern; und was endlich das Fürstenthum Antiochien betreffe, so stünde er jetzt mit dem Fürsten schon in Separatverhandlungen, deren Beendigung und Resultate er erst abwarten müsse, bevor er über diesen Punkt eine entscheidende Antwort geben könnte. Da aber Richard durch seine zweite Botschaft die schon früher gemachten Forderungen gesteigert hatte, so steigerte nun auch Saladin die seinigen, begehrte die Schleifung von Askalon, bot jedoch dem Könige zum Ersatz der auf den Aufbau dieser Stadt verwandten Kosten die Stadt Lydda an, bestand aber auf dieser Forderung mit einer solchen Hartnäckigkeit, daß Richard die Unterhandlungen wieder abbrach.

3. Aber in der Lage, in welcher sich jetzt der König bei Joppe befand, war ein baldiger Friede mit dem Sultan sein dringendstes Bedürfniß. Die ohnehin so schwache Schaar, die er bei der Schlacht bei Joppe noch unter seinen Fahnen gehabt hatte, war durch die ausgebrochenen Krankheiten bis auf vierhundert Mann zusammengeschmolzen; das bei Cäsarea stehende Pilgercorps weigerte sich noch immer hartnäckig, nach Joppe zu ziehen; und als der König durch einen Herold bekannt machen ließ, daß Jeder, der Lust hätte in seinen Sold zu treten, sich melden sollte; so fanden sich hiezu nur fünfzig Ritter und ungefähr zweitausend Fußsoldaten bereit, welche auch Richard sogleich in seine Dienste aufnahm. Aber was vermochte ein solches, kaum aus dreitausend Mann bestehendes, wenn auch noch so tapferes Häuflein gegen ein Heer von beinahe zweimalhunderttausend Mann, mit welchem Saladin sich wieder Ramla genähert hatte und seine Parteien schon bis

nach Joppe streiften. Unter diesen Umständen beschloß Richard mit dem Sultan, um welchen Preis es auch seyn möchte, Friede zu schliessen. Unter dem Vorwande, von dem Sultan Früchte und Eis zu erbitten, welches auch Saladin ihm sogleich im Ueberfluß zusandte, schickte der König einen seiner Vertrauten in das türkische Lager, um den, unsern Lesern schon bekannten Abou-Beko, ersten Kämmerling des Prinzen Maleck-al-Adel, zu dem Könige zu rufen, und als dieser unverzüglich ankam, gab ihm Richard den Auftrag, den Prinzen Maleck auf das dringendste um dessen Vermittelung zur Bewirkung eines billigen Friedens zu ersuchen. Zugleich sollte er davon auch den Sultan, und zwar, wie man heut zu Tage zu sagen pflegt, auf eine confidencielle Weise in Kenntniß zu setzen; der König, sollte er ihm sagen, verlange nichts als einen anständigen, seine Ehre und sein Ansehen in dem Abendlande nicht verletzenden Frieden, und wollte der Sultan seine Forderung wegen Askalon aufgeben, so würde er sogleich Syrien verlassen.

4. Die mißliche, von so vielen Seiten gefährdete Lage des Königes war zwar Saladin nicht unbekannt, aber er wußte auch, daß sein eigenes Heer den Frieden sehnlichst wünschte, daß alle seine Emirs, ihre völlige Erschöpfung vorschützend, ihr Verlangen nach dem Frieden bei jeder Veranlassung laut werden ließen, und er daher bei dieser allgemeinen Stimmung seines Heeres, besonders seit der unglücklichen Schlacht bei Joppe, bei keiner Unternehmung auf einen glücklichen Erfolg mit Zuversicht rechnen könnte. In dem Verlangen nach dem Frieden kam dem Könige nun auch der Sultan nicht minder bereitwillig entgegen. Was den Abschluß des Vertrages noch verzögern konnte, war blos die Frage wegen Aska-

lon. Aber Richard, in allen seinen Unternehmungen rasch, ungeduldig und stürmisch, schickte, bevor noch Abou-Beko ihm die Antwort des Prinzen Maleck überbracht hatte, schon am folgenden Tage wieder fünf Abgeordnete in das türkische Lager, und zwar mit der, für den Sultan nicht wenig überraschenden Nachricht, daß ihr König nicht bloß auf Askalon, sondern selbst auf jede Entschädigung für die, von ihm zur Wiederaufbauung dieser Stadt angewandten Unkosten verzichte. Kein Hinderniß stand demnach dem Frieden mehr entgegen, und Saladin gab seinem Bruder alsogleich die Weisung, ohne fernere Zögerung mit dem Könige Richard von England einen Waffenstillstand auf drei Jahre abzuschließen. Diesem zufolge blieben die Christen im Besitze der ganzen Meeresküste von Joppe bis nach Ptolemais, nur mit Ausnahme der Städte Nazareth und Sephorim, welche der Sultan sich vorbehalten hatte. Ramla und Lydda wurden für zwei, den Christen und Muselmännern gemeinschaftliche Städte erklärt, aber Askalon, Gaza und Darum geschleift, und die Zerstörung von Askalon sollte von den Christen und Muselmännern gemeinschaftlich vollzogen werden. Den Christen ward ungestörter, von jeder Abgabe freier Besuch Jerusalems und aller heiligen Oerter, so wie den Muselmännern ungestörte Pilgerung nach Mecca zugesichert. Von Seiten der Muselmänner wurden die Ismaeliten, das heißt, der Staat der Assasinen, wie alle muhamedanischen Fürsten in Mesopotamien, und von Seite der Christen die Fürstenthümer Antiochien und Tiberias in den Frieden mit eingeschlossen, jedoch mit dem Vorbehalte des Sultans, daß die beiden Fürsten mit ihren Baronen den jetzt zwischen ihm und dem Könige von England geschlossenen Frieden beschwören müßten, wogegen er versprach, alle ihm zinsbare Fürsten zu derselben Eidesleistung an-

zuhalten. Die von Saladins erstem Geheimschreiber, dem Omar, über diesen Vertrag in gehöriger Form ausgefertigte Urkunde schickte der Sultan unverzüglich dem Könige. Da dieser aber noch nicht vollkommen genesen war, so wurden die türkischen Abgeordneten zu ihm an sein Krankenbett geführt. Richard überreichte die Urkunde dem Könige Heinrich, mit der Bemerkung, daß er sich jetzt nicht aufgelegt und kräftig genug fühle, dieselbe zu lesen, was auch ohnehin überflüssig sey, da er ja den Vertrag schon durch Handschlag bekräftiget habe. König Heinrich und die anwesenden Barone entschuldigten sich jedoch, daß sie heute den Vertrag nicht beschwören könnten, indem sie schon Speise zu sich genommen, es aber bei den Christen frommer Brauch sey, eine so heilige Handlung, als eine Eidesleistung sey, nur nüchtern vorzunehmen. Diese ward also auf den folgenden Tag festgesetzt. Indessen lehnte doch Richard die Eidesleistung von sich ab. „Die christlichen Könige," sagte er, „leisten nie einen Eid, sondern ihre Barone und vornehmsten Diener schwören denselben auf die Seele ihrer Monarchen." Dem Sultan gefiel diese christliche Sitte ungemein und er lobte daher seine Abgeordneten, daß sie diesfalls nicht weiter in den König gedrungen hätten *).

5. Der am ersten September abgeschlossene Friede ward gleich am folgenden Tage durch einen Herold in dem türkischen Lager bekannt gemacht. Grenzenlos war die Freude der Muselmänner, der Vornehmen wie der Niedern, über den abgeschlossenen Frieden, und der laute Jubel im ganzen Lager bewies, wie

*) Saladin selbst beschwor jedoch mit seinem Bruder und seinen Söhnen den geschlossenen Vertrag. Er wußte stets vollkommen zu würdigen, was er auch unter den Christen als würdevoll und angemessen erkannte.

sehr sie des Krieges müde waren. Ein vollkommener, freier Verkehr zwischen Christen und Muselmännern hatte nun wieder statt. Türkische Kaufleute verkauften ihre Waaren in Joppe; täglich sah man eine Menge Türken und Araber im christlichen Lager, so wie christliche Ritter und Pilger in jenem der Türken, und beide Theile zeigten einander Achtung und gegenseitiges Zutrauen. Nur Saladins Herz wollte sich nicht ganz der Freude öffnen; ihn quälte der Gedanke, daß durch diesen Waffenstillstand die Herrschaft der Christen in Syrien fortbestünde, und daß dieselbe einst unter seinen Nachfolgern dem Islam und dessen Bekennern gefährlich werden könnte; aber bei allem dem waren ihm, wie alle Verträge, auch die jetzt eingegangenen Verbindlichkeiten nicht minder heilig, und seine große Gewissenhaftigkeit zeigte sich schon in ihrem schönen Lichte, als jetzt Jerusalem mit frommen christlichen Wallfahrern beinahe überfüllt ward. Der Zudrang der Christen zu der, ihnen jetzt wieder offenstehenden heiligen Stadt war ganz außerordentlich. Aus allen Gegenden Syriens strömten die Christen herbei, um wieder eines Glückes theilhaftig zu werden, dessen sie schon so lange Zeit waren beraubt gewesen. Nur König Richard konnte, trotz des innern Dranges seines Herzens, sich nicht entschließen, nach Jerusalem zu gehen. Er wollte die Wohlthat des Besuches der heiligen Oerter nicht der Gnade eines muselmännischen Fürsten zu danken haben, aber einigemal entstürzten bittere Thränen seinen Augen, daß Gott ihn nicht gewürdiget habe, ihn als Sieger in die heilige Stadt einzuführen. Als aber nun auch die Franzosen von Ptolemais in zahlreichen Schaaren nach Jerusalem eilten, wollte Richard, der ihnen noch zürnte, sie von der Wohlthat der den Christen zugestandenen, ungestörten Pilgerung ausschließen. Er schrieb also an den Sultan und ersuchte ihn, alle jene abweisen zu

lassen, welche nicht von ihm oder dem König Heinrich Erlaubnißscheine vorzuweisen hätten. Aber Saladin, der Richards Absicht zu errathen schien, antwortete ihm, daß seine Religion es ihm nicht gestatte, Leute, die in der frommen Absicht kämen, um die ihnen heiligen Oerter zu besuchen, politischer Rücksichten wegen davon abzuhalten *). Alle jetzt nach Jerusalem kommenden Christen behandelte Saladin mit der größten Freundlichkeit und Milde, bewirthete sie größtentheils auf seine Kosten, theilte bisweilen sogar Geschenke unter sie aus, ließ sich oft mit den Vornehmern zu ungemein freundlichen und vertraulichen Gesprächen herab, und ohne von Saladins Edelmuth gerührt zu seyn, verließ keiner von allen die heilige Stadt. Aber nicht von gleicher Milde waren viele der jetzt in Jerusalem sich aufhaltenden Muselmänner, größtentheils nahe oder auch entferntere Anverwandten jener, welche im vorigen Jahre bei Ptolemais so grausam waren hingewürgt worden. Diese waren schon entschlossen, die sich ihnen jetzt darbietende Gelegenheit zu benutzen, und wegen des schuldlos vergossenen Blutes ihrer Väter, Brüder, Söhne u. s. w.

*) Richard hatte hierin nicht ganz unrecht; denn offenbar hatten die Franzosen, durch ihr feindseliges Benehmen, und durch die Hartnäckigkeit, mit welcher sie dabei beharrten, mit den Pilgern in gar keiner Verbindung mehr zu stehen, ihnen daher auch in einem der gefährlichsten Momente bei Joppe ihren Beistand versagten, und sie einem, nach menschlichen Ansichten unvermeidlichen Verderben vorsätzlich preisgaben, sich dieser Wohlthat unwürdig gemacht. Indessen hatte doch der König, trotz der von Saladin den Franzosen erwiesenen Begünstigung, ihnen und ihren Wallfahrten eine solche Menge Hindernisse entgegen zu setzen gewußt, daß viele derselben, ohne ihrem Gelübde völlig Genüge geleistet und das heilige Grab besucht zu haben, wieder in ihr Vaterland zurückkehrten.

sich an den Christen zu rächen. Aber Saladin, der von dieser Stimmung eines Theiles seiner Muselmänner bei Zeiten unterrichtet ward, trat derselben kräftig entgegen und seine weisen Verordnungen, über welche er allen seinen Emirs mit der größten Strenge zu wachen befahl, schützten die Christen gegen alle Mißhandlungen rachsüchtiger Muselmänner, so wie seine früher getroffenen trefflichen Anstalten auch die Pilger nach Jerusalem schon auf ihrer Reise dahin gegen alle Anfälle der in den Gebirgen Judäas herumstreifenden arabischen Räuberhorden gesichert hatten.

6. Aber ungemein ausgezeichnet und ganz besonders ehrenvoll war der Empfang, dessen der Erzbischof von Salisbury, als er nach Jerusalem kam, sich zu erfreuen hatte. Als ein, mit den glänzendsten Rittertugenden geschmückter Krieger höheren Ranges, der durch Entschlossenheit und persönliche Tapferkeit von dem christlichen Heere schon so manchen Unfall abgewandt oder wenigstens die Folgen davon weniger verderblich gemacht hatte, war der Erzbischof längst schon dem Sultan und allen dessen Emirs rühmlichst bekannt. Saladin schickte ihm also jetzt, um ihn auf das ehrenvollste zu begrüßen, mehrere seiner ersten Hofbeamten entgegen, die auch den Auftrag hatten, im Namen ihres Herrn den Erzbischof einzuladen, bei dem Palaste des Sultans in Jerusalem abzusteigen, und eine, seiner hohen Würde entsprechende gastfreundliche Bewirthung anzunehmen. Aber beides lehnte der Erzbischof ab: er sey, sagte er, blos ein einfacher Pilger und Führer einer frommen Schaar englischer Wallfahrer, und sein Gelübde und die ihm jetzt geziemende Demuth erlaubten es ihm nicht, solche ausgezeichnete Ehrenbezeugungen anzunehmen. Um jedoch den Sultan nicht zu beleidigen, nahm er

dankbar die Geschenke an, die derselbe ihm gleich darauf sandte. Aber ganz besonders erfreut ward das Herz des Erzbischofes durch das ungemein freundliche, höfliche und zuvorkommende Benehmen der Emirs und selbst der vertrautesten Freunde des Sultans. Saladin selbst wünschte einen so ausgezeichneten Geistlichen der Christen persönlich kennen zu lernen und ließ daher den Bischof zu einer freundlichen Unterredung einladen. Dies Gespräch ward mittelst eines Dollmetschers geführt. Saladin lenkte einige Zeit dasselbe auf mancherlei, die Sitten und Gebräuche der Christen und die Verfassung ihrer Länder betreffende Gegenstände, und fragte endlich den Erzbischof auch um seine Meinung über die Saracenen. Der Erzbischof sprach über diesen Gegenstand mit vieler Besonnenheit, obgleich mit einigem Rückhalt, erwähnte jedoch auch des Guten, das er in dem Charakter der Muselmänner und deren Lebensweise bemerkt zu haben glaubte. Aber um so weniger hielt der Erzbischof sein Lob und seine Bewunderung der großen und liebenswürdigen Eigenschaften Saladins zurück, und versicherte ihn, daß alle Ritter und überhaupt alle Abendländer, welche nach Syrien gekommen wären und das Glück gehabt hätten, den großen Sultan kennen zu lernen, dieselben Gefühle mit ihm theilten. Als aber der Erzbischof, voll Enthusiasmus für seinen König, daher öfters auf dessen glänzende Waffenthaten wieder zurückkommend, endlich sagte, daß wenn Saladins und Richards große Eigenschaften in einem Fürsten vereiniget wären, dieser der mächtigste und größte Fürst seyn würde, den je noch der Erdkreis gesehen hätte; so erwiederte der Sultan ganz ruhig: Eures Königes bewundernswürdige Tapferkeit und ganz ungewöhnliche Kühnheit haben wir kennen gelernt; doch däucht mir, daß er oft, ich will nicht gerade sagen, mit Unverstand, jedoch mit einer tadelnswerthen Vermessenheit, ohne

allen Nutzen und ohne alle Nothwendigkeit sein Leben auf das Spiel setze. Ich, nach meinem Gefühle, würde fürstliche Größe eher in das mit Bescheidenheit verbundene Streben, überall Segen und Wohlthaten zu verbreiten und die Menschen glücklich zu machen, als in einer solchen Vermessenheit und Tollkühnheit suchen. Als der Sultan den Erzbischof wieder entließ, erlaubte er demselben, sich eine Gnade von ihm zu erbitten, und ließ ihm hiezu Bedenkzeit bis zum folgenden Tage. Der Erzbischof bedurfte nichts für sich; aber er fühlte keinen kleinen innern Trost, den Christen der lateinischen Kirche jetzt eine große Wohlthat erzeigen zu können. Seit der Eroberung Jerusalems durch Saladin hatten nur syrische schismatische Priester das ausschließliche Recht, sowohl in der Kirche zum heiligen Grabe, als auch zu Bethlehem und Nazareth den Gottesdienst nach griechischem Ritus zu verrichten. Der Erzbischof bat also jetzt den Sultan, daß auch zwei lateinische Priester und zwei Diakone, deren Unterhalt aus den Opfergaben der katholischen Christen bestritten werden sollte, an jenen drei heiligen Orten möchten angestellt und ihnen gestattet werden, den Gottesdienst allda nach dem Gebrauche und den Vorschriften der römischen Kirche zu halten. Mit der größten Bereitwilligkeit gewährte Saladin diese Bitte, und der Erzbischof hatte das Vergnügen, nun auch die vier Geistlichen selbst zu wählen, welchen für die Zukunft die Haltung des Gottesdienstes an den erwähnten drei heiligen Stätten übertragen ward. Gleich so vielen Andern, durchdrungen von der Liebenswürdigkeit des menschenfreundlichen Saladins, kehrte hierauf der Erzbischof froh und freudig wieder nach Ptolemais zurück.

## XX.

Große und allgemeine Unzufriedenheit der Christen mit dem abgeschlossenen Waffenstillstand. — Rückkehr König Richards nach dem Abendlande. — Saladin erkrankt und stirbt wenige Monate, nachdem der König das gelobte Land verlassen hatte.

1. So groß über den wiederkehrenden Frieden der Jubel bei den Türken war, eben so groß war die Niedergeschlagenheit der Christen, und deren Unzufriedenheit mit dem zwischen ihrem Könige und dem Sultan geschlossenen Vertrag. Sie machten Richard den Vorwurf, daß, wenn er nicht mit so großer Uebereilung und einer so unverständigen Hastigkeit den Frieden von dem Sultan gesucht hätte, er weit bessere Bedingungen würde erhalten haben. Aber am lautesten und schmerzhaftesten klagten sie, daß Richard nicht die Loslassung der vielen, noch in der Gefangenschaft der Ungläubigen schmachtenden Pilger bewirkt habe; und diese nur zu gerechten Klagen widerhallten auch bald in allen europäischen Reichen, indem alle die vielen Tausenden, die, den geschlossenen Waffenstillstand benutzend, in diesen drei Jahren nach dem heiligen Lande und der heiligen Stadt wallfahrteten, stets zu ihrem größten Leidwesen und ihrer größten Betrübniß, eine Menge ihrer Glaubensgenossen in Ketten an den Mauern und Gräben von Jerusalem arbeiten sehen mußten. Um deren trauriges Loos einigermaßen zu erleichtern, reichte jeder Pilger ihnen ein Almosen, das nach dem Stande und dem Vermögen des milden Gebers, oft nicht wenig beträchtlich war. Indessen lößten doch nach und nach viele dieser Kriegsgefangenen sich von selbst, oder wurden von ihren Freunden und Anverwandten im Abendlande gelößt.

2. Die unglücklichen Kreuzfahrten König Conrads III. und Ludwigs VII. werden gewiß noch

im lebhaften Andenken aller unserer Leser seyn. Beide zahllosen Heere gingen zu Grunde, bevor sie noch den Boden von Syrien betreten hatten, und außer den beiden Königen und einem Theile ihrer Ritterschaft, war es keinem der vielen, ihrer Fahne folgenden Pilger vergönnt gewesen, auch nur von ferne die heilige Stadt zu sehen. Einige hunderttausend Menschen und ungeheuere Schätze, die Blüthe und der Reichthum des Abendlandes, wurden schon in Vorderasien von einem Abgrunde verschlungen, der von seiner Beute nie etwas wieder zurückgibt. Ein ungleich erfreulicheres Resultat bietet jedoch die Geschichte des dritten Kreuzzuges, unter König Richard von England, uns dar. Zwar bestand der ganze Gewinn für die Christenheit blos in den beiden befestigten Städten Ptolemais und Joppe, und auch diese waren um ungeheure Preise, nämlich mit dem Leben einer halben Million Menschen erkauft worden; und Ballian von Ibelin, der bei Gelegenheit des abzuschließenden Vertrages mit Saladin eine Unterredung hatte, gestand dem Sultan offenherzig, daß von mehr als sechsmal hunderttausend Menschen, welche aus Frankreich, England, Deutschland, Italien und den nordischen Reichen über das Meer nach Syrien gekommen wären, auch nicht einmal von je zehn nur ein Einziger den heimathlichen Boden wieder begrüßt hätte. Indessen waren doch die beiden gewonnenen, obgleich sehr ansehnlichen Städte nicht die einzigen Vortheile, welche Richards Kreuzzug der Christenheit in dem gelobten Lande erwarb. Es war gewiß nichts kleines, daß die, bisher so sehr schwankende, von allen Seiten bedrohete und gefährdete Existenz der syrischen christlichen Fürstenthümer nun wenigstens für drei Jahre auf das neue begründet und befestiget ward, mithin sie Zeit gewannen, völlig ungestört von Außen, durch

weise Verwaltung ihre innere Stärke um vieles zu vermehren; und endlich, daß auch freie, von jeder Last befreite Pilgerung nach dem heiligen Grabe — das feurigste Verlangen selbst schlechter Christen — derselben während dieser drei Jahre vollkommen gesichert ward. Unstreitig hätten für die Sache Gottes und das Wohl der Christenheit noch ungleich größere und selbstständigere Vortheile errungen werden können. Aber warum dieß nicht geschah, ja nicht geschehen konnte, darüber hat die, von uns vorgetragene Geschichte dieses Kreuzzuges unsere Leser hinreichend belehrt; und bei der unaufhörlich unter den Christen herrschenden Uneinigkeit, bei ihrer, oft sogar in Haß übergehenden, gegenseitigen Abneigung, bei den gehässigen, in alle Unternehmungen störend und verderblich eingreifenden Leidenschaften, die sogar bisweilen Treulosigkeit und offenbaren Verrath in ihrem Gefolge hatten, und endlich auch bei Richards stürmischem und heftigem Temperament, und dessen öftere, so wenig zeitgemäßen, furchtbaren Ausbrüchen, muß man sich wahrhaft wundern, daß noch so vieles zu Stande gebracht ward.

3. Gleich nach geschlossenem Waffenstillstand verließ der König Joppe und begab sich nach Chaifa, um dort, unter der Begünstigung einer reinern Luft und gesunderm Clima, seine volle Genesung abzuwarten. Bevor er jedoch von Joppe abreißte, ließ er dem Sultan sagen: er habe den dreijährigen Waffenstillstand nur deßwegen geschlossen, um während dieser Zeit in seinem Reiche jenseits des Meeres ein neues Kriegsheer zu sammeln, und nach Ablauf der drei Jahre das jetzt unterbrochene Werk der Eroberung Jerusalems und des heiligen Landes zu vollenden; worauf der besonnene, sich stets gegenwärtige Sultan ihm antworten ließ, daß, wenn

Gott beschlossen habe, Jerusalem in andere Hände zu legen, Niemand der Herrschaft über die heilige Stadt würdiger sey, als der große und tapfere König Richard von England. Aber Richard fand in Chaifa nicht, was er gesucht hatte. Statt jetzt desto schneller vollkommen zu genesen, erkrankte er auf das Neue, und seine Krankheit ward einige Tage so bedenklich, daß das Gerücht von seinem Tode sich schon überall verbreitete und selbst zu den Ohren des Sultans kam, der nun ebenfalls den allzufrühen Tod eines, in der schönsten Kraft des männlichen Alters blühenden Monarchen aufrichtig und theilnehmend bedauerte. Indessen ward es auf einmal mit dem kranken Könige wieder besser; seine Kräfte stellten sich nach und nach wieder ein, und nach einem vierwöchentlichen Aufenthalt in Chaifa fühlte sich Richard vollkommen wieder hergestellt. Durch einen Herold ließ er jetzt bekannt machen, daß jeder, der eine Forderung an ihn zu haben glaube, sich unverzüglich melden möge, bezahlte hierauf mit der größten Gewissenhaftigkeit alle seine Schulden, schickte seine Gemahlin und seine Schwester unter der Bedeckung einiger Ritter voraus, eilte nach Ptolemais, bestieg dort, nur von wenigen Rittern begleitet, ein großes, für ihn besonders ausgerüstetes Schiff, und verließ am neunten October des Jahres 1193, gleich unzufrieden mit sich wie mit den Ereignissen, ganz in der Stille ein Land, in welchem er vor sechszehn Monaten unter dem lautesten Jubel, mit dem größten Gepränge und den feurigsten Hoffnungen einer ganzen Reihe glorreicher Erfolge, gleichsam schon im Voraus triumphirend, angekommen war. Bei seiner Abfahrt stand unstreitig bei Richard der Entschluß, nach drei Jahren das gelobte Land wieder zu besuchen, unerschütterlich fest; denn er ahnete nicht von weitem die schweren und lange dauernden Prü-

fungen, die jenseits des Meeres jetzt seiner harreten. Auch die übrigen Pilger kehrten, nach der Abreise des Königes, jeder, wie eine schickliche oder bequeme Gelegenheit sich ihm darbot, nach Europa zurück.

4. Auch Saladin zog sich, da der Krieg nun beendiget war, in das von ihm schon oft eingenommene Lager bei Natrum zurück, und begab sich hierauf, nachdem er nach und nach seine sämmtlichen, sich so sehr nach ihrer Heimath sehnenden Schaaren entlassen hatte, in Begleitung einiger seiner vertrautesten Freunde nach Jerusalem. Diese Stadt empfand nun zuerst die wohlthätigen Wirkungen der Sorgfalt eines Beherrschers, der, wie Saladin, sie zu einem vorzüglichen Gegenstand seiner Liebe machte, und sie als die schönste und heiligste Perle seiner Krone betrachtete. Saladin gründete jetzt in Jerusalem eine, nachher unter den Muselmännern berühmte hohe Schule, versah diese mit einer ungemein zahlreichen Bibliothek, und errichtete zugleich eine sehr weitläufige, mit einem Krankenhause verbundene Wohlthätigkeits-Anstalt, beides mit sehr ansehnlichen Einkünften verbunden. Auch die Mauer von Jerusalem ließ er so sehr verlängern, daß sogar die Kapelle auf dem Berge Sion innerhalb ihres Umfanges stand. Nach einer langen, dreißigjährigen Reihe von Kriegen genoß jetzt Saladin zum erstenmale einer dauernden Ruhe; aber diese wollte er gänzlich dem Wohle seiner Völker und einer weisen, alle seine Unterthanen beglückenden Verwaltung weihen. Aber fromm, wie er war, und allen Geboten seines Propheten gehorchend, dachte er jetzt vor Allem an eine feierliche Wallfahrt nach Mecca, wozu jeder Muselmann, wenigstens einmal in seinem Leben, durch das Gesetz verpflichtet war, welche aber zu verrichten gebieterische Zeitumstände es dem from-

men Sultan bisher stets unmöglich gemacht hatten. Saladin ließ sein Vorhaben in ganz Syrien bekannt machen, und Alle, welche Lust dazu hätten, durch mancherlei Vortheile und Gerechtsame, die er ihnen geben werde, einladen, ihn auf dieser heiligen Reise zu begleiten. Die Namen Aller, welche diesem Rufe zu folgen gesonnen waren, wurden in ein großes Verzeichniß eingetragen, und sämmtlichen Statthaltern in den Provinzen, besonders in dem glücklichen Arabien, die gemessensten Befehle ertheilt, für die bald in zahlreichen Schaaren kommenden Pilger die nöthigen Vorräthe von Lebensmitteln in Bereitschaft zu halten, zu gleicher Zeit auch die reichen und prachtvollen Geschenke öffentlich gezeigt, mit welchen Saladin die Kaaba zu schmücken beschlossen hatte. Die Pilgerfahrt des frommen Sultans sollte an Pracht und Herrlichkeit alle Wallfahrten der frühern Sultane, seiner Vorfahren, bei weitem übertreffen. Aber damit waren seine Emirs nicht zufrieden; und bald gelang es ihnen, und zwar nicht einmal unter sehr scheinbaren Gründen, ihn davon abzuhalten. „Man dürfe," sagten sie, „den Franken nicht trauen; gar leicht könnte auf einmal wieder ein zahlreiches, christliches Heer über das Meer hergeschwommen kommen und dann in der Abwesenheit des Sultans sich durch Ueberfall der heiligen Stadt bemächtigen." Weiter bedurfte es nichts; denn sobald bei Saladin von immer einer Gefahr die Rede war, wovon Jerusalem bedrohet werden könnte, so fand sogleich gar keine andere Vorstellung mehr Eingang bei ihm.

5. So groß auch Saladins Eifer für die Erhaltung des Islams war, und so sehr er daher das oberste kirchliche Oberhaupt der Muselmänner ehrte, so trat er doch demselben, sobald er die Schranken seiner geistlichen Macht überschreiten wollte, kühn

und kräftig entgegen. Die bei den Arabern eingeführte lehensherrliche Verfassung war von jeher die Quelle unaufhörlicher Verwirrungen und Zerrüttungen, und wenn die Statthalter und zinsbaren Fürsten auch die Oberhoheit anerkannten, so betrugen sie sich doch oft mit der Willkühr unabhängiger Herren, suchten ihre Gebiete oder Statthalterschaften auf Kosten ihrer Nachbarn zu vergrößern, überzogen sich gegenseitig mit Krieg oder schlossen Bündnisse miteinander, um einen Schwächern zu unterdrücken und seines Landes zu berauben. Selbst unter einem so mächtigen und weisen Beherrscher, als der gegenwärtige Sultan war, blieb es in den entfernteren Provinzen nicht immer ruhig, und oft mußte Saladin bald nach Mesopotamien, oder Yemen, oder Arabien Truppen senden, um die Ruhe darin wieder herzustellen und den Ehrgeiz der dortigen Fürsten und Statthalter zu zügeln. Nun hatte schon seit einiger Zeit ein gewisser Nazem, der seinen Sitz in der großen und volkreichen Stadt Urmia hatte, sich die größten Gewaltthätigkeiten erlaubt. Schon im Besitze mehrerer, seinen Nachbarn abgenommenen Städte und Burgen, übte er überall die größten Grausamkeiten aus; stellte sich endlich an die Spitze der Turkomuten, einer, blos vom Raube lebenden rohen Horde von Barbaren, verübte die schrecklichsten Straßenräubereien, hob ganze Caravannen auf, machte weit und breit die ganze Gegend unsicher und war ein Schrecken für Alle, die nicht mit großen Geldsummen ihre Sicherheit von ihm erkauften. Saladin fand endlich nothwendig, den Gewaltthätigkeiten dieses kleinen Tyrannen ein Ziel zu setzen, und gab dem Kuckeri, Fürsten von Arbela, den Befehl, sich des Nazems mit Gewalt oder List zu bemächtigen. Dieses letztere gelang. Getäuscht durch ungemein vortheilhafte, glänzende Anträge, die Kuckeri ihm machen ließ,

kam er endlich zu einer ihm vorgeschlagenen Unterredung, jedoch nicht ohne zahlreiche Begleitung, die aber auf einmal, und als sie gar keine Gefahr ahnen konnte, von einer zahlreichen, aus einem Hinterhalt hervorbrechenden Schaar überfallen, zerstreut und Nazem in Ketten gelegt ward. Anfänglich brachte man ihn auf die Citadelle von Arbela, jedoch bald nachher auf Saladins Befehl nach Syrien. Aber Nazem fand Fürsprecher an dem Hofe von Bagdad, und Nasser-eddin, so hieß der damalige Kaliph, schickte an Saladin einen Gesandten, mißbilligte die Gefangennehmung Nazems, erklärte, daß er denselben in Schutz genommen und Saladin ihn daher sogleich in Freiheit setzen sollte; überdieß gab der Kaliph auch darüber seine höchste Unzufriedenheit zu erkennen, daß Saladins Neffe, Teki-eddin-Omar, welchem der Sultan nach Kuckeri's Tod das Fürstenthum Arbela übergeben hatte, in die Staaten des ebenfalls unter seinem, des Kaliphen Schutz stehenden Backlimour, Königs von Chalet, in Armenien eingefallen sey und ihm einige Städte genommen habe; diese sollten demselben nicht nur unverzüglich zurückgegeben, sondern auch der Schuldige der Gerechtigkeit des heiligen Divans zur Bestrafung überliefert werden. Der oberste Richter des Reiches möchte demnach, und zwar in Begleitung eines Gesandten von Seite Saladins, sich ungesäumt nach Bagdad begeben. Darauf antwortete Saladin: Der Krieg seines Neffen gegen den König von Chalet werde keine fernere Folgen haben, auch sein Neffe nächstens zu ihm nach Syrien kommen; der oberste Richter des Reiches sey ein schwächlicher Greis, der die weite Reise nach Bagdad nicht unternehmen könne; Nazem sey auf seinen Befehl verhaftet und nach Syrien gebracht worden, und in Ansehung des Gesandten, den er, Saladin, nach Bagdad

schicken sollte, so sehe er die Nothwendigkeit davon nicht ein, indem er in Beziehung auf die Verwaltung seines Reiches und dessen zeitlichen Angelegenheiten mit dem Kaliphen Nichts zu schaffen habe. Nasser-eddin fuhr zwar fort sich zu beschweren und laut über den Sultan sich zu beklagen; da er jedoch bald einsah, daß seine kraftlosen Decrete gegen einen Fürsten, wie Saladin, Nichts vermöchten, wandte er sich endlich an Maleck-al-Adel und bat ihn um seine Vermittelung, die derselbe auch gerne übernahm und endlich seinen Bruder bewog, um dem Kaliphen doch einige Genugthuung zu leisten, einen Gesandten nach Bagdad zu schicken, dem jedoch Saladin blos den Auftrag ertheilte, den Kaliphen, als das höchste Oberhaupt des islamitischen Glaubens, in seinem Namen freundlichst zu begrüßen und denselben, als den ächten Nachkommen des Propheten, seiner Ehrfurcht zu versichern, womit nun auch der Kaliph vollkommen zufrieden war.

6. Indessen ward dem Sultan die Abnahme seiner Kräfte immer fühlbarer, er ahnete, daß er von dem Ziele seiner Laufbahn nicht mehr sehr weit entfernt sey. Er hatte sein Reich unter seine drei ältesten Söhne getheilt, dem ältesten, Maleck-al-Afdal, Syrien, dem Aziz Aegypten und dem Maleck-el-Daher das Königreich Haleb zugetheilt. Die beiden Erstern befanden sich in den Provinzen, welche sie bald nach dem Tode ihres Vaters beherrschen sollten. Nur Maleck-el-Daher war, um seinen Vater zu besuchen, nach Jerusalem gekommen, konnte sich jedoch nicht lange allda aufhalten, indem Saladin selbst Willens war, Jerusalem zu verlassen. Aber ungemein rührend und schön sind die Worte, welche Saladin, als er seinen Sohn wieder nach Haleb zurücksandte, bei dem Abschiede zu ihm sprach, und

die Bohaeddin, der Zeuge dieser Scene war, uns sorgfältig aufbewahrt hat. „Mein Sohn," sagte der Sultan mit der Stimme eines zärtlich besorgten Vaters, „du gehest jetzt hin, die Länder zu beherrschen, die ich dir zugetheilt habe. Meine Entkräftung und geschwächte Gesundheit lassen mich befürchten, daß ich dich nie mehr sehen werde. Ich ermahne und bitte dich also, und dieß soll mein letzter Wille seyn, ehre und liebe Gott mit aufrichtigem, wahrhaft frommem Herzen; denn Er ist die Quelle alles Guten, alles Schönen, sowie von Allem, was wahrhaft groß und liebenswürdig ist, und nur Ihm allein gebührt ewiges Lob, Preis und Ehre; halte auch gewissenhaft alle Gebote seines Gesetzes; denn darauf beruhet das Glück deines ganzen Lebens. Hüte dich, Blut zu vergießen, wenn die Gerechtigkeit es nicht verlangt; es würde auf dein eigenes Haupt zurückspritzen; denn schuldlos vergossenes Blut bleibt nie ohne Rache. Bestrebe dich, nicht nur die Hochachtung, sondern auch die Liebe deiner Unterthanen zu gewinnen; lasse ihnen Gerechtigkeit widerfahren. Sorge für ihr Wohl wie für dein eigenes. Du wirst einst Gott von dem Pfande, das ich dir heute in seinem Namen übergebe, Rechenschaft ablegen müssen. Erweise deinen Emirs stets geziemende Ehre, eben so auch den Imams, Kadis und Allen, die in öffentlichen Aemtern stehen und sie in deinem Namen verwalten. Blos durch Milde, Mäßigung und huldvolle Herablassung gegen Jedermann bin ich auf jene Stufe von Macht und Hoheit gekommen, auf welcher du mich jetzt siehest. Wir sind alle sterblich, mein Sohn! lasse also keinen Groll, keinen Haß, keine Feindschaft gegen irgend einen Menschen, von welchem Stande oder Rang er seyn mag, in deinem Herzen Wurzel fassen. Beleidige Niemand; denn die Menschen vergessen eine, ihnen

zugefügte Beleidigung nur erst dann, wenn sie sich entweder gerächt oder Genugthuung erhalten haben. Nur Gott allein ist es, der dem Sünder nach aufrichtiger Reue seine Sünden barmherzig verzeiht.“ Unter einem Strome von Thränen umarmte hierauf Saladin seinen Sohn und ließ ihn abreisen.

7. Bald darauf verließ auch Saladin Jerusalem, um die syrische Küste zu bereisen und mit eigenen Augen zu sehen, was das Wohl und die Sicherheit dieser so bedeutenden Küstenstrecke erfordern könnte. Auf dieser Reise ward er auch von verschiedenen christlichen Fürsten besucht, deren zuvorkommende Beweise von Ehrerbietung, in denen eine Art von unverkennbarer Huldigung lag, Saladin auf das freundlichste erwiederte. Als er in Berytus (Beirut) war, kamen auch der Fürst Boëmund von Antiochien und dessen Sohn, der Graf Raimund von Tripolis, zu ihm, um dem, zwischen ihm und dem Könige Richard geschlossenen Vertrage beizutreten und denselben unter den Augen des Sultans zu beschwören. Als dieses geschehen war, erbat sich Boëmund von Saladin einige in der Nähe seines Fürstenthums gelegene feste Plätze und einen ziemlich weitläufigen Strich Landes in der Ebene, dessen jährliche Einkünfte auf mehr als fünfzehntausend Goldstücke sich beliefen. Mit einer Güte, die nur stets sich selbst zum Zwecke hatte, nur in dem allgemeinen Glücke sich selbst glücklich fühlte, in keinem Menschen einen Feind und in dem Gegner nur einen Bittenden erblickte, gewährte Saladin dem Fürsten sogleich seine Bitte, und zwar auf die verbindlichste Weise. Er trat nämlich dem Fürsten nicht nur die von ihm begehrten Burgen nebst dem Striche Landes in der Ebene ab, sondern gab auch noch einigen der Großen, welche ihren Fürsten auf dieser Reise begleiteten,

Schlösser zurück, in deren Besitze sie vor dem Kriege gewesen waren. Ueberhaupt suchten die christlichen Fürsten und Herren in Syrien, wohl einsehend, daß die Fortdauer ihrer Herrschaft vorzüglich auf einem guten Benehmen mit dem mächtigen Sultan beruhe, durch Ehrerbietung gegen denselben, so wie durch bescheidenes, freundliches und zutrauliches Betragen gegen die Muselmänner, deren gemeinsamer Vater Saladin war, sich in dessen Gunst immer mehr zu befestigen. Da sie wußten, daß es dem Sultan ungemein gefalle, wenn die Christen die morgenländische Tracht nicht verschmäheten, so bequemten sich dazu jetzt auch viele der vornehmsten Herren, und erschienen darin nicht selten sogar bei feierlichen Gelegenheiten. Selbst König Heinrich schrieb an Saladin und bat sich zum Geschenke einen Turban und einen türkischen Pelz aus. „Ihr wißt," fügte Heinrich hinzu, „wie sehr Turban und Kaftan auch bei uns Christen in Ehren stehen; aus besonderer Achtung und Liebe zu Euch wird beides eine meiner Lieblingstrachten seyn;" und wirklich sah man nun Heinrich sehr oft mit dem prachtvollen Kaftan und kostbaren Turban bekleidet, welche er auf sein Begehren sogleich von dem Sultan erhalten hatte. Heinrich war überhaupt ein eben so weiser, als bescheidener und kluger Herr; nur Schade, daß sein Königreich, dessen wesentlichsten Bestandtheile blos in dem Gebiete von Ptolemais und Tyrus bestanden, in allzu engen Grenzen eingeschränkt war. Der Ertrag seiner Herrschaften war so unbedeutend, daß er nicht einmal mit dem Anstande eines kleinen Fürsten würde haben leben und seinen Hof, seine Ritter und übrige Dienerschaft unterhalten können, wenn er nicht jedes Jahr einen sehr ansehnlichen Theil der Einkünfte seiner Grafschaft in Frankreich nach Tyrus hätte kommen lassen; hier trat in voller Wahr-

heit der Fall ein, daß der Graf den König ernähren mußte; und nicht selten mußte überdieß noch Heinrichs Mutter, der er die Verwaltung der Grafschaft Champagne übertragen hatte, Schulden ihres Sohnes an Kaufleute zahlen, die von Ptolemais und Tyrus zu ihr kamen und der Gräfin die Schuldscheine ihres Sohnes vorlegten. Aus diesem Grunde konnte sich auch Heinrich nie entschließen, sein Haupt mit der Königskrone zu schmücken; auch mißfiel es ihm, wenn man ihn unter dem königlichen Titel begrüßte, daher er sich auch stets blos Heinrich, Graf von Champagne, nannte.

8. Nachdem Saladin alle, an der syrischen Küste ihm unterworfenen Städte besucht und zu deren Sicherheit manche treffliche Vorkehrungen, wie z. B. die Befestigung von Paneas, verordnet hatte, begab er sich nach Damascus, unter allen Städten seines ungeheuern Reiches diejenige, wo er am liebsten sich aufhielt, jedoch jetzt schon entschlossen, im Anfange des nächstkommenden Frühjahres auch seinen Unterthanen in Aegypten und den Einwohnern von Cairo, die, als er vor fünfzehn Jahren allda abreiste, ihm so ungemein traurig und wehmüthig nachgeblickt hatten, sich zu zeigen. Dieser Wunsch sollte jedoch nicht in Erfüllung gehen, und dem mächtigen Beherrscher von Aegypten, Syrien, Mesopotamien, Arabien und einem Theile von Afrika sollte es nicht mehr gegönnt seyn, das prachtvolle Cairo, die Wiege seiner Macht und Größe, vor seinem Ende noch einmal zu schauen. Als Saladin nach Damascus kam, fand er schon eine Menge von Gesandten, sowohl unabhängiger als zinsbarer Fürsten, welche ihn erwarteten, um im Namen ihrer Herren ihm wegen seiner glänzenden Siege und der glücklichen Beendigung des Krieges ihm Glück-

wünsche zu überbringen; und ohne allen Stolz nahm Saladin mit der größten Bescheidenheit und Herablassung die Huldigungen an, welche alle jene Fürsten durch ihre Gesandten dem mächtigen Beherrscher des größten Reiches des Orients jetzt darbrachten. Auch aus weiter Ferne strömte zahlloses Volk herbei, um den großen, von ihnen eben so sehr bewunderten als geliebten Sultan wieder zu sehen; und die Einwohner von Damascus, voll Jubel über das Glück, ihren großmüthigen Beherrscher wieder in ihrer Mitte zu besitzen, feierten dessen Ankunft mehrere Tage nacheinander durch Freudenfeste und gegenseitige Gastmähler. Ueberdieß fanden ganze Schwärme von Dichtern und Rednern sich ein, um in ihren Gedichten und Reden Saladins Tugenden und Heldenthaten bis in den Himmel zu erheben; obgleich an sich wenig bedeutend, gehörten doch die Bemühungen dieser Poeten und Redner ebenfalls einigermaßen zu den, jedoch viel ruhmvolleren Trophäen, welche alle Stände und Klassen der seinem Scepter unterworfenen Völker ihrem, wahrhaft von ihnen angebeteten, und in seinem Leben schon von den Imams den Heiligen beigezählten Beherrscher überall zu errichten sich bestrebten. — Indessen suchte Saladin in dem Kreise seiner Vertrauten, besonders seiner Kinder, die er alle zärtlich, am zärtlichsten den Alemir, den jüngsten derselben, liebte, diesem auch selbst jeden Tag eine Stunde Unterricht in dem Koran ertheilte, sich von seinem langen kriegerischen, oft so sehr erschöpfenden Anstrengungen wieder zu erholen. Die ersten Tage gingen ruhig vorüber; aber bei dieser scheinbaren äußeren Ruhe und Zufriedenheit des Sultans fühlte derselbe doch eine gewisse, mit körperlicher Unbehaglichkeit verbundene Niedergeschlagenheit des Geistes, welche ihn bisweilen auf Augenblicke in eine düstere Stimmung versetzte, welche er

jedoch stets seinen Freunden zu verbergen suchte, diesen jedoch nicht immer entging. Gleich im Anfange des folgenden Jahres 1193 berief Saladin seinen Freund, den Kadi Bohaeddin, aus Jerusalem zu sich nach Damascus. Dieser erschrack nicht wenig, als er bei seiner Ankunft seinen Herrn sehr verändert und in einer äußerst wehmüthigen Stimmung fand. Mit einer ganz besondern Inbrunst drückte Saladin seinen Freund einigemal an seine Brust, und vermochte dabei nicht seine Thränen zurückzuhalten. Noch banger wurden Bohaeddins Ahnungen, als er an dem, sonst so rastlos thätigen Sultan eine entschiedene Abneigung von allen Geschäften zu bemerken glaubte. Diese Besorgniß stieg noch höher, als am folgenden Tage Maleck-el-Adel und noch einige andere höhere Beamten kamen, um dem Sultan Bericht zu erstatten und dessen Befehle zu vernehmen, jedoch nicht vorgelassen wurden. Etwas Aehnliches geschah auch am andern Tage darauf. Fremden, erst unlängst angekommenen Gesandten hatte nämlich Saladin die Stunde und den Tag wissen lassen, an welchen er ihnen Audienz geben wollte. Aber kaum waren sie bei ihm eingetreten, als der Sultan, der nie irgend eine Verhandlung gerne in die Länge zog, im Gegentheil die Beendigung einer jeden so viel als möglich zu beschleunigen suchte, sie plötzlich wieder entließ und auf einen andern Tag zu sich beschied *). — Nachdem

*) Wohl mag dem sich schon krank fühlenden Sultan die Audienzstunde eine ziemlich lästige Stunde gewesen seyn. Was aber noch überdieß Saladins schnelle Entfernung aus dem Audienzsaale veranlaßte, war sein jüngster, von ihm so ungemein geliebter Sohn Alemir. Als dieser nämlich die ihm ganz fremden Gestalten und Trachten erblickte, erschrack er so heftig, daß er plötzlich bitterlich zu weinen anfing, worauf der zärtliche Vater, unter dem Vorwande, daß ein dringendes Geschäft ihn

die Gesandten abgetreten waren, ward das Frühstück für den Sultan und dessen Kinder herbeigebracht, wovon jedoch Saladin nur wenig genoß. Als er aber auch bei der Mittagstafel nicht erschien, sondern Maleck-el-Afdal den Stuhl seines Vaters einnahm, da geriethen alle Anwesenden in die größte Bestürzung; sie betrachteten es als ein sicheres Vorzeichen des nahen Todes ihres geliebten Herrn. Gegen Abend ward dem Sultan gemeldet, daß die Caravanne der von Mecca zurückkehrenden Pilger morgen in Damascus eintreffen würde. Sogleich befahl er, alle Straßen der Stadt auf das sorgfältigste zu reinigen, und fromm, wie er war, beschloß er der Caravanne entgegen zu reiten. Wie gewöhnlich war als Begleiter sein Freund Bohaeddin wieder an seiner Seite. Es war ein sehr rauher und nasser Tag. Als Bohaeddin bemerkte, daß Saladin sein, gegen rauhe Witterung ihn schützendes Panzerhemd anzulegen vergessen habe, sandte er unverzüglich einen Diener zurück, um dasselbe herbeizubringen. Aber leider war der Aufseher über die Rüstkammer nicht da, so daß das Versehen nun nicht wieder gut gemacht werden konnte. Saladin klagte über Kälte und ließ sich durch die Vorstellungen Bohaeddins bewegen, nicht auf dem gewöhnlichen, sondern weit kürzeren Wege durch die Gärten nach dem Palaste zurückzukehren. In der Nacht ward er von einem heftigen Fieber befallen. Er klagte am Morgen über eine sehr übel zugebrachte Nacht, wollte jedoch aufstehen, sank aber aus Kraftlosigkeit wieder auf sein Lager zurück. Demungeachtet ließ er seinen Sohn el-Afdal nebst mehreren der vornehmsten Emirs zu sich rufen; sprach mit dem Erstern lange von dem, ihn jetzt erwartenden

---

abrufe, sich sogleich mit dem weinenden Knaben entfernte und diesen in ein anderes Gemach führte.

hohen Berufe, gab ihm weise, größtentheils auf eigener Erfahrung beruhende Vorschriften seines künftigen Verfahrens als Regent eines großen Staates, und bat die Emirs, allen seinen Söhnen mit Treue und Liebe zur Seite zu stehen; worauf el-Afdal, nachdem er und die Uebrigen das Gemach des Sultans verlassen hatten, sich vorläufig von den Emirs huldigen ließ. Indessen verbreitete sich die Nachricht von der Krankheit des Sultans in der Stadt und versetzte die ganze Bevölkerung derselben in die heftigste Bewegung. Alle Kramladen und Buden wurden geschlossen, die ausgestellten Waaren von dem Marktplatze wieder in die Häuser der Kaufleute zurückgebracht, und alle öffentlichen und häuslichen Geschäfte unterbrochen. Zahlreiche Schaaren eilten in die Moscheen, um für die Erhaltung des kranken Sultans zu beten, während andere, nicht minder zahlreiche Haufen alle Thore und Eingänge des Palastes belagerten, bei jedem Herausgehenden sich ängstlich um das Befinden des Sultans erkundigten und, wenn die Nachrichten ihren Erwartungen nicht entsprachen, in Jammer und lautes Wehklagen ausbrachen. Aber über alle Begriffe geht Saladins Geduld und Sanftmuth während seiner Krankheit. Sanftmuth und Geduld sind jedoch die ersten Töchter der holden Demuth; selbst das ungeschickteste und tölpischste Benehmen seiner Diener ahndete Saladin kaum mit einem, jedoch nur ganz sanften, auch das empfindlichste Herz nicht verletzenden Worte*). Die

*) So z. B. begehrte Saladin einmal lauliches Wasser. Man brachte ihm siedend heißes. Er gab es zurück und begehrte abermals lauliches Wasser; aber jetzt brachte man ihm eiskaltes. Nun sagte der gutmüthige Sultan, indem er das kalte wieder zurückgab, „ist es denn nicht möglich, daß ich lauliches Wasser erhalte." Von dieser, besonders bei einem kranken Fürsten äußerst seltenen Geduld, ward einer der Umstehenden so sehr ergriffen, daß er

Aerzte verordneten endlich einen Aderlaß. Aber statt die gehoffte Wirkung hervorzubringen, vermehrte dieselbe nur noch das Uebel. Alle Hoffnung einer Wiedergenesung schwand nun dahin. Selbst Saladin zweifelte nicht mehr an seinem ihm jetzt ganz nahen Tode, dem er jedoch mit völlig ruhigem, heiteren Blick entgegenschauete. Wenige Stunden vor demselben befahl er seinen Standartenträger, das Bartuch, in welches er nach seinem Tode würde eingeschlagen werden, an die Spitze seiner Lanze zu knüpfen, durch alle Straßen von Damascus zu reiten und dem Volke zuzurufen: „Sehet, das ist das Einzige, was der mächtige Beherrscher so vieler Königreiche aus der Welt mit sich fortnimmt!“ — Saladin lag schon in den letzten Zügen und ein Imam las ihm noch immer aus dem Koran vor; als derselbe aber an die Stelle kam, wo Gottes Barmherzigkeit ganz besonders gepriesen wird, erheiterte sich noch einmal und zwar zum letztenmale das Antlitz des Sterbenden. Nach einer zwölftägigen Krankheit starb endlich Saladin an einem Mittwoch, dem dritten März des Jahres 1193, im siebenundfünfzigsten Jahre seines Alters, nachdem er seit dem Tode des letzten fatimitischen Kaliphen zweiundzwanzig Jahre in Aegypten und seit Nourreddins Tode neunzehn Jahre in Syrien und den übrigen Ländern geherrscht hatte. Saladin, unumschränkter Herr so vieler reichen Länder, hinterließ in seinem Schatz nicht mehr als ein tyrisches Goldstück und vierzig Silbermünzen mit dem Gepräge des Kaliphen Naser; so daß zu seinem Leichenbegängnisse, wie auch zu den Almosen, das er kurz vor seinem Tode unter alle Armen ohne Unterschied

---

sich nicht enthalten konnte, laut auszurufen: „Wenn dieses Einem von uns widerfahren wäre, würde er gewiß dem ungeschickten Diener das Gefäß an den Kopf geworfen haben.“

der Religion zu vertheilen befohlen hatte, der Vollzieher des Testaments das Geld borgen, auch eine Schwester Saladins das Kostbarste aus ihren Geräthschaften hergeben mußte. Saladins Leiche blieb längere Zeit in dem Gartensaale des Palastes stehen, in welchem er verschieden war, und erst später ward sie in das Grabmal gebracht, welches Maleck-el-Afdal neben der großen Moschee in Damascus erbauen ließ. Die Trauer über den Verlust des großen Fürsten war allgemein, tief und aufrichtig; es war keine schnell wieder vorübergehende, das Andenken des Verstorbenen blos ehrende Theilnahme an dessen Tod, sondern eine lange bleibende, in alle Adern des öffentlichen, kirchlichen und häuslichen Lebens der Völker sich ergießende, tief gefühlte Wahrheit, die selbst beinahe alle, Saladins Scepter nicht unterworfenen Völker, mit derselben Innigkeit fühlten *). Die, der großen von Saladin gegründeten Monarchie einverleibten Nationen hatten jetzt eine große Vergangenheit hinter sich, aber je glänzender und wohlthätiger diese gewesen war, desto trauriger und unsicherer richteten sich nun alle Blicke auf eine, vielleicht selbst schon ganz nahe Zukunft. In dem Orient hing stets Alles blos von einem Einzigen ab, aber dieser war

*) Der Kadi und Geschichtschreiber Bohaeddin weiß keine Ausdrücke zu finden, um von dieser allgemeinen, so tief gefühlten Trauer seinen Zeitgenossen wie der Nachwelt einen, der Wahrheit gemäßen Begriff beizubringen. „Er habe," sagt er, „nie geglaubt, daß es Menschen gäbe, die für einen andern zu sterben bereit seyn könnten, daher auch solche Ausdrücke blos für leere, nur ein ganz besonderes Wohlwollen anzeigende Phrasen gehalten. Aber bei Saladins Tod wäre er überzeugt worden, daß viele Tausende, wenn sie dadurch den Hingeschiedenen wieder in das Leben hätten zurückrufen können, ihr eigenes mit der größten Freude und Bereitwilligkeit zum Opfer dargebracht haben würden.

jetzt nicht mehr; und was auf ihn folgen würde, lag in dem undurchdringlichen Dunkel einer bei den Orientalen nach dem Tode eines großen Fürsten stets äußerst verhängnißvollen Zukunft.

8. Ueber den Character Saladins und dessen seltenen, glänzenden Eigenschaften des Geistes wie des Herzens haben wir in dem Laufe der Geschichte bei jeder sich darbietenden Gelegenheit mit aller nur möglichen Liebe und Bewunderung gesprochen. Weit mehr als aus den öffentlichen Thaten eines großen Mannes gehen dessen Character und Gemüth aus einzelnen biographischen, dem Leben eines solchen Mannes entnommenen Zügen hervor, und zwar so ganz einfach und unentstellt, und eben so natürlich, wie der, jeden Sinn auf gleiche Weise afficierende Geruch aus einer Blume hervorgeht; und da wir es an diesen nicht fehlen ließen und sie mit aller Sorgfalt stets in den Gang der Ereignisse mit einzuflechten suchten, so wird gewiß jeder unserer sinnigen Leser von dem intellectuellen wie moralischen Character, und dem ganzen Wesen dieses außerordentlichen Fürsten sich schon ein vollkommenes, der Natur entsprechendes Bild entworfen haben. Zu dem Gesagten also noch Etwas hinzuzufügen, würde völlig überflüßig seyn und uns blos zu ermüdenden, dem Leser vielleicht selbst lästigen Wiederholungen nöthigen; daher wir uns auch jetzt hier nur noch einige kurze Bemerkungen erlauben wollen. Da es nämlich eigentlich nur Eine Tugend gibt, die jedoch in mancherlei verschiedenen Strahlen und Farben sich bricht, so war auch Saladin ganzes Wesen ein, in eben derselben Form und aus eben demselben Stoffe gegossenes Ganzes, wovon jedoch jeder Theil den unverkennbaren Stempel einer holden, sich nie verläugnenden Natur trug. Sein Glaube z. B., obgleich ein bejammernswerther

Wahn, war ihm nicht ein blos von den Vorfahren geerbtes, daher ihm bald näher bald ferner stehendes religiöses System, sondern er war in seine ganze, innere geistige Natur eingedrungen; er war die Seele aller seiner Handlungen, der nördliche Polarstern aller seiner Bestrebungen. Zur Verbreitung des Islams hielt er sich für ein, in der Hand Gottes vorzüglich auserkohrenes Werkzeug; er machte sich daher auch dieses zur einzigen Aufgabe seines ganzen Lebens, hatte sich selbst auch schon früher öfters geäußert, daß, wenn er das Christenthum von der syrischen Küste verbannt haben würde, er alsdann in die entferntesten westlichen Länder ziehen und dort mit den Waffen in der Hand den Namen des großen Propheten und dessen Lehre verkündigen werde *). Saladin haßte weder das Christenthum noch die Christen. Nur um dem Islam überall freie Bahn zu brechen, wollte er die Christen aus dem Orient vertreiben, oder in einen, für die Lehre seines Propheten völlig unschädlichen Stand setzen. Bat ihn ein, in Jerusalem, oder in einer, seiner Herrschaft unterworfenen Städte, wohnender Christ um eine Gnade, so gewährte er sie demselben mit der nämlichen Bereitwilligkeit, mit der er sie auch einem Muselmanne gewährt haben würde. Einer

*) Höchst wahrscheinlich, ja wohl außer allem Zweifel, war Saladins Eifer für die Erhaltung des Islams bei ihm der Hauptbeweggrund, sich der Länder Nourreddins nach dessen Tod zu bemächtigen. Er fühlte sich nämlich überzeugt, daß unter Nourreddins noch unmündigen, und daher unter der Vormundschaft ehrgeiziger und schwungsüchtiger Statthalter stehenden Nachkommen das ganze Reich sich bald in viele kleine Theile zersplittern, mithin nicht mehr im Stande seyn würde, den Fortschritten der Christen Einhalt zu thun, denen es alsdann ein Leichtes seyn müßte, Mohameds Lehre aus ganz Syrien und Mesopotamien zu verbannen.

christlichen Frau, welcher die Muselmänner ihre noch ganz zarten Kinder geraubt hatten, gab er, auf deren Bitte, dieselben gleich wieder zurück, bezahlte jedoch denjenigen, welche sie schon gekauft, den Preis, den sie dafür aus gegeben hatten. Die Kunst, durch einen Treubruch sich Vortheile zu verschaffen, war Saladin, wie sein ganzes Leben und die zahllosen, mit so vielen und so mancherlei Völkern unaufhörlich gepflogenen Unterhandlungen es beweisen, völlig fremd; auch der größte Gewinn, selbst das von ihm eingebildete Wohl des Islams würde ihn nicht dazu habe bewegen können; unstreitig ein Lob, das man seinen beiden großen Gegnern, und zwar weder dem Richard von England und noch weit weniger König Philipp August von Frankreich beilegen kann. Gewöhnlich wird von den Völkern, weil deren eigene zeitliche Wohlfahrt ganz vorzüglich darauf beruhet, Gerechtigkeitsliebe als die schönste und höchste Tugend eines Fürsten gefeiert. Bei Saladin war Gerechtigkeit etwas so ganz Naturgemäßes, und seiner Ansicht nach jedem mit Vernunft begabten Menschen so durchaus Nothwendiges, daß er jede Verletzung derselben als eine, von dem gewöhnlichen Gange der Natur abweichende, völlig abnorme Erscheinung hielt. Als Beweis dürfen wir nur folgenden, gewiß nicht unmerkwürdigen Zug aus Saladins Leben hier anführen. Ein Kaufmann aus Achclat, einer der Herrschaft Saladins nicht unterworfenen Stadt, Namens Omar, kam nach Jerusalem und überreichte dem Kadi gegen den Sultan eine Klagschrift, in welcher er einen Sclaven zurückforderte, welchen Saladin zu sich genommen hatte. Der Kadi konnte kaum die Frechheit des Kaufmannes begreifen, ging jedoch sogleich zum Sultan und erbat sich von demselben Befehle, was er in der Sache thun sollte. „Was recht ist," erwiederte Saladin ganz ruhig, äußerte aber zugleich auch sein Erstau-

nen darüber, daß der Kadi dießfalls noch besondere Befehle von ihm für nothwendig gehalten habe. Der Richter beraumte also einen Tag, an welchem beide Parteien vor ihm erscheinen sollten. Der Sultan erschien in eigener Person, und die Gründe, womit er seine Sache vertheidigte, waren so klar und so vollwiegend, daß der Richter und alle Beisitzer des Gerichts von der Grundlosigkeit der Klage des Kaufmannes vollkommen überzeugt wurden. Dieser verlor also den Prozeß, worauf jedoch Saladin ihm, um ihn wegen seines verlornen Prozesses einigermaßen zu trösten, ein Geschenk sandte, das wahrscheinlich den Preis eines Sclaven noch weit überstieg. Unstreitig konnte dem Sultan wenig daran liegen, ob er einen Sclaven mehr oder weniger habe, und dennoch gab Saladin denselben nicht zurück; aber blos deßwegen, weil dessen Zurückgabe als etwas Ungerechtes von dem Kaufmanne war gefordert worden. Von dem gemeinen Christenvolke betrachteten viele Saladins Tod, den sie noch mit einer Menge albernen Nebenumständen ausschmückten, als eine, wegen seiner Feindseligkeit gegen das Christenthum von Gott über ihn verhängten Strafe *). Es ist

*) Nach Saladins Tod erschienen auch bald eine Menge Lebensbeschreibungen von ihm, die besonders in dem Abendlande in Umlauf kamen; aber, voll von den abentheuerlichsten Scenen und den abgeschmacktesten Entstellungen, der einst von Turpin verfertigten Lebensbeschreibung Carls des Großen an die Seite gesetzt zu werden verdienen. Es ist sehr begreiflich, daß ein so mannichfaltig bewegtes, thatenreiches Leben, wie jenes des großen Sultan Saladins, auch die Phantasie der Dichter ganz vorzüglich in Anspruch nehmen mußte, und diese daher es auch ihren Gedichten zum Grunde legten. Aber höchst unverständig und absurd ist es, wenn man solchen Gedichten, außer ihrem poetischen, auch noch einen historischen Werth beilegen und sie für etwas An-

schon an sich eine große Vermessenheit, überall sogleich die strafende Hand der göttlichen Gerechtigkeit erblicken, und gleichsam sich anmaßen zu wollen, in das, jedem menschlichen Auge verschlossene Buch der unerforschlichen Gerichte Gottes hinein zu schauen. Offenbar war Saladins, obgleich erst in dem siebenundfünfzigsten Jahre seines Lebens, erfolgter Tod eine beinahe nothwendige Folge seiner mehr als dreißig Jahre ununterbrochener Anstrengungen, seiner auf so vielen Feldzügen ausgestandenen Gefahren, Beschwerden und Mühseligkeiten, und der vielen, ihn oft tief beugenden und schwer drückenden Sorgen und Bekümmernisse. Was übrigens der gerechte aber auch barmherzige Weltrichter, dessen Flammenauge das Innerste und Tiefste des menschlichen Herzens durchschaut, über Saladin entschieden, und ob er ihn auf der Wagschale seiner Gerechtigkeit zu leicht befunden, dieß erforschen zu wollen, geziemt, besonders bei der so großen Beschränktheit unseres Verstandes, keinem menschlichen Wesen, am wenigstens dem Geschichtschreiber, wenn er anders nicht Gefahr laufen will, durch vermessenes, allzuhartes und liebloses Urtheil, sich selbst den Augen der ewigen Liebe mißfällig zu machen. Hoffen und wünschen wir also, jedoch ja nicht mit strafbarer Vermessenheit, sondern in anbetender Demuth, daß der Fürst, der in seinem Leben so oft Barmherzigkeit übte, nun auch nach seinem Tode vor dem Allerbarmer Gnade und Barmherzigkeit möge gefunden haben. Saladins frühere Geschichte war von jeher für seine Gegner ein ungemein willkommener Tummelplatz, auf welchem sie sich mit Liebe und Lust herumtrieben; da dieses Feld ihnen aber eine nur allzu spärliche Erndte darbot, so nahmen sie zu einer Menge Histörchen

deres als bloße Producte dichterischer Einbildungskraft betrachten will.

ihre Zuflucht, deren handgreifliche Unwahrscheinlichkeit jedoch keinem unbefangenen Auge entgehen konnte. Von Saladins früherem Leben in Balsora, wo er erzogen ward, sowie auch nachher an dem Hofe Nourreddins, sprechen die morgenländischen Geschichtschreiber nur sehr Weniges, und auch dieß blos in ganz allgemeinen Ausdrücken. Was wir von ihnen wissen, ist blos, daß der junge, stets heitere, lebenslustige Saladin die gewöhnlichen, freilich stets auch mit Thorheiten vermischten Freuden seines Alters nicht verschmähete. Eigentlich gibt es in Wahrheit gar keine frühere Geschichte Saladins; denn in dem ersten Augenblicke, wo wir seine Bekanntschaft machen und er zum erstenmale die Bühne der Weltgeschichte betritt, erblicken wir ihn schon in dem ganzen Glanze eines jungen, emporstrebenden, der größten Thaten fähigen Helden. Mögen übrigens auch Saladins Jünglingsjahre nicht ganz tadellos gewesen seyn, ja möge er sogar einige Zeit den ganzen Kreis menschlicher Verirrungen durchlaufen haben, so gab es doch nie noch einen Fürsten, welcher Thorheiten der Jugend durch so viele und so große Weisheit reifern, männlichen Alters wieder gut gemacht hätte, wie Saladin. Wenn Tugend etwas so heiliges, etwas dem, mit Vernunft und freiem Willen begabten Menschen so durchaus nothwendiges ist, daß selbst demjenigen, bei dem sie völlig verschwunden ist, doch stets noch ein Bild zurückbleibt, und eine, wenn auch nur matte Idee von ihr dem Geiste desselben vorschwebt, so wird auch der, welcher anfänglich blos aus Weltklugheit — wenn dieß vielleicht bei Saladin der Fall gewesen seyn sollte — oder politischer Vortheile wegen sie übt, dennoch selbst schon nach einer kurzen Uebung sie immer mehr und mehr lieben, bis sie endlich in seine innere, ganze geistige Natur übergeht *). Uebrigens darf man

*) Eigentlich sollte man nur denjenigen tugendhaft nennen,

bei Beurtheilung des intellectuellen wie moralischen Characters Saladins und dessen ganzer geistigen Richtung durchaus nicht den wahren, sich hier von selbst darbietenden Standpunkt verlassen; man darf nämlich keinen Augenblick vergessen, daß Saladin das Unglück hatte, ein Verehrer Mohameds, und nicht ein Schüler und Jünger Jesu zu seyn, daß mithin ihm auch nicht jenes höhere Licht leuchtete, welches jedem wahrhaft gläubigen Anbeter Jesu nicht nur leuchtet, sondern ihn auch erwärmt und nach und nach immer mehr und mehr erglühet.

---

# Nachtrag
## zur Geschichte des dritten Kreuzzuges.

### I.

Richards Rückkehr nach dem Abendlande und dessen schon wenige Jahre darauf erfolgtes trauriges Ende.

1. Bevor Richard den Orient verließ und bei Ptolemais sich einschiffte, dachte er sehr wohl an die

---

bei dem Tugend zur anderen Natur geworden ist. Ein Solcher weiß gar nicht, daß er tugendhaft sey, sondern glaubt, daß er gar nicht anders seyn könne. Zu dieser Höhe können uns jedoch weder die alten noch neueren philosophischen Systeme erheben; nur das stets zehnfach Frucht bringende Wort des Evangeliums vermag dieses, indem es dem Menschen Kräfte darbietet, sich in den Abgrund unendlicher göttlicher Vollkommenheit und Schönheit so tief zu versenken, daß er seiner selbst nicht mehr eingedenk ist, und nur in Christo athmet und lebt. Ein frommer Einsiedler flehete einst täglich zu Gott: „Herr! nimm mich mir und gib dich mir," sein Gebet ward endlich erhört, und er selbst äußerlich ein sprechendes Bild der Demuth, der Buße und geistigen Armuth, jedoch innerlich eine Fülle von Geisteskraft und Heiligkeit, schon erbauend durch seinen Anblick und noch mehr belehrend durch sein Beispiel.

nicht kleine Anzahl von Feinden, die seiner in Europa harrten und die gewiß keine, sich an ihm zu rächen, sich darbietende Gelegenheit unbenutzt würden vorübergehen lassen. Ihm entgingen also auch nicht die Gefahren, die seine Rückreise nach dem Abendlande von so vielen Seiten bedroheten, und ihm daher auch jetzt Klugheit und die größte Vorsicht ganz besonders zum Gesetze machten. Aus bloßem Eigensinn verschmähete Richard die Durchfahrt durch die Meerenge von Gibraltar, durch die er unmittelbar zur See nach England hätte kommen können, und wobei er noch, im Falle anhaltender Stürme, in allen Häfen des christlichen Spaniens die freundlichste Aufnahme gefunden haben würde. Aber in Itali.n zu landen fand Richard nicht rathsam, indem damals der mächtige, nichts weniger als sehr edelmüthige, und mit dem Könige von Frankreich in sehr freundschaftlichen Verhältnissen stehende Kaiser Heinrich VI. dort beinahe unumschränkt gebot. In Frankreich war Philipp August, ungeachtet seines, vor seiner Abreise gegebenen eidlichen Versprechens, die Länder Richards während dessen Abwesenheit so wie seine eigenen zu schützen, indessen dennoch feindlich in dieselben eingefallen, und so waren die französischen Küsten jetzt für Richard ebenfalls ein feindliches Land. Nun blieb ihm noch übrig, in einem der istrischen Häfen zu landen, und von da aus seine Reise zu Lande durch Deutschland nach Antwerpen oder irgend einen andern flandrischen Hafen fortzusetzen. Aber offenbar machte die Feindschaft des von ihm so schwer beleidigten Herzogs Leopold von Oesterreich und der vielen mit diesem Fürsten theils verwandten, theils mit ihm verbündeten, und die demselben von Richard zugefügten Beschimpfungen, als eben so viele, ihnen selbst angethanen Beleidigungen betrachtenden, kleinern Fürsten und Herren Deutschlands, dieses Un-

ternehmen noch weit gefahrvoller als jedes andere. Wirklich beschäftigte sich auch Richard einige Tage vor seiner Abreise aus Syrien mit mancherlei Entwürfen zu der ihm bevorstehenden Reise. Da aber bei jedem derselben sich irgend eine nicht ganz unbedeutende Schwierigkeit vorfand, so ward der, in Allem rasche und ungeduldige König bald alles weitern Hin- und Hersinnens müde, setzte sich über alle ängstliche Bedenklichkeiten hinweg und, die geheimen Nachstellungen seiner Feinde eben so wenig fürchtend, als deren offene Angriffe im Felde, verließ er sich auf seinen bisherigen Glücksstern und die Anordnungen auf seiner Reise, wie es Zeit und Umstände jedesmal erfordern würde.

2. Schon der heftige Sturm, von dem sein Schiff, als es sich kaum auf hoher See befand, überfallen ward, schien eine Vorbedeutung der vielen Unfälle zu seyn, denen der König auf dieser Reise entgegenging. Sechs Wochen ward das Schiff von Stürmen auf dem Meere herumgeworfen und endlich an die Küste der Barbarei verschlagen. Von hier aus hätte Richard in vier Tagen nach Marseille kommen können, aber Marseille war ein französischer Hafen, und in demselben einzulaufen hielt Richard, bei dem ihm bekannten, nichts weniger als edeln und großmüthigen Character Philipp Augusts, für eine allzugewagte Sache. Er beschloß also seine Fahrt in den adriatischen Meerbusen zu lenken, nach der istrischen Küste zu segeln, dort zu landen und von da aus zu seinem Schwager, dem Herzog Heinrich dem Löwen, nach Sachsen sich zu begeben. Aber bei Corfu ward das königliche Schiff von zwei Raubschiffen angegriffen. Zum Glücke war der Schiffshauptmann des Königes mit den Seeräubern bekannt, vermittelte daher eine Auskunft, und nachdem jene

mit einer mäßigen Geldsumme sich befriediget hatten, liefen sie miteinander in den Hafen von Corfu ein. Das offene Wesen der Seeräuber gefiel dem Könige bald so wohl, daß er Zutrauen zu ihnen faßte und Eines ihrer Schiffe für sich und seine Begleiter *) zu seiner weitern Fahrt nach Istrien miethete. Zwischen Venedig und Aquileja litt Richard Schiffbruch, entging jedoch dem Verderben und kam glücklich an das Land. Aber in Istrien und Kärnthen erwarteten ihn weit größere Gefahren; denn der, in diesen Gegenden nicht unmächtige Graf Mainhard war ein Freund und Verwandter des verstorbenen Grafen Conrads von Tyrus. Richard fand für nothwendig sich zu verkleiden, legte die Tracht ganz gemeiner Leute an, suchte durch einen falschen Bart seine Gesichtszüge unkenntlich zu machen und gab sich für einen Kaufmann, Namens Hugo, und sich und seine Gefährten für gewöhnliche, aus dem heiligen Lande kommende Pilger aus. Aber diesen, von Vorsicht und Klugheit gebotenen Vorkehrungen entsprach jedoch nicht Richards übriges Betragen; und gar leicht konnte schon der große Aufwand den er machte, an ihm zum Verräther werden **). Dem Grafen von Mainhard z. B., bei dem er unter dem Namen Hugo für sich und die mit ihm aus Jerusalem gekommenen Pilger um freien Durchzug durch dessen Gebiet bit-

---

*) Des Königs Begleiter auf dieser Reise waren nur vier Ritter und einige Templer, und nebst diesen noch zwei Geistliche, nämlich der Chorherr Philipp und Kaplan Anselm.

**) In Beziehung auf die, dem Könige Richard auf seiner Rückreise zugestoßenen Abentheuer, verweisen wir vorzüglich auf Herrn Wilken, dessen in dem dritten Bande seiner Geschichte der Kreuzzüge enthaltene Erzählung wir der unsrigen — einige kleine Abweichungen abgerechnet — durchaus zum Grunde legten.

ten ließ, schickte er einen kostbaren, mit einem Rubin gezierten Ring. Als aber der Graf dieses Geschenk einige Zeit mit Aufmerksamkeit betrachtet hatte, sagte er: „dieß ist kein Geschenk von dem Kaufmann Hugo, sondern von dem Könige Richard von England. Zwar habe ich geschworen, keinem Wallfahrer den Durchzug durch mein Gebiet zu verstatten. Aber in Rücksicht auf des Königes Wohlwollen gegen mich, wovon sein mir gemachtes Geschenk ein sprechender Beweis ist, sowie in Betrachtung seiner hohen königlichen Würde, mag er frei durch mein Land ziehen; jedoch möge er sein Geschenk wieder zu sich nehmen.“ Wirklich schickte Mainhard den Ring dem Könige zurück, diesem zugleich aber auch mehrere Bewaffnete nach, welche ihn wieder einfangen sollten. Zum Glücke für die Ehre Mainhards schlugen diese eine unrechte Straße ein und verfehlten den König.

3. Eben so große, oder noch größere Gefahr lief Richard in der, in dem Gebiete eines Bruders des Grafen Mainhard liegenden Stadt Friesach in Kärnthen. Blos dem edeln Sinn eines normännischen Ritters hatte Richard hier seine Rettung zu danken. Dieser Edle hieß Roger d'Argenton, stand schon seit zwanzig Jahren in dem Dienste des Grafen und war mit einer Nichte desselben vermählt. Wahrscheinlich hatte Graf Mainhard dem Bruder seine Vermuthung mitgetheilt, daß der König von England mit einigen Gefährten als Pilger gekleidet, auf deutschem Boden angekommen und durch sein Gebiet gezogen sey, demnach jetzt wahrscheinlich auf dem Wege nach Friesach seyn werde. Der Ritter d'Argenton erhielt also von seinem Herrn den Auftrag, in die Herberge zu gehen, wo angebliche Pilger eingekehrt wären, und zu forschen, ob nicht der König von England unter denselben wäre. Der edle Ritter erkannte sogleich

seinen König, warnte ihn vor Gefahr, rieth ihm zu schleuniger Flucht und verschaffte ihm ein treffliches, ganz vorzüglich schnelles Pferd. Richard ritt sogleich noch in der Nacht aus Friesach fort, nahm aber nur den Ritter Wilhelm de Letang und einen der deutschen Sprache kundigen Diener mit; die übrigen ließ er zurück, wovon aber zwei, nämlich die Ritter Balduin und Bethüne, als Begleiter des Königes erkannt und durch Friedrich von Pettau in Friesach ergriffen wurden. Des Landes wie der Straßen unkundig, ritt Richard, ohne sich Ruhe zu gönnen oder Nahrung zu sich zu nehmen, drei Tage und drei Nächte in der Irre umher, und kam endlich in das, an der Donau ganz nahe bei Wien gelegene Dorf Erdburg, wo er in einer elenden Hütte seine Wohnung nahm. Völlig erschöpft wollte er hier einige Tage ausruhen, benahm sich aber immer noch nicht mit der ihm jetzt so nothwendigen Vorsicht. Er beschränkte weder seinen großen Aufwand, der doch der Aufmerksamkeit der Leute nicht entgehen konnte, noch legte er einen ungemein kostbaren Ring ab, obgleich derselbe offenbar zu seiner übrigen ärmlichen Kleidung gar nicht paßte. Der Diener, der ihn begleitete, zeigte, als er nach Wien kam und dort mancherlei Einkäufe zu machen hatte, morgenländische Goldstücke oder Byzantinen und machte sich dadurch schon einigermaßen verdächtig, erregte aber noch mehr Aufsehen durch sein eitles, anmaßungvolles Betragen, so daß er endlich angehalten ward. Aus dieser Verlegenheit zog er sich jedoch durch die Erklärung, daß er der Diener eines sehr reichen, aus dem Orient kommenden Kaufmannes sey, der längstens in drei Tagen in Wien eintreffen werde. Als der Diener wieder nach Erdburg zurückkam, bat er den König inständigst nicht länger hier zu weilen, ohne alle Zögerung sogleich wieder abzureisen. Aber dazu wollte sich

Richard nicht entschließen. Mehrere Tage ging der Diener täglich nach Wien, erregte durch den Ankauf der feinsten und ausgesuchtesten Speisen, welche ganz gemeine Leute gewöhnlich gar nicht kennen, immer noch mehr Aufmerksamkeit und Aufsehen, und verrieth sich endlich selbst durch die Handschuhe des Königes, die er in seinem Gürtel trug. Auf der Stelle ergriffen und peinlich befragt, bekannte er auf der Folter den Beamten des Herzogs die Wahrheit. Sogleich ward jetzt in Erdburg die Hütte, in welcher der König wohnte, von Bewaffneten umringt; und der Schultheiß von Wien trat mit den Worten ein: „Sey gegrüßt, König von England; Du verkleidest Dich vergebens, Dein Gesicht macht Dich kenntlich;" und als jetzt Richard nach seinem Schwerte griff, rief der Schultheiß ihm freundlich zu: „sey nicht ängstlich, o König! und begehe keine Unbesonnenheit; Du bist hier sicherer als irgendwo, besonders wenn Du das Unglück hättest, in die Hände eines der Freunde des Markgrafen zu fallen." Richard erklärte hierauf, daß er sich nur dem Herzog Leopold ergeben werde. Dieser ward nun sogleich herbeigerufen, und als er erschien, ging Richard ihm entgegen und überreichte ihm sein Schwert.

4. Wir müssen hier den geschichtlichen Faden auf einen Augenblick abbrechen, um eine höchst beachtungswerthe Bemerkung des, leider nur zu frühe verstorbenen geistvollen Hr. Professors Luden über den ganzen Hergang, wie wir ihn hier oben erzählet, unsern Lesern mitzutheilen. Wir lassen den scharfsinnigen Geschichtsforscher jetzt selbst sprechen. „Wer aber vermag Richards Verfahren zu begreifen, wenn man annimmt, daß derselbe die Absicht gehabt habe, unbemerkt nach Sachsen zu seinem Schwager Heinrich zu kommen? Wahr ist's, Richard Löwenherz war

bis zur Tollkühnheit verwegen; mit Verachtung aller Gefahr schien er gerne jedem Abentheuer entgegenzugehen; sorglos, nachlässig und gleichgültig, überließ er sich seinen Launen und erwartete mit einer Ruhe, die an Trägheit gränzte, was der Zufall bringen würde. Aber eben so wahr ist es auch, Richard war ein Mann von großem Verstande; er wußte jede Gefahr wohl zu ermessen und gewiß ließ er nie ein Netz über sich hinwegziehen, welches er im stolzen Vertrauen auf seinen Arm und sein Schwert nicht zerreissen oder zerhauen zu können überzeugt war. Aber auf der Reise nach Wien — wer möchte es läugnen? — zeigte er sich als einen wahnsinnigen Thoren. Wenn er nicht die Absicht gehabt hat, als König von England erkannt zu werden und an den Herzog Leopold zu kommen, sondern dem Fürsten unbemerkt zu entgehen, so ist sein Benehmen bis zur Albernheit einfältig. Daher ist es eine sittliche Nothwendigkeit, zur Erklärung des ganzen Vorganges folgendes anzunehmen. Der König Richard hatte in einem Ausbruche heftiger Aufwallung den Herzog Leopold auf eine unwürdige Weise behandelt. Aufgebracht über den Schimpf hatte der Herzog das heilige Land verlassen. Richard, des schönsten Edelmuthes nicht minder fähig als des verachtenden Trotzes, erkannte und bereuete nun sein Unrecht. Deßwegen beschloß er auf der Heimkehr bei Leopold vorzusprechen, ihm Genugthuung durch die Ueberreichung seines Schwertes zu geben und sich auf würdige Weise mit ihm auszusöhnen. Da er aber, wie den Gesang, den Scherz liebte, und sich besonders darin gefiel, für einen gemeinen Mann gehalten zu werden, um alsdann plötzlich den König in überraschender Herrlichkeit zu zeigen, so mag er auf den Gedanken gekommen seyn, als pilgernder Kaufmann nach Wien zu gehen, damit er ohne Unterhandlung, ohne Vermittelung, ohne fürstliches Gepränge zu dem

Herzoge kommen, oder denselben in seine Nähe ziehen möchte. Darum verweilte er so lange in Erdburg; darum schickte er seinen Diener täglich in die Stadt; darum wollte er nicht entfliehen, als er erfuhr, daß man ihn erkannt habe; darum machte er keinen Gebrauch von seinem Schwerte; darum erklärte er, daß er sein Schwert nur dem Herzoge selbst übergeben wollte; und darum trug er dasselbe dem Herzoge entgegen, als dieser in seine Wohnung trat. Sein Irrthum aber und sein Unglück war, daß er geglaubt hatte, in dem Herzoge Leopold wohne derselbe Edelmuth, der ihn beseele; daß er demnach gehofft hatte, der Herzog Leopold werde, durch die Darreichung seines (Richards) Schwertes versöhnt, durch die Ueberraschung erfreut, ihn freundlich und ehrenvoll als einen königlichen Gast aufnehmen."

5. Der Herzog behandelte anfangs seinen königlichen Gefangenen mit vieler Ehrerbietung, ließ ihn jedoch bald darauf in die, zwischen Wien und Linz gelegene Burg Thierenstein bringen und der Bewahrung des Ritters Hademar von Chunring übergeben. Hier ward Richard in strenger Gewahrsam gehalten, und Tag und Nacht von Bewaffneten mit gezogenen Schwertern bewacht. Leopold zögerte nicht, dem Kaiser Heinrich VI. Nachricht von Richards Gefangenschaft zu geben, wohl wissend, daß diese ihm jetzt in den Augen des Kaisers ein besonderes Gewicht geben müsse *); und da er in denselben Tagen zu einem Hof-

*) Der Herzog konnte nämlich wohl voraussehen, daß dem Kaiser, der, wie wir in der Folge näher sehen werden, noch Manches mit dem Herzog Heinrich dem Löwen von Sachsen in's Reine zu bringen habe, die Gefangennehmung des Königes von England, des Schwagers Heinrichs des Löwen, sehr willkommen seyn, daher auch dessen Auslieferung sich von ihm erbitten würde, damit,

tage, den der Kaiser nach Regensburg ausgeschrieben hatte, sich begeben wollte, so nahm er seinen königlichen Gefangenen dahin mit. Auf dem Hoftage kam von der Sache des Königes nichts vor. Aber der Kaiser, der die Vortheile schon berechnet hatte, die er davon ziehen könnte, wenn der gefangene König in seiner Gewalt wäre, behauptete jetzt, von Richard nicht minder schwer beleidiget worden zu seyn *), und begehrte daher unter dem Vorwande, daß es ungeziemend sey, daß ein Herzog einen König gefangen halte, die Auslieferung desselben. Diese Forderung fand bei dem Herzog keine Schwierigkeit; denn er und der Kaiser waren schon in Geheim mit einander übereingekommen, daß sie, unbekümmert um Recht und Gerechtigkeit, Ehre und Schande, und das Urtheil der ganzen Welt, den königlichen Gefangenen nur gegen ein ungeheures Lösegeld in Freiheit setzen, das Lösegeld selbst aber unter sich, wenn auch nicht zu gleichen Theilen, theilen wollten. Der Herzog führte also seinen Gefangenen dem Rheine zu und übergab ihn dem Kaiser zu Mainz am Palmsonntag des Jahres 1193; und da Heinrich VI., bei welchem Geiz und Habsucht weit mächtiger als das Gefühl von Ehre und Schande wirkten, in der Verhaftung eines Königes, den er nicht im Kampfe überwunden, sondern dessen er sich nur, wie ein Handelsjude, auf die gemeinste Weise, durch Feilschen und Handeln bemächtigt hatte, gar nichts Niederträchtiges sah, so übernahm er den Ge-

---

wenn Richard in seiner Gewalt wäre, er sich dessen in seinen Verhandlungen mit Heinrich dem Löwen als eines Vermittlers bedienen könnte.

*) Er gab nämlich, jedoch ohne allen Grund, vor, daß das Volk und der Adel von Sicilien, die Heinrich VI. den Thron von Neapel und Sicilien streitig machten, von König Richard in ihrer Unternehmung aufgemuntert und in Geheim von ihm unterstützt würden.

fangenen unter den Augen aller in Mainz versammelten Fürsten, ließ ihn jedoch sehr anständig, ja wohl königlich behandeln, aber auch, aus Furcht das gehoffte Lösegeld zu verlieren, auf das strengste bewachen. Richard ertrug indessen seine Gefangenschaft mit großem Gleichmuth, verlor nicht das Mindeste von der gewöhnlichen Heiterkeit seines Geistes. Er vertrieb sich die Zeit mit Gesang und Saitenspiel, war dabei oft wahrhaft muthwillig, neckte seine Wächter auf mancherlei Weise, setzte sie durch Proben seiner ungeheuern körperlichen Stärke bald in Furcht, bald in Erstaunen, machte sie öfters trunken, und freuete sich über ihre, auf seine Kosten gehaltenen Trinkgelage, wußte jedoch dabei stets ein würdevolles Benehmen zu behaupten. Seinem Munde entschlüpfte keine Klage, als bisweilen blos über die Untreue seines Bruders.

6. Auch den König von Frankreich hatte der Kaiser ungesäumt von der Gefangennehmung Richards benachrichtiget, und Philipp August, der ebenfalls kein Mittel verschmähete, das ihn zum Zwecke führen konnte, benutzte nun sogleich diesen günstigen Augenblick, um an Richard wegen der von demselben im heiligen Lande zugefügten Beleidigungen Rache zu nehmen; erlaubte sich daher in Richards Besitzungen in Frankreich feindliche Einfälle, die ihm jedoch, da er überall tapfern Widerstand fand, nur wenige Vortheile, wohl aber dafür desto größere Schande brachten. Aber gerade diese neue, und dabei mit so großer Feigheit verbundene Ungerechtigkeit des französischen Königes gegen Richard weckte jetzt auf einmal die Aufmerksamkeit der Welt und deren warme Theilnahme an dem unerhörten Schicksale des, wegen seiner glänzenden Waffenthaten in Syrien und Palästina in Europa allgemein bewunderten und geehrten König Richards. In England selbst wußte man eine ge-

raume Zeit nicht, was aus demselben geworden wäre; besonders als englische Pilger gleich nach Weihnachten ankamen, und da sie zu ihrem größten Erstaunen ihren König noch nicht fanden, öffentlich bezeugten, daß sie das Schiff, auf welchem Richard aus Ptolemais abgefahren war, in Brundusium angetroffen hätten. Der erste, welcher sichere Nachricht von dem Schicksale des Königes erhielt, war der Erzbischof Walter von Rouen, und zwar mittelst einer Abschrift des, von dem Kaiser an den König von Frankreich erlassenen Schreibens. Der würdige Prälat war sogleich entschlossen, Himmel und Erde in Bewegung zu setzen, um seinen Herrn wieder aus der Gefangenschaft zu befreien, schickte auch einstweilen schon zwei Geistlichen nach Deutschland, welche den Aufenthalt des Königes und die Lage, in welcher derselbe sich befände, erkunden sollten; eilte hierauf nach England, wo er alle Großen des Reiches und alle Getreuen des Königes zu einer gemeinsamen Berathung nach Oxford berief. Auch ein, dem Könige Richard ganz besonders ergebener und von demselben geliebter, lieblicher Troubadour aus Arras, Namens Blondel, reiste nach Deutschland, um wo möglich den Aufenthalt seines königlichen Freundes zu entdecken. Nachdem er einige Zeit in Bayern und am Rhein herumgeirret war, kam er endlich an eine Burg, in welcher er, gewisser erhaltenen Anzeigen zu Folge, seinen Herrn vermuthen konnte. Der treue Troubadour ging nun in die Dienste des Burgvogtes; und als er an einem Abend unter den Fenstern des Thurms, in welchem Richard gefangen saß, die erste Strophe eines Gedichtes sang, das er und Richard mit einander gemacht hatten, und daher nur ihnen beiden bekannt war, und Richard sogleich mit der zweiten Strophe darauf antwortete, so war der dadurch freudig überraschte Blondel nun seiner gemachten Entdeckung voll-

kommen gewiß. Gerne wäre er sogleich nach England wieder zurückgeeilt, doch blieb er noch einige Zeit in der Burg, um den, nunmehr wieder gefundenen königlichen Freund durch seinen Gesang und sein Saitenspiel jeden Abend zu ergötzen. Endlich reiste er zurück und vermehrte durch die Kunde, welche er mitbrachte, noch um Vieles die in ganz England, unter der Geistlichkeit wie unter dem Adel und Volke, entstandene, immer lebhafter werdende Bewegung zur Befreiung ihres gefangenen Königes.

7. Als Philipp August erfuhr, daß die Gefangennehmung Richards und der Ort seiner Haft nun auch in England allgemein bekannt wäre, mithin die Nation alle ihre Kräfte aufbieten würde, um den König zu befreien, schrieb er an den Kaiser und bat ihn in den dringendsten Ausdrücken, Richards Gefangenschaft zu verlängern, besonders jetzt, da er, Philipp August, im Begriffe stände, feindlich in die Normandie einzufallen. Bisher hatte es das Ansehen gehabt, als wenn der Kaiser, der König von Frankreich und der Herzog Leopold von Oesterreich gleichsam mit einander gewetteifert hätten, wer den Andern an Niederträchtigkeit, Feigheit und völligem Mangel an Ehrgefühl und ritterlichen Gesinnungen übertreffen würde. Aber jetzt erscheint doch der Kaiser in einem etwas schöneren Lichte; er gab den Anträgen des Königes von Frankreich kein Gehör, und als dessen Botschafter ihm den Absagebrief ihres Herrn an Richard überbrachten, erklärte er ihnen, daß, wer den König von England während dessen Gefangenschaft angreifen würde, auch ihn, den Kaiser, zum Feinde haben werde. Indessen ward die Theilnahme an dem unerhörten Schicksal Richards im ganzen Abendlande immer allgemeiner und lebhafter, sogar bei jenen, von welchen man wußte, daß sie durchaus nicht zu den Freunden des Königes

gehörten. Auch die Dichter, besonders die Troubadours des südlichen Frankreichs, beklagten in rührenden Gesängen und Liedern die Leiden des gefangenen Königes, brachten die Mähre von Richard nun auch unter die gemeineren Volksklassen, und erregten überall das innigste Mitleiden. Der gelehrte Peter von Blois, Archidiakon der Kirche zu Bath, schrieb an den Erzbischof von Mainz, seinen ehemaligen Schulfreund, und forderte ihn auf, das geistliche Schwert unverdrossen und ohne Menschenfurcht zu gebrauchen, damit der ungerechten, kirchliche und weltliche Gesetze so gröblich verletzenden Gefangenschaft eines Königes, der als Pilger unter dem Schutze der Kirche gestanden, ein Ende gemacht werde. Eben so schrieb auch der, wegen seiner Gelehrsamkeit und Frömmigkeit allgemein geachtete Abt von Clugny an den Kaiser, und ermahnte ihn, nicht durch schreiende Ungerechtigkeit gegen den König von England sich an Gott und der Kirche zu versündigen. Auch der Papst Cölestin nahm sich der Sache Richards mit großem Eifer an; denn die Gemahlin und Schwester des Königes, welche auf ihrer Rückkehr aus dem gelobten Lande durch Italien reisten und über sechs Monate in Rom weilten, hatten nicht unterlassen, das Einschreiten des hohen apostolischen Stuhles in einer so wichtigen Sache sich zu erbitten. Als der heilige Vater sah, daß seine Ermahnungen unbeachtet blieben, bedrohete er, aufgefordert durch ein Schreiben des Erzbischofs Walter von Rouen und sämmtlicher normännischer Bischöfe, den Kaiser und den König von Frankreich mit dem Banne; den Erstern, wenn er nicht unverzüglich den, so ungerechter Weise gefangen gehaltenen König in Freiheit setzte, und den Andern, wenn er nicht die, während Richards Gefangenschaft und dessen Abwesenheit aus dem Reiche, in der Normandie begonnenen Feindseligkeiten sogleich wieder einstelle. Aber mit

diesem Schritte war jedoch Richards Mutter, die Königin Eleonore, noch lange nicht zufrieden; sie schrieb mehrere sehr empfindliche Briefe an den Papst; erlaubte sich sogar dem heiligen Vater Vorwürfe zu machen, daß er das Schwert des heiligen Petrus in der Scheide ruhen lasse, ihren Sohn dem Rachen des Löwen und den Klauen wilder Tiger preisgebe, und weder selbst nach Deutschland eile, was doch die Wichtigkeit der Sache erfordere, noch einen Cardinal als Legaten dahin sende, um den Kaiser zur Entlassung eines widerrechtlich gefangenen Königes mit der, dem apostolischen Stuhle in solchen Fällen geziemenden Strenge anzuhalten. „Oft," schrieb sie, „ziehen wegen geringfügiger Sachen Cardinäle als Legaten mit ausgedehnter Vollmacht in fremde Länder, aber in dieser so außerordentlichen traurigen und für die ganze Christenheit so wichtigen Angelegenheit hast Du nicht einmal einen Subdiakon oder Leviten ausgesandt *)."

8. Heinrich hatte Richards englischen Vasallen kund thun lassen, daß er bereit sey, ihren König gegen ein angemessenes Lösegeld in Freiheit zu setzen, jedoch bis jetzt die Lösungssumme noch nicht ausgesprochen, und zwar blos aus Furcht, daß er vielleicht zu wenig fordern möchte. Aber auf den Rath seiner Mutter Eleonore machte nun Richard selbst, um den Kaiser für sich zu gewinnen, demselben das Anerbieten, von

*) Eleonorens Briefe beweisen, in welchem furchtbar aufgeregten Zustande sie sich wegen des Unglücks ihres Sohnes befand; und gewiß muß man einer, wegen des Lebens wie der Krone ihres Sohnes ängstlich und schmerzhaft besorgten Mutter Manches verzeihen, daher auch selbst ungeziemende Ausbrüche ihres Schmerzes und ihrer mütterlichen Sorgfalt ihr zu gute halten; was auch jetzt der heilige Vater mit der ihm eigenen Sanftmuth und Liebe gerne that.

ihm, als dem Herrn aller Könige, seine Krone zu Lehen zu nehmen. Der Kaiser nahm dieses Anerbieten mit vielem Wohlgefallen an; und wirklich hatte die Ceremonie des Lehensübertrages an den Kaiser, so wie die Belehnung des Königes bald darauf statt. In Gegenwart mehrerer deutschen und englischen Herren überreichte Richard seinen Hut als Symbol dem Kaiser, der ihm mit einem zweifach goldenen Kreuze die sinnbildliche Belehnung mit dem Königreiche England ertheilte *). Durch diesen Schritt des Königes erhielt jetzt Heinrich eine, seiner Eitelkeit höchst willkommene Gelegenheit, die alte, längst schon zu Grabe getragene kaiserliche Weltherrschaft einmal wieder geltend zu machen, und ließ, um einen Beweis seiner oberlehnsherrlichen Richtergewalt zu geben, den König Richard, auf dem Reichstage zu Speyer, feierlichst vor seinen Richterstuhl laden. Richard ward jetzt angeklagt, dem unrechtmäßigen Könige Tancred von Sicilien Hülfe versprochen und den Kaiser Isaak

*) Roger Hoveden ist der einzige Geschichtschreiber, welcher behauptet, Richard habe, um seine Freiheit zu erhalten, das Königreich England als ein Lehen von dem Kaiser Heinrich genommen, was nun auch mehrere andere Geschichtschreiber, jedoch bloß auf das Zeugniß Hovedens, ebenfalls wiederholt haben. Indessen müssen wir gestehen, daß uns Rogers Bericht schon deßwegen höchst verdächtig erscheint, weil er auch noch hinzusetzt: Richard habe sich zu einem jährlichen Lehnszins von 5000 Pf. St. verbindlich gemacht; ein Vorgeben, das schon, besonders in Joachims Sammlung vermischt. Anmerk. I. Theil, vollkommen befriedigend widerlegt worden. Aber auch ohne daß Richard Heinrichs Lehnsmann geworden wäre, konnte der Kaiser ihn, zufolge jener, obgleich zu dieser Zeit schon völlig veralteten Begriffe, die man ehemals von einer kaiserlichen Weltherrschaft hatte, vor seinen Richterstuhl fordern, da ja ohnehin jetzt Richard in seiner Gewalt war.

von Cypern, einen Anverwandten des Kaisers, seines Reiches und der Freiheit beraubt zu haben. Ueberdieß ward Richard noch ferner beschuldiget, er habe den Markgrafen von Montferrat und Tyrus, einen Vasallen des deutschen Reiches, durch Assassinen ermorden lassen, die deutschen Pilger oft mit Wort und That beleidiget, das Panier des Herzogs Leopold von Oesterreich in dem gelobten Lande beschimpft, das heilige Land an Saladin verrathen und den König Philipp August von Frankreich durch Untreue und stolze Anmaßungen vielfältig beleidiget. Aber auf alle diese Klagpunkte antwortete jetzt Richard mit einer, nur der Wahrheit eigenen, und daher stets alle edle Herzen besiegenden Kraft, die zugleich auch von Richards ihn nie verlassenden Gegenwart des Geistes abermals einen sprechenden Beweis gab. Ohne zu vergessen, was er seiner Würde schuldig sey, gestand er freimüthig, daß er bisweilen von seiner natürlichen Heftigkeit sich habe hinreissen lassen, vertheidigte sich aber gegen jede der übrigen Beschuldigungen mit solcher Klarheit, Bündigkeit und rührenden Beredsamkeit, daß der Kaiser von seinem Throne herabstieg, ihn mit Wärme umarmte und seine Freundschaft ihm zusagte. Auch der Herzog Leopold, der anwesend war und mit dem angeklagten Monarchen in der Mitte der versammelten Fürsten stand, soll durch Richards Rede plötzlich zum Gefühle seines ungerechten, unedeln Verfahrens gebracht und bis zu Thränen gerührt worden seyn *). Von dieser Z it an hatte Richard nicht nur mehr Freiheit als bisher, sondern der Kaiser und die Kaiserin, denen er einen Besuch in Hagenau machte, beehrten ihn mit mehreren Geschenken, auch ward ihm von dem Kaiser jetzt ein freund-

*) Rex in medio stans cum Duce Austriae, qui pro eo nunc plurimum lacrymabatur (Rad. Cogg. p. 854).

licherer und angenehmerer Aufenthalt in Mainz angewiesen.

9. Die schon begonnenen Verhandlungen wegen des Lösegeldes des Königes wurden jetzt von dem Bischofe Hubert von Salisbury weiter fortgesetzt. Dieser Bischof befand sich in Sicilien, als er das Unglück seines Königes erfuhr, war aber hierauf sogleich nach Deutschland geeilt und brachte nun, mit Hülfe des Bischofes Savary von Bath und des Bischofes Wilhelm von Eli, eine, wie man hätte glauben mögen, den Kaiser vollkommen befriedigende Uebereinkunft zu Stande. Aber nun fing Heinrich schon wieder an zu schwanken, suchte die Beendigung der Verhandlungen zu erschweren und zu verzögern, und machte an die englischen Unterhändler, als diese abermals in Worms vor ihm erschienen, solche ungeheure, übertriebene Forderungen, daß alle anwesenden Freunde Richards an der Möglichkeit, dessen Befreiung auf gütlichem Wege zu erwirken, völlig verzweifelten. Indessen gelang es dem Könige bald wieder, den Kaiser auf mildere Gesinnungen zu bringen, und zwar durch ein geheimes Versprechen, welches er ihm, in Beziehung auf dessen Verhältnisse zu dem Herzog Heinrich dem Löwen von Sachsen machte, das uns zwar unbekannt ist, aber für den Kaiser einen solchen Werth hatte, daß nun ohne weiteres folgender Vertrag abgeschlossen ward. „König Richard soll an den Kaiser hunderttausend Mark feines Silber, Kölnisches Gewicht, bezahlen, und nach Abtragung dieser Summe seine Freiheit erhalten. Ueberdieß soll er, binnen sieben Monaten nach seiner Befreiung, noch fünfzigtausend Mark erlegen, nämlich dreißigtausend für den Kaiser und zwanzigtausend für den Herzog Leopold von Oestreich, und wegen dieser Summe, vor seiner Rückkehr nach England, dem Kaiser sechzig, und

dem Herzog Leopold sieben Geißeln stellen. Diese letztere Bedingung ward jedoch durch einen geheimen Artikel in so weit beschränkt, daß König Richard, wenn es ihm gelingen sollte, sein, dem Kaiser gemachtes Versprechen*) in Beziehung auf Heinrich den Löwen, zu erfüllen, er die fünfzigtausend Mark Silbers gar nicht erlegen, und der Kaiser alsdann die dem Herzog Leopold davon zugesagten zwanzigtausend Mark selbst bezahlen sollte. Außerdem machte Richard sich noch verbindlich, binnen sieben Monaten nach seiner Freilassung seine Nichte Eleonore, Schwester des jungen Herzogs Arthur von Bretagne, dem Prinzen Friedrich, Sohn des Herzogs Leopold, zur Gemahlin zu geben, und die Tochter des Kaisers Isaak ebenfalls dem Herzoge von Oesterreich als deren nahem Anverwandten zu überliefern.

10. Natürlich war eine, für die damalige Zeit so ungeheure Geldsumme in England nicht leicht aufzubringen. Ein Theil desselben ward jedoch zusammengebracht, indem von jedem ritterlichen Lehen zwan-

*) Worin dieses Versprechen bestanden, darüber sind die Meinungen der Geschichtschreiber noch immer sehr getheilt. Aber offenbar ist die von Luden aufgestellte Vermuthung bei weitem die wahrscheinlichste; sie schmiegt sich auch den damaligen Zeitumständen und Zeitereignissen, wovon jedoch erst in der Geschichte Deutschlands nähere Erwähnung geschehen kann, so natürlich und ungezwungen an, daß über deren Richtigkeit kein vernünftiger Zweifel mehr möglich zu seyn scheint. Luden glaubt nämlich, Richard habe dem Kaiser versprochen, seinen Schwager, den Herzog Heinrich den Löwen von Sachsen zu bereden, daß er an das kaiserliche Hoflager seine beiden jüngern Söhne, Otto und Wilhelm, schicken, diese alsdann den Kaiser auf dessen bevorstehender Heerfahrt nach Italien begleiten und so gleichsam Geißeln für das friedliche Betragen ihres Vaters während Heinrichs Abwesenheit seyn sollten.

zig Schillinge, von allen Einkünften der Laien der vierte Theil und von den geistlichen Pfründen, an einigen Kirchen der vierte, an andern der zehnte Theil erhoben, und endlich auch die goldenen und silbernen Kelche auf den Altären, die Reliquienkäste, nebst andern Schätzen der Kirchen, und sogar alles edle Metall an den Grabmälern der Heiligen dazu genommen wurde. Indessen blieb Richard selbst nach dem Abschlusse des Vertrages noch sieben Monate in der Gefangenschaft. Als aber der Kaiser einen großen Theil des Lösegeldes erhalten hatte und für den Rest Geißeln gestellt waren, so bestimmte er den 17. Januar als den Tag der Entlassung des Königes. Aber auch diese Zusage gereuete ihn bald wieder. Er besorgte zu wenig gefordert zu haben und sann auf Mittel, noch mehreres zu erpressen. Auch schrieb der König von Frankreich, und zwar in sehr schlechter Gesellschaft, nämlich in Verbindung mit Richards unedlem Bruder Johann, an den Kaiser, und beide suchten durch große Versprechungen ihn zu bereden, die Gefangenschaft des Königes noch bis in den Spätherbst zu verlängern. Sobald sich Heinrich VI. ein bedeutender Geldgewinn, wie schmutzig derselbe auch seyn mochte, in nahe Aussicht stellte, dann hatten auch alle andern, blos auf Recht und Billigkeit sich gründende Rücksichten keine Gewalt mehr über sein Gemüth. Um Richard einstweilen noch auf andere Art hinzuhalten, so schmeichelte der Kaiser ihm jetzt mit dem leeren und luftigen Versprechen, ihm das Königreich Arelat, obgleich dasselbe kaum noch zu dem deutschen Reiche gerechnet werden konnte, auch nicht einmal der Kaiser selbst als Oberherr darin anerkannt ward, als Lehen zu übergeben. So wenig Werth auch dieses Versprechen für irgend einen andern der damaligen Fürsten hätte haben können, so entsprach es doch Richards Lust an großen und glänzenden Aben-

theuern so sehr, daß er, ganz entzückt darüber, seine Hoffnung, jetzt bald noch eine neue Krone zu erwerben, unverzüglich dem Erzbischof von Canterbury meldete *). Als aber bald darauf Richards Mutter, die Königin Eleonore, auf einmal ganz unerwartet in Deutschland erschien, und zur Befreiung ihres Sohnes Himmel und Erde in Bewegung setzte, auch von vielen andern Seiten immer heftiger in den Kaiser gedrungen ward, und endlich, auf dem Reichstage in Mainz, wo der Kaiser wegen der Freilassung Richards wieder neue Schwierigkeiten erheben wollte, sämmtliche Fürsten, besonders jene, welche den Wormser Vertrag unterzeichnet hatten, auf der augenblicklichen Entlassung des Königes von England mit dem größten Ernste und einem, selbst bei dem Kaiser gewisse Besorgnisse erregendem Nachdrucke standhaft beharrten; so wagte endlich auch Heinrich es nicht mehr, in seinem bisherigen störrischen Geize noch länger zu verharren. Am 4. Februar des Jahres 1194 erhielt also Richard seine Freiheit **), und ward von den Erzbischö-

*) Sicher würde der ritterliche König Richard, der keine Gefahren, keine Beschwerden und keinen Kampf scheuete, auch in dem Reiche Arelat, wenn er es wirklich von Heinrich erhalten hätte, seine lehnsherrliche Gewalt geltend zu machen gewußt haben. Aber welche neue, im höchsten Grade feindlichen Verhältnisse zwischen ihm und dem Könige von Frankreich hätten sich nicht nothwendig dadurch bilden müssen. Der Besitz des Reiches Arelat würde nicht blos zwischen Richard und Philipp August, sondern auch zwischen deren Nachfolgern endlose Fehden herbeigeführt haben. Das Geschenk des arelatischen Reiches würde unstreitig für einen König von England, wie für die ganze englische Nation ein höchst gefährliches, wahrhaft verderbliches Geschenk gewesen seyn.

**) Als Philipp August Kunde von der Entlassung des Königes Richards erhielt, schrieb er sogleich seinem saubern Freund und Verbündeten, dem Grafen Johann von Mortaigne, Richards werthlosem Bruder: „Sey

fen von Mainz und Köln mit allen einem Könige gebührenden Ehrenbezeugungen in die Arme seiner Mutter, der Königin Eleonore, geführt. Unter sicherm kaiserlichen Geleite trat Richard mit seiner Mutter und seinem übrigen Gefolge seine Rückreise nach England an. Er nahm seinen Weg über Köln, wo er von dem Erzbischof Adolph auf eine ganz ausgezeichnet ehrenvolle Weise empfangen ward. Wegen der Befreiung des Königes ordnete der ehrwürdige Erzbischof ein besonderes Dankfest an, an welchem er das Hochamt hielt und die Antiphone wählte, und sogar selbst anstimmte: «Nunc scio vere, quia misit Dominus angelum suum, et eripuit me de manu Herodis et de expectatione plebis Judaeorum.» Auf eine stärkere und auffallendere Weise hätte der Erzbischof seine Mißbilligung des ungerechten Verfahrens des Kaisers gegen den König nicht kund geben und zugleich seine dießfallsigen Gesinnungen der ganzen Welt bekannt machen können. Aber demungeachtet hielt Richard, weil ernstlich gewarnt durch die Nachricht eines ihm treu ergebenen, edeln Mannes, daß nämlich der Kaiser es bereue ihn entlassen zu haben, und schon wieder auf Mittel sinne, sich seiner auf das neue zu bemächtigen *), sich nicht lange in Köln auf, eilte nach Antwerpen, und mehr den stürmischen Elementen als den unsichern Worte des Kaisers trauend, schiffte

---

auf deiner Huth; denn der Teufel ist jetzt wieder losgelassen."

*) Der König von Frankreich und der Prinz Johann sollen dem Kaiser hundertundfünfzigtausend Mark versprochen haben, wenn er sich des Königes wieder bemächtigte und denselben noch ein Jahr in der Gefangenschaft hielt. Freilich ein sehr lockendes Versprechen für einen Monarchen, in dessen Character Geiz der grund- und vorherrschende Zug war, in dessen Brust jeder Funke von Gerechtigkeisliebe erlosch, sobald nur Geld dabei zu gewinnen war.

er sich, trotz der zur Schifffahrt ungünstigen Jahreszeit, in Swien, einem flandrischen Hafen, ein, und da Wind und Wellen ihm nicht zuwider waren, betrat er glücklich und wohlbehalten am 13. März des Jahres 1194, nach einer vierjährigen Abwesenheit, bei Sandwich wieder den englischen Boden.

11. Richard unterließ nicht, gleich nach seiner Ankunft in England bei dem apostolischen Stuhle gegen den Kaiser und den Herzog Leopold von Oesterreich Klage zu erheben; besonders klagte er den letztern an: daß er ihn nicht nur völkerwiderrechtlicher Weise habe ergreifen lassen, sondern ihn auch, gleich einem Schlacht- oder Lastthiere, an den Kaiser verhandelt und verkauft habe, und bat den Papst um dessen apostolische Einschreitung in dieser noch nie erhörten Sache. Der heilige Vater glaubte dieser Bitte Gehör geben zu müssen, und nachdem er dreimal, jedoch stets vergeblich, den Herzog Leopold zur Zurückgabe der Geißeln und der Verzichtleistung auf das bedungene Lösegeld ermahnt hatte, sprach er am 6. Junius in einer feierlichen Versammlung sämmtlicher Cardinäle über den Herzog den Bannfluch der Kirche aus, belegte ganz Oesterreich mit dem Interdict und übertrug dem Bischofe Adelhard von Verona, als päpstlichem Legaten, die Bekanntmachung und Vollstreckung des apostolischen Spruches. Aber durch diesen, auf ihn von dem Vatican herabgeschleuderten Blitzstrahl ward der Herzog nicht geschreckt, und eben so wenig, als gleich darauf mehrere schwere Landplagen über Oesterreich hereinbrachen und alles Volk dieselben als offenbare Wirkungen der, von dem römischen Stuhle über das Land verhängten Strafen betrachtete. Im Gegentheil ließ der Herzog dem Könige von England wissen, daß, wenn nicht dem Wormser Vertrage zur bestimmten Zeit Genüge ge-

leistet würde, er die englischen Geißeln mit ihrem Leben für den Wortbruch ihres Königes werde büßen lassen. Um den frommen *) Geizhals wieder einigermaßen zu beruhigen, schickte ihm Richard, dem Wormser Vertrag gemäß, durch den Ritter Baldwin von Bethüne seine Nichte, die Prinzessin Eleonore, und mit dieser auch die Tochter des Kaisers Isaak. Aber der Trotz des Herzogs gegen das apostolische Ansehen hatte keinen langen Bestand. Noch in demselben Jahre ward er von einer unsichtbaren höhern Hand ergriffen. Auf einem Turniere in Gräz stürzte er mit dem Pferde, und zwar so gewaltig, daß der Sturz ihm das rechte Bein völlig zerschmetterte. Schon gleich am folgenden Tage ergab sich, um dem Brand zuvorzukommen, die Nothwendigkeit der Abnahme des zerschmetterten Gliedes. Aber kein Arzt hatte Lust, dem Herzog diesen gefahrvollen Dienst zu leisten. Nun ließ Leopold einen seiner Kämmerer rufen, setzte sich selbst eine Art auf das zerschmetterte Bein, welches jedoch erst bei dem dritten, von dem Kämmerer mit

*) Man hatte dem Herzog Leopold von Oesterreich den Beinamen: der Fromme gegeben. Aber es ist schwer zu errathen, was dieß für eine Frömmigkeit mag gewesen seyn, die sich so leicht mit Geiz und Ungerechtigkeit vereinbaren konnte, und endlich, trotz dem Urtheil der ganzen Welt und den von dem höchsten Oberhaupt der Kirche an ihn wiederholt erlassenen Ermahnungen, dennoch von dem so ungerecht erworbenen Mammon sich durchaus nicht scheiden konnte. Die ersten und unerläßlichsten Bedingungen wahrer Tugend wie ächter Frömmigkeit sind Demuth und Lauterkeit des Herzens, ohne welche jede andere, sogenannte Tugend oder sogenannte Frömmigkeit nur Scheintugend oder Scheinfrömmigkeit ist, welche letztere freilich in häufigem Kirchengehen, langem, gewöhnlich geistlosem Lippengebet und Befolgung äußerer Kirchenvorschriften sich und auch Andern ihres Gleichen ganz ungemein gefällt, aber in den Augen Gottes keinen Werth hat.

einem schweren Hammer ausgeführten Schlage von dem Körper getrennt ward. Gleich am andern Morgen kündigten jedoch einstimmig sämmtliche Aerzte dem Herzog den Tod an. Jetzt auf dem Sterbebette, und als das geöffnete Grab ihn angähnte, bereuete der Herzog seinen Ungehorsam gegen den römischen Stuhl und wünschte von dem Banne losgesprochen zu werden. Zuerst wandte er sich an den Pfarrer des Ortes. Als dieser ihm aber zu seiner Wiederaufnahme in den Schooß der Kirche es zur ersten und unerläßlichsten Bedingung machte, die englischen Geißeln sogleich zu entlassen, auf seine Forderung an den König von England zu verzichten und auch das schon erhaltene Geld wieder zurückzusenden, ließ Leopold den Erzbischof Adelbert von Salzburg zu sich rufen, und erst, als auch der Erzbischof dieselbe Sprache wie der Pfarrer führte, unterwarf er sich den ihm gesetzten Bedingungen, gelobte deren Erfüllung mit einem feierlichen Eide und erhielt hierauf von dem Erzbischofe die von ihm erbetene Lossprechuug. Nach Leopolds Tod weigerte sich jedoch dessen Sohn und Nachfolger, Herzog Friedrich, das von dem Vater eidlich gegebene Versprechen zu erfüllen. Als aber die Geistlichkeit das Begräbniß des verstorbenen Herzogs untersagte, entschloß sich Friedrich, die englischen Geißeln zu entlassen, wollte ihnen auch viertausend Mark für den König mitgeben, da diese es aber für gefährlich hielten, so vieles Geld auf einer so weiten Reise mit sich zu führen, so ward ihre Weigerung dem Herzog ein willkommener Vorwand, das Geld zu behalten; und auch alle nachherigen Ermahnungen, sowohl von Seite Cölestins III., als auch dessen Nachfolgers Innocenz III. vermochten dem Könige Richard nicht die völlige Zurückerstattung des Geldes, jedoch wenigstens des größten Theiles desselben wieder zu verschaffen *). Als Balduin auf seiner

*) Nur Schade, daß diese beiden großen Päpste ihr gei-

Reise den Tod des Herzogs Leopold erfuhr, führte er sogleich die Prinzessin Eleonore, wie auch Isaaks Tochter wieder zu dem Könige Richard zurück.

12. Als Richard in England angekommen war, suchte er vor Allem sein Königreich wieder vollkommen zu beruhigen, welches ihm auch keine große Mühe kostete; denn von allen seinen Unterthanen, von allen Ständen der Nation war er mit dem größten Enthusiasmus empfangen worden *). Die erste Veranlassung zu den Unruhen, welche in England während Richards Abwesenheit von Zeit zu Zeit ausbrachen, gab eigentlich das stolze, oft allzuherrische und dabei nicht sel-

stiges, den Geist und die Seele durchschneidendes Schwert nicht auch gegen den Kaiser gebrauchten; dieser daher in dem ungestörten Besitze seines Raubes blieb. Aber dazu hatte der römische Stuhl seine guten Gründe. Erstens hatte Richard vorzüglich den Herzog Leopold bei dem Papste angeklagt. Zudem vereinigten sich in dem Verfahren Heinrichs gegen den König Richard mehrere, wenn dasselbe auch nicht rechtfertigende, doch einigermaßen entschuldigende Umstände, die in Verbindung mit andern, vieles überwiegenden politischen Rücksichten, es dem römischen Stuhle nicht wohl erlaubten, gegen den in Italien schon so mächtigen, und durch den Besitz des Königreiches Sicilien bald noch weit mächtigern Kaiser mit allzugroßer, und hier gewissermaßen auch nicht durchaus nothwendigen Strenge zu verfahren.

*) Die Geschichte des dritten Kreuzzuges ist zugleich auch die Regierungsgeschichte Richards I. Was dieselbe von ihm noch nach seiner Rückkehr nach England zu erzählen hat, ist nur sehr weniges, und dieses im Ganzen genommen auch nicht von sehr großer Bedeutung; daher wir auch, um in der englischen Geschichte nicht wieder auf diesen ausgezeichneten, höchst seltenen, aber am Ende so unglücklichen Monarchen zurückkommen zu müssen, es gleich jetzt schon unsern Lesern mittheilen wollen.

ten höchst unkluge Verfahren des Wilhelms von Longchamp, Bischofs von Ely. König Richard hatte ihm, wie wir wissen, bevor er sein Reich verließ, zum Verweser desselben während seiner Abwesenheit ernannt. Aber der Bischof entsprach nicht den Erwartungen Richards. Longchamp unterlag einer sonderbaren Selbsttäuschung, der man auch in dem Leben anderer hochgestellter und einflußreicher Männer nicht selten begegnet. Er glaubte nämlich stets in dem Interesse seines Königes zu handeln, während er doch nur sein eigenes und jenes seiner zahlreichen Familie, die er aus der Normandie nach England hatte kommen lassen, zu verfolgen suchte. Unter den vielen, und zum Theil sehr groben Mißgriffen, die er während seiner Verwaltung machte, wurden nun bald auch seine frühern, um den König und das Königreich erworbene Verdienste völlig vergessen; dem Prinzen Johann gelang es demnach ohne große Anstrengung, den Bischof schon nach einer kaum anderthalbjährigen Reichsverwaltung, mittelst eines Aufstandes, an welchem auch die Geistlichkeit und der ganze Adel Theil nahmen, aus dem Reiche zu vertreiben. Als eine geringe Weibsperson verkleidet, denn er hatte sich auch bei dem gemeinen Volke sehr verhaßt gemacht, entfloh er nach Frankreich, und kam, weil von dem römischen Hofe nur schwach unterstützt, in seinem ganzen Leben nie mehr nach England zurück. Alle seine Einkünfte, wie sein ganzes Vermögen wurden zum Besten des Fiscus, den er, was auch nicht unwahrscheinlich ist, ziemlich bestohlen haben soll, eingezogen.

13. Nach der Vertreibung Longchamps trat der Bischof Walter von Rouen, den Richard schon von Messina aus dem Bischof von Ely als Gehülfen angeordnet hatte, an die Spitze der Verwaltung, die nun auch einige Zeit ihren ordentlichen, geregelten

Gang ging. Aber nun fing der Prinz Johann an, seine ehrgeizigen Plane immer mehr und mehr zu entwickeln. Er ging mit nichts Geringerm um, als, was er auch bald darauf öffentlich kund gab, seinen Bruder vom Throne zu stoßen und sich desselben zu bemächtigen. Durch Kunstgriffe jeder Art suchte er die Unterthanen des Königes an sich zu ziehen, sich einen, so viel möglich zahlreichen Anhang zu verschaffen und auch den König von Schottland, worauf er ganz vorzüglich bedacht war, in sein Interesse zu ziehen. Dem schlauen Philipp August entgingen nicht Johanns geheime ehrgeizige Entwürfe. Er eilte demnach jetzt ebenfalls, diese Gestaltung der Dinge in England zu seinem Vortheile zu benutzen. Er schrieb also an Johann, und unter dem Scheine einer besondern Theilnahme an der Lage desselben, versprach er ihm nicht nur seine Schwester Adelheide zur Gemahlin zu geben, sondern auch alle französischen Besitzungen seines Bruders, des Königes Richard, ihm zu verschaffen, und um das Nähere darüber zu besprechen, lud er ihn ein, zu ihm nach Frankreich zu kommen. Der unbesonnene Prinz ging in diese Anträge ein und wollte auch sogleich zu der verabredeten Zusammenkunft mit dem Könige von Frankreich sich begeben, was jedoch von der Königin Eleonore und dem Erzbischof Walter von Rouen verhindert ward. Aber nun glaubte Philipp August einstweilen einen feindlichen Einfall in die Normandie wagen zu dürfen, mußte aber bald wieder dieses Vorhaben aufgeben, indem seine Ritter und Dienstleute sich weigerten ihm zu folgen, weil der Papst alle jene mit dem Banne belegt hatte, welche vor der Rückkehr des Königes in dessen Reich einfallen und dessen Besitzungen angreifen würden; worauf nun auch sämmtliche normännische Großen sich vereinigten und den Richard einen feierlichen Eid schwo-

ren, ihm gegen Alle, welche es versuchen würden, ihn aus der Normandie oder den übrigen dazu gehörigen Provinzen zu verdrängen, mit Gut und Blut Beistand zu leisten. Aber desto kühner ward bald darauf Philipp August und der Prinz Johann, als Ersterer die Nachricht von Richards Gefangenschaft in Deutschland erhielt, und diese, ihm so willkommene Neuigkeit auch sogleich seinem Verbündeten mittheilte. Unverzüglich segelte nun Johann nach der Normandie, und eilte von da nach Paris. Zwischen Beiden kam nun hier ein förmliches Bündniß zu Stande. Johann erbot sich, den größten Theil der Normandie und noch verschiedene andere Stücke der französisch-englischen Besitzungen dem Könige von Frankreich abzutreten, wogegen Philipp August sich verbindlich machte, dem Prinzen seine Schwester Adelheide und mit dieser die Provinz Artois zum Brautschatz zu übergeben und hierauf ihm zur Erlangung des englischen Thrones, so wie zur Eroberung sämmtlicher französisch-englischer Provinzen seines Bruders allen nur möglichen Beistand zu leisten.

14. Diesem Bündnisse zufolge fiel Philipp August auf das neue feindlich in die Normandie ein, eroberte auch durch Verrätherei einige Schlösser und rückte vor die Stadt Rouen. Da aber die Bürger und die Besatzung unter der Anführung des tapfern Grafen Robert von Leicester einen Widerstand leisteten, der ihm alle Hoffnung zu einer baldigen Eroberung der Stadt benahm, und auch der Papst durch seinen Legaten ihm drohen ließ, ihn, wenn er nicht von seinen Feindseligkeiten augenblicklich ablasse, mit dem Banne und sein ganzes Königreich mit dem Interdict zu belegen; so sah sich Philipp August gezwungen, mit der englischen Regierung einen Waffenstillstand einzugehen. Während dieß in der Normandie vor-

ging, landete Johann, nachdem er vorher einen fruchtlosen Versuch gemacht hatte, die normännischen Großen auf seine Seite zu ziehen, mit einer Schaar flanderischer Truppen, die er mit französischem Gelde angeworben hatte, in England, bemächtigte sich der königlichen Schlösser Wallingford und Windsor, eilte hierauf nach London, verbreitete dort das falsche Gerücht von dem Tode seines Bruders, und forderte die Regentschaft auf, ihm die Regierung zu übergeben und als ihrem nunmehrigen Könige zu huldigen. Aber die englischen Großen, wovon keiner noch die mindeste Nachricht von dem Tode des Königes erhalten hatte, durchschauten die Plane des Prinzen, zogen in aller Eile in verschiedenen Provinzen Truppen zusammen, zerstreuten Johanns Schaaren und Anhänger und rückten vor das Schloß Windsor. Als Johann sah, daß es ihm mißlungen war, sich der Krone durch Taschenspielerkünste zu bemächtigen, suchte er mit der Regierung zu unterhandeln, übergab derselben auch zu ihrer Sicherheit einige seiner Schlösser, und begab sich hierauf insgeheim nach Frankreich, um sich mit Philipp August über neue Entwürfe zur Fortsetzung der Feindseligkeiten gegen seinen, in Deutschland gefangen gehaltenen Bruder zu besprechen. Zufolge der, zwischen ihm und dem Könige von Frankreich stattgefundenen geheimen Verabredung, schickte Johann einige seiner sogenannten Getreuen nach England, mit dem Auftrage, alle seine Schlösser in Vertheidigungsstand gegen seinen Bruder zu setzen. Aber dieser offenbare Beweis einer förmlichen Empörung gegen seinen rechtmäßigen König und Oberherrn brachte nun nicht blos die Regentschaft, sondern alle Stände der Nation in die heftigste Bewegung. In einer zahlreichen und glänzenden Versammlung in Windsor ward Johann des Hochverraths schuldig und aller seiner

englischen Besitzungen für verlustig erklärt, dabei auch noch mit allen seinen Anhängern von dem Erzbischofe von Canterbury und allen übrigen Bischöfen der erzbischöflichen Diöcese mit dem Banne belegt.

15. So war die Lage Englands, als nach einer mehrjährigen Abwesenheit Richard endlich am 13. März 1194 bei Sanderich seinen vaterländischen Boden wieder als König begrüßte und von allen seinen Unterthanen mit ausschweifenden Freudenbezeugungen empfangen ward. Nach einem kurzen Aufenthalt in London rückte er vor die belagerte, sehr feste Stadt Nottingham, welche die Anhänger Johanns auf das hartnäckigste vertheidigten, aber jetzt, sobald Richard vor den Mauern derselben erschien, sogleich zur Uebergabe gezwungen ward. Richard berief hierauf nach Nottingham eine allgemeine Versammlung der Stände, auf welcher sein undankbarer, aufrührerischer Bruder aller seiner Besitzungen, Würden und Rechte auf das neue verlustig erklärt ward, wenn er nicht binnen vierzig Tagen vor dem Könige erscheinen und wegen seines Betragens sich zu rechtfertigen im Stande seyn würde. Aber desto nachdrücklicher war Richard jetzt entschlossen, den Krieg gegen Frankreich fortzusetzen. Zu diesem Behufe schrieb er eine allgemeine Steuer aus, nach welcher von jeder Hyde zwei Schillinge bezahlt werden mußten; auch widerrief er alle vor dem Kreuzzuge gemachten Veräußerungen von Krongütern *). Von Nottingham ging Richard

*) Die Krongüter waren sämmtlich so wohlfeil und, wie man zu sagen pflegt, um solche Spottpreise verkauft worden, daß die Ankäufer durch die, seit vier Jahren davon gezogenen Einkünfte, ihren dafür ausgegebenen Kaufpreis sammt Interessen vollständig erhalten hatten; demnach auch der König sie wieder einziehen konnte; ja gewissermaßen, da er Krongüter zu veräußern eigentlich

nach Winchester, wo er auf den Rath der meisten seiner Bischöfe, obgleich viele derselben diesem Rath widersprachen, sich von dem Erzbischofe von Canterbury auf das neue wieder krönen ließ. Er wollte dadurch der königlichen Würde den Glanz wieder geben, den sie, durch seine Gefangenschaft in Deutschland, vielleicht in den Augen mancher seiner Unterthanen verloren haben könnte. Gleich nach der Krönung, und als indessen auch die zum Kriege gegen Frankreich erforderlichen Geldsummen eingegangen waren, lief Richard mit einer Flotte und hundert Transportschiffen von dem Hafen von Portsmouth aus und landete bei Barfleur. Die schon so bald erfolgte, und daher noch nicht erwartete Ankunft Richards setzte den Prinzen Johann in nicht kleinen Schrecken, und da er bemerkt hatte, daß er, seit dem Verluste aller seiner Lehen und Güter in England, von seinem bisherigen Verbündeten, dem Könige Philipp August, wenig oder gar nicht mehr geachtet wurde, so verließ er dessen Partei, ging seinem Bruder bis nach Bruis entgegen, fiel ihm zu Füßen, bat um Verzeihung und ward, durch die Vermittelung der Königin Mutter, auch mit demselben völlig ausgesöhnt, erhielt jedoch keines seiner eingezogenen Lehngüter wieder zurück. Bei der ersten Nachricht von dem Anmarsch der Engländer hob Philipp August, der vor Verneuil stand, die Belagerung dieser Veste auf und zog sich mit seinem Heere zurück. Richard ging demselben nach, brach in Touraine ein, eroberte Loches und ereilte endlich das französische Heer unter seinem Könige bei Freteval unweit Vendome. Eine Hauptschlacht war jetzt unvermeidlich. Auch die Franzosen wichen derselben nicht aus, wurden aber mit

---

gar nicht berechtiget war, sie wieder einzuziehen verbunden war.

ungeheuerm Verluste von Richard in die Flucht geschlagen. Alles Feldgeräthe und das ganze Heergepäck, sogar die Kriegskasse und das Archiv mit vielen Kostbarkeiten fielen dem Sieger in die Hände. Da Johann auf diesem Feldzuge unter der Fahne seines Bruders tapfer gegen die Franzosen gestritten, und durch einige auffallende Waffenthaten sich rühmlichst ausgezeichnet hatte, gab ihm Richard die Grafschaft Mortagne wieder zurück, und überdieß noch einen Jahrgehalt von achtzigtausend Pfund Sterling.

16. Die Niederlage bei Freteval zwang den französischen König einen Waffenstillstand nachzusuchen, den ihm Richard auch auf ein Jahr gewährte. Aber weder Philipp August noch Richard dachten daran, während dieser Zeit einen dauerhaften Frieden zu Stande zu bringen, sondern Beide sannen nur darauf, während ihre Waffen ruheten, zur Fortsetzung des Krieges neue Kräfte zu sammeln. Richard glaubte auf diesem Feldzuge bei den französischen Rittern eine größere Gewandtheit und Behendigkeit als an den seinigen bemerkt zu haben. Er schrieb die Ursache davon den, damals in Frankreich so häufig gewordenen Turnieren zu. Diese waren zwar ebenfalls schon unter Heinrich II., ja selbst unter König Stephan in England eingeführt worden, hatten aber bis jetzt noch nicht sehr tiefe Wurzeln gefaßt, und der junge, kampflustige, englische Adel ging immer noch nach Frankreich, um auf den dortigen Turnieren sich Lob und Ritterehre zu erwerben. Richard beschloß demnach diese Ritterspiele, auf welche man schon selbst in den nördlichen Reichen Europa's einen so großen Werth legte, auch in seinem Königreiche weit allgemeiner und anziehender zu machen, als sie bis jetzt gewesen waren. Er bestimmte nun gewisse Zeiten und Orte, wann und wo dieselben mußten gehalten

werden. Er selbst beehrte sie, so oft er konnte, mit seiner Gegenwart. Auch seine Gemahlin, wie die Königin Mutter und die übrigen Prinzessinnen des englischen Hauses erschienen dabei mit ungewöhnlicher Pracht und einem zahlreichen Gefolge der edelsten und schönsten Frauen des Landes; kurz, Richard umgab die, von ihm nun wieder in England eingeführten Turniere mit den größten, sogar bald auch Ritter aus fremden Ländern herbeilockenden Feierlichkeiten. Als Richard sah, daß diese prachtvollen Ritterspiele bei der Nation immer beliebter wurden, immer in größere Aufnahme kamen und der englische Adel von allen Seiten sich dazu herbeidrängte, machte er sogar für sich eine ziemlich ergiebige Finanzquelle daraus. Er verordnete nämlich, daß jeder, der die Turniere besuchen wollte, ehe er zugelassen werden sollte, eine gewisse Abgabe an den königlichen Fiscus entrichten müßte; der Graf zwanzig, der Baron zehn, der begüterte Ritter vier und drr unbegüterte zwei Mark Silbers; und die Liebe zu diesen Ritterspielen und das Verlangen sich durch Stärke und Gewandtheit darauf auszuzeichnen, waren nun schon so groß, daß diese Abgabe, wäre sie auch noch stärker gewesen, keinen englischen Ritter mehr davon zurückhalten konnte.

17. Sobald der Waffenstillstand, den weder der eine noch der andere Theil mit großer Gewissenhaftigkeit beobachtet hatte, verflossen war, rückten beide Heere wieder gegen einander in das Feld. Richard wünschte nichts sehnlicher als eine Schlacht, der aber sein Gegner stets mit vieler Klugheit, zum Theil auch durch List auszuweichen wußte. Auf dem ganzen Feldzuge fiel also nichts von Bedeutung vor; außer daß die Engländer Isodaun und noch einige andere, weniger bedeutende Plätze eroberten; aber

Philipp August dafür die Ehre hatte, alle Versuche Richards, ihn zu einer Schlacht zu zwingen, stets zu vereiteln. Gegen das Ende des Jahres (1195) traten beide Könige mit einander in Unterhandlungen; und nun kam wirklich ein Friede zu Stande, der gleich im folgenden Jahre in London bekannt gemacht ward. Aber auch dieser Friede hatte nicht den mindesten Bestand; denn ehe noch zwei Monate seit dem Abschluß desselben vorübergegangen war, fing Philipp August schon wieder neue Feindseligkeiten an, und der Krieg ward jetzt nur mit noch weit größerer Erbitterung geführt. Aber demungeachtet kam es wieder zu keiner Schlacht; denn die Niederlage bei Freteval war für den König von Frankreich eine Lection gewesen, deren er sich auch jetzt noch sehr wohl erinnerte. In den vielen kleinen Gefechten, welche vorfielen, wechselten die Erfolge, doch war im Ganzen genommen der Vortheil auf Seite der Engländer. Das wichtigste Ereigniß in diesem Feldzuge war die Gefangennehmung des Bischofs von Beauvais. Dieser, obgleich des Krieges nicht sehr kundige Prälat, gefiel sich in dem kriegerischen Schmucke eines Ritters weit besser, als in dem friedlichen Ornate eines kirchlichen Oberhauptes. Wie gewöhnlich vom Kopfe bis zu den Füßen gepanzert, zog er eines Tages an der Spitze einer Schaar französischer Krieger aus, um die Engländer, die in der Gegend von Beauvais herumstreiften, zu verjagen, ward aber, sey es, daß es ihm entweder an Vorsicht gebrach, oder daß der Feind an Streitkräften weit stärker als er war, mit dem größten Theile der Seinigen von den Engländern gefangen genommen. Richard war dem Bischofe im höchsten Grade abhold, weil er, als er als Gesandte seines Königes nach Deutschland gekommen war, um Richards Gefangenschaft zu verlängern, nun auch noch mit ungeziemendem, ja wohl höchst

unbischöflichem Eifer auf eine härtere Behandlung des gefangenen Königes gedrungen hatte, was jedoch damals in dem Interesse des, bisweilen auch einer edlern Empfindung fähigen Kaisers durchaus nicht lag. Richard ließ ihn also jetzt als einen Gefangenen nach Rouen führen, ihm dort Fesseln anlegen und in sehr harter Gefangenschaft halten. Der Bischof wandte sich an den Papst, der sich auch in so weit seiner annahm, daß er, in seinem Schreiben an den König, den Bischof einen Sohn der Kirche nannte und daher wenigstens um ein leidlicheres Gefängniß für denselben bat. Richard schickte die ganze eiserne Rüstung, in welcher der Bischof war gefangen worden, an den heiligen Vater und ließ ihm sagen: „siehe, ob dieses der Rock deines Sohnes sey?“ Der Papst mußte gestehen, daß der Bischof sich nicht wie ein Sohn der Kirche betragen habe; und so mußte derselbe noch ein ganzes Jahr in Richards Gefangenschaft bleiben, bis er endlich gegen ein angemessenes Lösegeld seine Freiheit wieder erhielt. Der Krieg zwischen den beiden Königen dauerte bis zum Anfange des Jahres 1199, um welche Zeit endlich der Papst Innocenz III., der die Christenheit zu einem neuen Kreuzzuge nach Palästina zu bewegen suchte, durch seinen Legaten, Peter von Capua, einen Waffenstillstand auf fünf Jahre vermittelte. Innocenz wünschte sogar einen beständigen Frieden zwischen den beiden Monarchen zu Stande zu bringen, daher auch dessen Legaten dießfalls schon einige Verhandlungen anzuknüpfen anfingen, die aber durch den bald darauf ganz unvermuthet erfolgten Tod Richards wieder unterbrochen wurden.

18. Vidomar, Vicomte von Limoges, ein Vasall des Königes Richard, hatte einen sehr bedeutenden Schatz gefunden, auch einen Theil davon dem Kö-

nige geschickt. Aber Richard verlangte als Oberlehnsherr den ganzen Schatz. In diese Forderung wollte der Vicomte nicht eingehen, worauf der König mit einem starken Corps Truppen vor das Schloß Chalais bei Limoges, wo der Schatz aufbewahrt ward, rückte und es zu belagern anfing. Die Besatzung erbot sich, auf billige Bedingungen zu capituliren. Aber Richard forderte unbedingte Uebergabe, und drohete der Besatzung, daß, wenn er die Burg erstürmen müßte, er alle, die er darin fände, würde aufhängen lassen. Da der Befehlshaber der Besatzung sich auf diese Weise nicht ergeben wollte, so ordnete Richard auf den folgenden Tag den Sturm, ritt aber, um sie zu recognosciren, noch an demselben Abend um die Burg, und ward nun von einem Bogenschützen, Namens Bertrand Gordon, mit einem Pfeile in den Arm verwundet. Demungeachtet ward am folgenden Tage gestürmt, die Burg erobert und die ganze Besatzung, außer Gordon, aufgeknüpft. Die Wunde des Königes war an sich nicht gefährlich; aber die Wundärzte zogen den Pfeil so ungeschickt aus der Wunde, daß bald der Brand sich dazu schlug und die Wunde nun tödtlich ward. Als Richard sich dem Tode nahe fühlte, ließ er den Gordon, der ihn verwundet hatte, vor sich führen und fragte ihn: wie er sich hätte erkühnen und was ihn dazu hätte bewegen können, seine Pfeile gegen das Leben seines eigenen Königes zu richten? „Du hast," antwortete der kühne Bogenschütze, „meinen Vater und meine beiden Brüder mit eigener Hand getödtet und warst jetzt schon entschlossen, die ganze Besatzung, und folglich auch mich aufhängen zu lassen; um diese und mich selbst zu retten, suchte ich deinen Tod; räche dich jetzt an mir wie du willst; ich bin in deiner Gewalt." Richard ward über diese Rede gar nicht entrüstet; er verzieh seinem Mörder, schenkte ihm das Leben, und zum Be-

weise, wie vollkommen und aufrichtig er ihm verzeihe, befahl er, ihm sogleich auch noch hundert Schillinge als ein Geschenk, das er ihm mache, auszuzahlen. Aber die Befehle eines sterbenden Königes werden selten sehr genau befolgt, und am allerwenigsten, wenn dessen Herrschaft nur noch einige Stunden zu dauern hat. Markard, der Anführer der Brabanzonen, das heißt, der in englischen Dienste stehenden brabantischen Söldlinge, voll Anhänglichkeit an König Richard und voll Bewunderung der großen und glänzenden, kriegerischen Eigenschaften dieses Monarchen, daher gegen dessen Mörder bis zur Wuth erbittert, ließ den unglücklichen Bogenschützen heimlich wieder ergreifen und, sobald Richard die Augen geschlossen hatte, auf das grausamste hinrichten. Wie erzählt wird, soll er ihn lebendig habe schinden und hängen lassen.

19. Der Sterbetag Richards war der 6. April des Jahres 1199. Als Gott ihn von der Welt abrief, hatte er siebenundvierzig Jahre gelebt und zehn Jahre über England geherrscht. Seine Regierung war eine ununterbrochene Kette kriegerischer Ereignisse. Dazu wurden nun freilich oft ganz ungeheure Geldsummen erfordert; aber obgleich keiner der frühern Könige so viele Steuern von seinen Unterthanen erhoben hatte, als Richard, auch dessen Vasallen die so oft und häufig ergehenden Aufgebote seiner Fahne zu folgen, ungemein lästig waren, so ward doch Richard, seiner liebenswürdigen ritterlichen Eigenschaften, seiner unerhörten Tapferkeit und seiner vielen, so glänzenden, an das Wunderbare gränzenden Waffenthaten wegen, von allen seinen Unterthanen enthusiatisch geliebt und verehrt; und in dem Glanze der Heldenglorie, die ihren König umfloß und in der sich jetzt jeder Engländer sonnte, glaubte sich die Nation für alle Lasten, die er ihr auflegen könnte, mehr als hinreichend ent-

schädiget. Aber auch in Beziehung der innern Verwaltung seines Reiches erwarb sich Richard Ehre und Lob, und nicht minder auch die Liebe und Achtung der Nation. Er weckte zuerst den Handelsgeist seines Volkes, sorgte für Erweiterung und Verbreitung des Handels, beförderte, so viel das damalige Feudalsystem es erlaubte, ländlichen wie städtischen Gewerbfleiß, und da die Handelsthätigkeit der Nation sich zu Richards Zeiten blos auf innern Handel beschränken mußte, so suchte Richard dem, bei Handelsleuten sich so leicht einschleichenden Geiste des Wuchers und falscher Speculation, die gewöhnlich nur augenblickliche Vortheile gewähren, aber für einen erst aufblühenden Handel im höchsten Grade verderblich sind, nach allen Kräften zu steuern. In seinem ganzen Königreiche führte er gleiches Maaß und Gewicht ein, und befahl mit Einziehung ihres ganzen Vermögens Alle zu bestrafen, die sich falschen Maaßes und Gewichtes bedienen würden. Da die Tuchfabrikation der Hauptzweig der damaligen städtischen Industrie in England war, so verordnete Richard, daß alle wollene Tücher durchgängig einerlei Breite, nämlich zwei Ellen haben, und sowohl in der Mitte als auch auf den Seiten von gleicher Güte seyn und keine Tücher anderswo als in den größern Städten gefärbt werden sollten; nur das ganz gemeine schwarze Tuch ward ausgenommen, das überall gefärbt werden durfte. Auch Englands Macht und Ansehen gegen Außen, das unter Heinrich II. theils durch dessen Zwist mit dem römischen Hofe, aber vorzüglich durch die zwischen ihm und seinen Söhnen herrschende, oft in blutigen Fehden ausbrechende Uneinigkeit, welche die arglistige Politik Frankreichs stets zu ihrem Vortheile zu benutzen wußte, sehr gesunken war, erhob Richard wieder auf eine weit höhere Stufe; er schuf eine, für die damaligen Zeiten schon große Ehrfurcht einflößende Kriegsmarine, und

nicht selten bedeckten Richards Flotten den Canal und bedroheten die gegenüberliegenden Küsten Frankreichs, das keine ähnliche Seemacht den englischen Streitkräften entgegenzusetzen im Stande war. Auch die schon so lange streitige, zwar öfters ausgeglichene, aber bald wieder streitig gemachte Gränze zwischen Frankreich und der Normandie erhielt endlich unter Richard eine feste Bestimmung. Er nöthigte Philipp August, eine von dem Flusse Eure, zwischen Vaudreuil und Gallien gezogene Linie als die bleibende Gränze zwischen den beiden Gebieten anzuerkennen; was auf der Seite von Vaudreuil lag, sollte dem Könige von England, das auf der Seite von Gallien aber dem französischen Könige gehören. — Mit der Kirche stand Richard stets in vollkommenem Einklang. Zwar ernannte er ebenfalls zu den erledigten bischöflichen Stühlen, oder, was auf dasselbe herauskommt, er bezeichnete den Kapiteln die Personen, welche sie wählen sollten, was dann auch gewöhnlich ganz nach dem Willen des Königes geschah. Da er aber stets nur würdige Subjecte zu den kirchlichen Würden beförderte, so erhob sich auch dagegen weder von seiner Geistlichkeit, noch von Seite des römischen Hofes der mindeste Widerspruch; der letztere schien völlig ignoriren zu wollen, daß der König von England immer noch so das Investiturrecht ausübte, als es vor den Zeiten Gregors VII. auch alle übrigen christlichen Monarchen ausgeübt hatten. Richard war nicht gelehrt; aber er liebte Musik, Gesang und Poesie, war selbst ein lieblicher Dichter, und die von ihm verfertigten und auf uns gekommenen Lieder und Gedichte beweisen, daß er nicht zu den mittelmäßigen Troubadours seiner Zeit gehörte. Unstreitig würde Richard, hätte er noch länger gelebt und die Vorsehung ihn nicht mitten auf seiner Heldenbahn von der Welt abgerufen, noch Vieles zum innern Flor seines Reiches und zur

Vergrößerung der englischen Macht vollbracht haben. Auch der Entschluß, einen zweiten Kreuzzug zu unternehmen, stand fest in seiner Seele, wovon er auch das Versprechen, gleich nach seiner Entlassung aus der Gefangenschaft in Deutschland, in einem Schreiben an den König Heinrich von Jerusalem erneuert hatte; und sicher würde, bei der damals in der ayubitischen Dynastie schon herrschenden, und diese immer mehr schwächenden Uneinigkeit, die Eroberung der heiligen Stadt und ganz Palästina's, ja vielleicht der ganzen syrischen Küste der Preis dieser glorreichen Unternehmung gewesen seyn, und Richards Name, in der Kirche wie auf dem ganzen christlichen Erdkreise, eine Unsterblichkeit erreicht haben, wozu keiner aus der langen Reihe seiner Nachfolger noch bis auf den heutigen Tag gelangte. Aber anders war es in dem Buche der unerforschlichen Rathschlüsse Gottes beschlossen, und wo, wie in der ganzen Geschichte der Kreuzzüge, die Hand der Vorsehung sich so oft und so unumwölkt zeiget; da wäre jede Klage über die Nichterfüllung eines, obgleich der gesammten Christenheit gemeinsamen, sehnsuchtsvollen Wunsches dennoch an sehr unrechtem Orte. Prinz Johann, Graf von Mortagne, folgte seinem verstorbenen Bruder auf dem Throne. Offenbar hätte jedoch dieser dem jungen Prinzen Arthur, dem Sohne Gottfrieds, eines ältern, aber schon vor dem Vater gestorbenen Bruders Richards gebühret. Aber die Königin Mutter befürchtete, daß, wenn Arthur den Thron bestiege, dessen Mutter Constantia, als Vormünderin ihres Sohnes, auch Regentin des Reiches werden, und dann ihr bisheriger Einfluß wo nicht völlig aufhören, doch wenigstens nicht wenig geschwächt werden möchte. Sie suchte also auf alle Weise ihrem Sohne Johann die Krone zu verschaffen, und wirklich gelang es der klugen und schlauen Eleonore, besonders bei den damaligen noch

so schwankenden und unbestimmten Begriffen von dem Rechte der Thronfolge, und der Minderjährigkeit des kaum zwölfjährigen Prinzen Arthurs, sämmtliche Großen zu bewegen, dem Prinzen Johann den Huldigungseid zu leisten. Aber dem Beispiele Englands folgten nicht die Barone in der Normandie, in Maine, Anjou, Touraine und Poitou. Diese erkannten den jungen Prinzen Arthur als ihren einzigen rechtmäßigen Herrn. Natürlich, wie auch leicht vorauszusehen war, unterließ Philipp August nicht, diesen neuen Zwist in dem Hause Anjou zu seinem Vortheile zu benutzen; und so ward gleich jetzt, bei der Thronbesteigung Johanns, der bald darauf erfolgende Verfall Englands schon einigermaßen vorbereitet, besonders als Johann schon im folgenden Jahre seine rechtmäßige Gemahlin Hawise verstieß und sich mit der, obgleich schon mit dem Grafen Hugo de la Marsch verlobten, schönen Isabella, Tochter des Grafen Aimar von Angouleme, vermählte, sich den Grafen Hugo dadurch zum unversöhnlichsten Feind machte, und dieser nun in Verbindung mit andern unzufriedenen normännischen Großen, sowohl in der Normandie als auch in den übrigen dazu gehörigen Provinzen die größten, immer gefährlicher und verderblicher werdenden Unruhen erregte. Nichts erhöhet den Glanz der glorreichen Regierung Richards so sehr, als der außerordentliche Contrast, den mit derselben die elende Herrschaft seines Bruders und Nachfolgers, des Königes Johann, bildet. In der monarchischen Gewalt erblickte dieser durchaus werthlose Fürst blos eine, weder auf göttlichen noch menschlichen Gesetzen beruhende, schrankenlose Willkühr; nur er allein hatte Rechte, jedoch durchaus keine Pflichten, aber alle seine Unterthanen dafür nur Pflichten und keine Rechte. Unter Johann sank England in eine beinahe völlige Nullität zurück. Er verlor alle englischen Besitzungen in Frankreich,

mußte sein Königreich als ein Lehen von dem römischen Hofe annehmen und sich zu einem jährlichen Lehenszins von tausend Mark Silbers verbindlich machen, und ward endlich durch die eigenhändige Ermordung seines Neffen, des Prinzen Arthur, dieses hoffnungsvollen, allgemein beliebten Jünglings, ein Gegenstand des Abscheues beider Nationen. Aber gerade diese bodenlose schlechte Regierung, in Verbindung mit den groben, persönlichen Lastern des Königes, der durch seine Wollust und grenzenlosen Ausschweifungen viele der edelsten Familien in England entehrte und mit Schmach sie bedeckte, eben dadurch auch deren tödtlichen, unversöhnlichen Haß sich zuzog, ward zuletzt England zum Heile; denn als der Druck und die Ungerechtigkeit des Tyrannen seine Gränzen erreicht hatten, fand das Uebel endlich in sich selbst seine Remedur. Sämmtliche englische Barone erhoben sich nämlich gegen ihren elenden König und ertrotzten mit den Waffen in der Hand von ihm jenen, unter dem Namen *magna charta* bekannten Freiheitsbrief, der den ersten Grund zu der nachherigen Freiheit der englischen Nation legte, durch die bedeutenden Zusätze, die er in der Folge erhielt, der königlichen Willkühr immer engere Schranken setzte, endlich auch den Bürgern zur Reichsstandschaft verhalf und so die feste Grundlage der englischen Nationalfreiheit ward. Nach einer kurzen, aber desto schlechtern Herrschaft von achtzehn Jahren starb endlich Johann im fünfzigsten Jahre seines Alters. Verdruß über mißlungene Entwürfe hatte seine, durch Ausschweifungen zerrüttete Gesundheit so sehr geschwächt, daß, als er auf seinem Zuge aus Norfolk nach Lincolnshire gegen den französischen Prinzen Ludwig, den die Barone in ihrer Verzweifelung gegen ihren wortbrüchigen König zu Hülfe gerufen, ihm gehuldiget und die Krone von England übertragen hatten, begriffen war, aber auf diesem

Marsche durch Austretung der Flüsse und eine furchtbare Ueberschwemmung alle seine Wagen, sein ganzes Gepäck, alle seine Schätze und eine Menge Menschen und Pferde verlor, der Kummer darüber endlich seinem, ungleich mehr an Fluch als an Segen fruchtbaren Leben ein Ende machte. Die Regierungsjahre Johanns, so wie auch seines Sohnes und Nachfolgers, des eben so schwachen, jedoch minder lasterhaften Heinrichs III. muß man in der Geschichte Englands als eine Uebergangsperiode betrachten, nämlich von einer niedern zu einer höheren Entwickelungsstufe, auf welcher England endlich eine Verfassung erhielt, welcher sich in jenen Zeiten, da ganz Europa noch unter dem Drucke des Feudalwesens lag, keine andere Nation sich zu erfreuen hatte. Es versteht sich von selbst, daß von allem Diesem in der eigentlichen Geschichte Englands noch weit nähere, umständlichere und in alles Detail eingehende Rede seyn wird. Nur weil nach dem Tode eines Monarchen die erstern, oft selbst der größte Theil der Regierungsjahre seines Nachfolgers gewöhnlich als ein Nachtrag zu der Regierung des Verstorbenen betrachtet werden kann; zudem auch allgemein behauptet wird, daß jede Gegenwart blos eine Geburt der jüngsten Vergangenheit sey; es mithin auch hier scheinen könnte, als wenn alle Unfälle, welche England unter Johann trafen, schon während Richards Regierung wären vorbereitet worden, die sie doch offenbar blos in der nicht nur höchst unbedeutenden, sondern durchaus schlechten Persönlichkeit des Tyrannen, der Richard gefolgt war, ihren einzigen Grund hatten; so glaubten wir unsern Lesern, bevor wir von Richard, diesem, seiner ungewöhnlich großartigen Natur wegen, zu den größten und merkwürdigsten Regenten Europa's gehörigen Monarchen auf immer scheiden dürften, auch von den Haupterzeignissen der Regierung seines Nachfolgers ein, ob-

gleich nur in seinen äußersten Umrissen entworfenes Gemälde vorführen zu müssen. Eben so werden wir auch von dem wichtigen, länger als sechs Jahre dauernden, und gewissermaßen in der Geschichte der europäischen Staatsverhältnisse Epoche machenden Conflict zwischen König Johann und dem römischen Stuhle in der nun bald wieder folgenden speciellen Kirchengeschichte weit ausführlichern, daher auch die Leser auf den gehörigen Standpunkt, aus welchem sie diesen merkwürdigen Hergang überschauen und beurtheilen können, setzenden Bericht erstatten, und zwar um so mehr, da jene sich diesmal ganz vorzüglich mit dem thatenvollen Leben des großen, durch die seltensten Eigenschaften des Characters wie des Geistes ausgezeichneten, jedoch von Mißgriffen nicht völlig freien Papstes Innocenz des Dritten sich beschäftigen wird.

## II.

### Geschichte der ayubitischen Dynastie unmittelbar nach dem Tode Sultan Saladins.

1. Saladin hinterließ eine Menge Söhne, wovon uns jedoch nur vierzehn dem Namen nach bekannt sind. Unter die drei ältesten seiner Söhne vertheilte Saladin sein Reich. Der Aelteste, Afdal, erhielt das Königreich Damascus, Aziz Aegypten und Daher das Königreich Haleb; die übrigen Söhne erhielten, als Apanage *), einzelne, von einem dieser drei

*) Apanage ist freilich kein eigentliches deutsches Wort; daher auch die Gelehrten, welche sich die Reinigung der deutschen Sprache von allem Fremdartigen ganz besonders angelegen seyn ließen, statt Apanage Verhrobung in Vorschlag gebracht haben. Ueber das Passende oder Nichtpassende dieses Ausdruckes wollen wir uns jetzt in keine Untersuchung einlassen, sondern überlassen es ganz allein unsern Lesern, zu entscheiden, was sie allenfalls für natürlicher und einfacher halten wollen,

Königreiche abhängige Städte, Schlösser, Burgen oder Statthalterschaften; und bald hatte das Reich eben so viele Herren, als es Statthalterschaften, oder auch nur Befehlshaberstellen selbst in wenig bedeutenden Städten gab; und so mußte nun auch hier wieder das, beinahe in dem ganzen Orient eingeführte, verderbliche Feudalwesen die vorzügliche Ursache des bald erfolgenden Unterganges des von Saladin gegründeten Reiches, wie der gesammten Nachkommenschaft des großen Sultans werden.

2. Das Signal zu einer allgemeinen aufrührischen Bewegung in dem ganzen Reiche gab schon unmittelbar gleich nach Saladins Tod der König von Mosoul, der durch Saladin am meisten verloren hatte; er pflanzte zuerst die Fahne der Empörung auf, brach in Mesopotamien ein und verband sich mit mehreren andern zinsbaren Fürsten, die, des syrischen Joches müde, es gleich dem Mazoud zu zerbrechen suchten. Da aber Mazoud nur sehr langsam und mit allzugroßer Bedenklichkeit zu Werke ging, so gewann Maleck-el-Adel, Saladins Bruder, dieser unsern Lesern schon bekannte, eben so kriegerischer als staatskluger Prinz, Zeit genug, sich in aller Eile zum Kriege zu rüsten. Mit zahlreichen ägyptischen und syrischen Schaaren rückte er hierauf in Mesopotamien ein, dämpfte durch einen, über den Mazoud erfochtenen Sieg den Aufruhr und zwang den König von Mosoul und dessen Verbündeten, denen er zum Theil auch einige ihrer Städte abnahm, auf das neue zur Unterwerfung und zum Gehorsam gegen den Sultan von Damascus. Aber leider vergaßen Saladins Söhne nur zu bald die weisen Leh-

---

wenn man z. B. sagte: der König hat seinem zweiten Prinzen diese oder jene Grafschaft als Apanage übergeben, oder er hat sie demselben zu dessen Verbrodung überlassen.

ren ihres verstorbenen großen Vaters. Afdal, der sich anfangs in die größten Ausschweifungen stürzte, sich dem Trunke ergab und einem der verhaßtesten Muselmänner die Leitung der Staatsgeschäfte überließ, gerieth mit seinem Bruder, dem Sultan Aziz in Aegypten in Streit; diesen suchten die Anverwandten des ayubitischen Hauses wieder beizulegen, besonders nahm sich der Onkel, Maleck-el-Adel, der Sache mit der größten Lebhaftigkeit an, aber unter dem Scheine, blos für die gerechte Sache zu eifern, suchte er beide Brüder nur noch stärker gegen einander zu erbittern, und dem unter ihnen schon glühenden Feuer der Zwietracht in Geheim immer noch mehr Nahrung zu geben. Indessen war Afdal von seinen Verirrungen zurückgekommen und aus einem Wüstling ein sehr frommer Muselmann geworden. Aber während er jetzt, unbekümmert um das, was außer ihm vorging, sich ganze Tage blos seinen Andachtsübungen überließ, ja sogar den ganzen Koran mit eigenen Händen abschrieb, rückten Aziz und el-Adel in Syrien ein, eroberten Damascus, verjagten den Afdal aus dem Lande und schickten ihn in einer Art ehrenvoller Verbannung nach Samosathe, eine unbedeutende Stadt und die einzige, die sie ihm noch lassen wollten *).

3. Schon jetzt war Saladins ungeheures Reich

*) Quellen- und Hülfsschriften für die Geschichte der Herrschaft der Ayubiten im Orient sind: *Abulfeda,* Annales Muslemici. *Abul-Faradge,* Geschichte der muhamedanischen Dynastien. — Abd-el-Atifs Beschreibung von Aegypten, so weit nämlich die, von Herrn von Sacy, aus Abd-el-Atif ausgezogenen und in das Französische übersetzten Stellen hierher gehören. — *Herbelot,* Bibliotheque orientale. — Marins Geschichte Saladins. II. Theil. — Schlossers Geschichte der Ayubiten in dem zweiten Theile des dritten Bandes seiner Weltgeschichte in zusammenhängender Erzählung.

in zahllose einzelne, bald grössere bald kleinere Theile zersplittert, die, obgleich noch nicht gerade feindlich, doch gegenseitig sich beobachtend, lauernd und misstrauisch einander gegenüberstanden. Die Eroberung Syriens vermehrte jedoch weder die Macht noch das Ansehen Aziz's, denn er hatte die Unklugheit, das syrische Reich als ein ägyptisches Lehen seinem Oheim el-Adel zu übertragen. Aber dieser betrachtete sich gar nicht als einen Vasallen Aziz's, beherrschte, anfänglich unter dem Titel eines Athabeken, mit uneingeschränkter Macht das Königreich, mischte sich sogar in die inneren Angelegenheiten Aegyptens, und suchte auch dort seinen Einfluss immer geltender und vorherrschender zu machen. Aber schon die Eroberung Syriens und der jetzt immer höher aufstrebende Ehrgeiz el-Adels setzte alle Verwandte des ayubitischen Hauses und alle Emirs des Reiches, am Euphrat, im Norden, Osten und selbst in Arabien, in die grösste Besorgniss; und als jetzt Aziz plötzlich zu Cairo starb, riefen die ägyptischen Emirs, aus Furcht, el-Adel möchte sich nun auch Aegyptens bemächtigen, den Afdal aus Samosathe nach Aegypten, übertrugen ihm das Reich, liessen ihn zu Cairo krönen und huldigten ihm als ihrem Herrn und nunmehrigen Sultan von Aegypten. Gegen el-Adel verband sich jetzt Afdal sogleich mit seinem Bruder Daher, König von Haleb, dem die plötzlich so sehr zugenommene Macht seines Oheims dieselben Besorgnisse, wie allen übrigen Verwandten des ayubitischen Hauses eingeflösst hatte. Beide vereinten Heere zogen gegen Damascus. El-Adel war gerade abwesend, eilte aber, sobald er Nachricht von dem feindlichen Anmarsch seiner beiden Neffen erhielt, nach Syrien zurück, und befand sich schon wieder in Damascus, bevor noch das feindliche Heer herangekommen war. El-Adel vertheidigte die Hauptstadt seines Reiches mit seiner gewöhnlichen Tapferkeit und Klug-

heit, würde aber am Ende dennoch haben unterliegen müssen, hätte nicht ein, wegen einer Unbedeutenheit unter den beiden Brüdern entstandener Streit sie wieder von einander getrennt. Daher zog mit allen seinen Schaaren, die den bei weitem größten Theil des Heeres ausmachten, nach Haleb; worauf auch Afdal sich eiligst nach Aegypten zurückziehen mußte. El-Adel folgte ihm auf dem Fuße, vertrieb ihn mit leichter Mühe auch aus Aegypten und schickte ihn in sein altes Exil nach Samosathe zurück *). Aziz hatte einen

*) El-Adel konnte einer höchst günstigen Aufnahme in Aegypten zum Voraus versichert seyn, denn schon unter der Regierung seines Bruders, des großen Saladins, stand er bei der Nation in großem Ansehen. Die Nubier hatten nämlich einen Versuch gemacht, sich der ägyptischen Herrschaft zu entziehen, und ein höchst gefährlicher Angriff derselben hatte es nothwendig gemacht, eine ungewöhnlich starke Besatzung nach Assuan zu legen und den Kenz-ed-Doulah zum Statthalter des Landes zu ernennen. Kenz hatte eine zahlreiche Familie, mit deren Hülfe und Mitwirkung er bald zu sehr großer, selbst dem Beherrscher Aegyptens gefährlich werdenden Macht gelangte. Wirklich ging er endlich auch mit nichts Geringerm um, als sich zum Herrn von Aegypten und allen dazu gehörigen afrikanischen Provinzen zu machen. Um die Nation in sein Interesse zu ziehen, ließ er überall bekannt machen: er sey entschlossen, mit den Waffen in der Hand die Lehre und den fatimitischen Gottesdienst in Aegypten wieder herzustellen. Wirklich suchte er auch die grüne Farbe, dieses zwischen Schiiten und Sunniten unterscheidende äußere Zeichen wieder hervor, kleidete sich selbst in dieselbe und gab auch sogar seinem Heere schon Fahnen von derselben Farbe. Gegen diesen kühnen und unternehmenden Empörer schickte Saladin seinen Bruder el-Adel, der den gefürchteten und damals schon so berühmten Kenz-ed-Doulah in einer mörderischen Schlacht völlig besiegte. Kenz blieb in dem Treffen, seine zahlreiche, schon zu großem Ansehen gelangte Familie ward zerstreut und aus dem Lande getrieben, und el-Adel gewann dadurch unter der fatimitischen Partei der Sun-

neunjährigen Sohn, Namens Manzour, hinterlassen. Unter dem Namen dieses Prinzen und als Vormund desselben übernahm nun el-Adel die Herrschaft über Aegypten; aber dieses Umweges zum Throne zu gelangen bald müde, wählte er einen weit kürzern Weg. Er berief nämlich sämmtliche Kadi's und Ulemas zusammen und legte ihnen die Frage vor: ob es recht sey, daß der Stärkere dem Schwächern, und der Aeltere dem Jüngern gehorche? und als jene, wie es el-Adel erwartete, die vorgelegte Frage mit Nein! beantworteten, setzte er den jungen Manzour ab und ließ sich von sämmtlichen Emirs als Sultan von Aegypten huldigen.

4. Von dieser Zeit an herrschte el-Adel, nachdem er vorher noch über die Franken in Syrien und einige ayubitischen Fürsten in Mesopotamien verschiedene Eroberungen gemacht hatte, von den Gränzen Nubiens und der afrikanischen Wüste bis tief in dem Herzen von Armenien; auch sein Neffe Daher, König von Haleb, huldigte seinem Oheim, zerfiel zwar bald darauf wieder mit ihm, sah aber eben sobald die Nothwendigkeit ein, sich mit demselben wieder auszusöhnen. El-Adel herrschte mit Weisheit und Kraft. Aber während seiner Regierung ward Aegypten von einer furchtbaren Landplage heimgesucht. Eine schreckliche, in ihren Folgen unerhört grauenvolle Hungersnoth brach aus und machte ein Jahr der Regierung Adels (1201—1202) zu einem Todes- und schrecklichen Mordjahre. Alle Wege und Straßen waren mit Leichen bedeckt. Blos um die

nitten ein solches Ansehen und ward von dieser Zeit an von der sunnitischen Secte, die damals die zahlreichste und mächtigste in Aegypten war, so enthusiastisch verehrt, daß ihm nichts leichter war, als seinen Neffen aus diesem Reiche zu vertreiben.

Leichen aus seiner Nähe zu entfernen, ließ el-Adel in kurzer Zeit mehr als zweimalhunderttausend Leichen auf seine Kosten begraben. Ein gewöhnliches, nicht sehr grosses Brod ward mit tausend Goldstücken bezahlt; die Noth erreichte bald einen solchen Grad, daß in Aegypten, in diesem durch ausgebreiteten Handel und blühenden Kunstfleiß so reichen, und durch Künste und Wissenschaften damals so berühmten Lande beinahe alle Einwohner, die doch durch eine weit höhere Bildung sich vor allen übrigen Orientalen auszeichneten, in gierige Menschenfresser verwandelt wurden, denen Menschenfleisch jetzt ihre Hauptnahrung ward *); so daß die Menge der von hungrigen Cannibalen mit heißer Gier aufgefressener Menschen, worunter sich auch noch Mancher von den Menschenfressern Ermordeter befunden haben kann, nicht viel kleiner gewesen seyn mag, als die ohnehin schon ungeheure Zahl derer, die diese schauderhaft schreckliche Hungersnoth hinweggerafft hatte. Unter el-Adels Regierung begann auch der vierte Kreuzzug. Das Pilgerheer war aber dießmal so ungeheuer zahlreich, daß el-Adel es für klüger fand, sich innerhalb seiner festen Burgen und wohlbefestigten Städte zu halten, als einem weit zahlreichern Heere entgegen zu gehen und dem ungewissen Erfolge einer, wie es vorauszusehen war, ungemein mörderischen Hauptschlacht das Schicksal Syriens zu überlassen. El-Adels Gegenanstalten beruhe-

*) In einer Stelle von Abd-el-Atifs Schilderung dieser Hungersnoth heißt es nach Herrn von Sacy's Uebersetzung: «Et l'usage s'en etant une fois introduit se propagea dans les provinces, en sorte qu'il n'y eut aucune partie de l'Egypte, ou l'on n'en vit de exemples. Alors il n'en causa plus aucune surprise, l'horreur qu'on en avoit eu d'abord s'ecranouit entièrement, on en parla et on en entendit parler comme d'une chose indifferente et ordinaire.»

ten vorzüglich auf der Hoffnung, daß ein so ungeheueres, aus so vielen und verschiedenen Nationen bestehendes Heer sich bald von selbst wieder auflösen würde. El-Adel täuschte sich nicht; denn da mehrere der abendländischen Fürsten, welche das Kreuz genommen, dennoch nicht ankamen, so kehrten auch die schon Angekommenen wieder zurück. Die, welche zurückblieben, waren zu schwach etwas zu unternehmen; und als endlich wieder neue Pilger in zahlreichen Schaaren ankamen, schiffte der päpstliche Legat Pelagius, der, noch nicht zufrieden mit seiner geistlichen hohen Würde, auch als Feldherr und oberster Befehlshaber der Krieger Christi, vor den Augen der Welt glänzen wollte, sich mit dem Pilgerheere in Acra ein und segelte nach Aegypten, um mit der Belagerung und Einnahme der, am Meere gelegenen, ungeheuer befestigten Stadt Damiette den Anfang der Eroberung Aegyptens zu machen. Als el-Adel von dem Sezuge der Pilger gegen Aegypten Kunde erhielt, schickte er aus Syrien, wo er seit der Ankunft der neuen Pilgerheere sich aufhielt seinem Sohne el-Camel, den er in Aegypten gelassen hatte, zahlreiche Schaaren zu Hülfe. Er selbst wollte dem vorausgesandten Heere unverzüglich folgen, ward aber durch den Tod daran verhindert. Nach einer kurzen Krankheit, die ihn plötzlich überfallen hatte, starb el-Adel in Damascus gegen das Ende des Jahres 1218. Bei seinem Tode befand sich von seinen sechszehn Söhnen nur Maleck-el-Moattam in der Nähe; dieser bemächtigte sich sogleich der Schätze seines Vaters, eilte damit nach Aegypten und kam gerade in dem Augenblicke an, als Pelagius mit dem christlichen Heere bei Damiette landete.

5. Nach dem Tode el-Adels behaupteten die drei ältesten seiner Söhne die Oberhoheit über alle übrigen

Fürsten des ayubitischen Hauses. Am Euphrat, am Tigris und über Mosaul war Maleck-el-Ashraf Schutzheer; in Damascus herrschte el-Moattam und in Aegypten el-Camel. So lange das Kreuzheer unter dem Legaten Pelagius in Aegypten stand, blieben die drei Brüder, wie überhaupt sämmtliche ayubitischen Anverwandten, enge mit einander verbunden. Aber dem el-Camel wie seinem Bruder Moattam lag jetzt die Erhaltung der Stadt Damiette, die der Mittelpunkt eines ungemein ausgebreiteten Handels war und als der Schlüssel zu Aegypten betrachtet werden konnte, ganz ungemein am Herzen. Sie machten also den Christen den Vorschlag, ihnen die heilige Stadt, das wahre heilige Kreuz und das ganze ehemalige Königreich Jerusalem zurückzugeben, wenn sie die Belagerung von Damiette aufheben, Friede schließen und Aegypten wieder verlassen würden. Unglücklicherweise ward dieser Vorschlag von dem Legaten, den wahrscheinlich die unermeßliche Beute, die man mit Recht in Damiette zu finden hoffen konnte, zu sehr reizten, zurückgewiesen, und zwar zum größten Schaden nicht nur des Pilgerheeres, sondern der ganzen Christenheit in Palästina wie in Syrien. Damiette ward zwar jetzt von den Christen genommen, auch eine unermeßliche Beute darin gefunden *). Aber als bald darauf Pelagius, mit demselben Unverstand, die Pilger vor die, beinahe unbezwingbare Veste Mansoura führte und diese gerade zur ungünstigsten Jahreszeit zu belagern

*) Die Beute war freilich sehr groß; aber dafür war auch mehr als die Hälfte der, aus siebenzigtausend Einwohnern bestehenden Bevölkerung, während der Belagerung, durch Hunger und ansteckende Krankheiten aufgerieben worden. Alle Straßen waren mit Leichen bedeckt, und die noch Lebenden so abgezehrt und kraftlos, daß sie die Todten nicht mehr zu begraben vermochten.

begann, und die Pilger jetzt von dem ungewöhnlich zahlreichen Heere der Muselmänner, zwischen den Canälen des Nils, deren Dämme man geöffnet hatte, und andere, durch Abdämmung über alle Straßen getriebenen Wasserfluthen eingeschlossen wurden, so sahen sich die Christen gezwungen, blos um freien Abzug zu erhalten, die erst unlängst eroberte Stadt Damiette den Türken wieder zurückzugeben, und zwar ohne alle Entschädigung; von Uebergabe der heiligen Stadt, oder Abtretung des ehemaligen Königreiches Jerusalem war jetzt auch von weitem nicht mehr die Rede; doch gewannen die Christen bei dieser Gelegenheit den unschätzbaren Vortheil, daß das wahre heilige Kreuz, dieses triumphirende Zeichen unserer Erlösung, ihnen wieder zurückgegeben ward, auch alle in muselmännischer Gefangenschaft befindlichen Christen, zufolge des geschlossenen Vertrages, ihre Freiheit erhielten *).

6. Aber kaum war der Friede geschlossen und das Kreuzheer auf seiner Rückkehr nach dem Abendlande begriffen, als ein in der Familie der Ayubiten ausgebrochener Zwist die Brüder und Brudersöhne und alle Verwandten in blutige Fehden und Krieg verwickelte. Moattam, gegen den sein Bruder Aschraf und el-Camel verbunden waren, rief den furchtbaren chorasmischen Sultan Dschellaleddin Mankberni zu Hülfe. Dieser kam herbei, bot dem Moattam eine hülfreiche Hand, und verschaffte ihm eine entschiedene Ueberlegenheit über seine Feinde. Dem Wil-

*) Alles dieß gehört eigentlich zur Geschichte des vierten Kreuzzuges, daher wir auch davon jetzt blos das, was zum Verständniß der ayubitischen Geschichte durchaus nothwendig ist, und zwar nur ganz kurz und in wenigen allgemeinen Ausdrücken berühren, und so auch in der Folge nur immer äußerst kurz berühren werden.

len Moattams mußte sich Ashraf fügen. Er ging daher jetzt zu ihm nach Damascus, ward sehr ehrenvoll von dem Bruder empfangen, blieb auch beinahe ein ganzes Jahr in Damascus, was jedoch im Grunde eigentlich nur eine, mit vielen äußern Zeichen von Freundschaft verbundene ehrenvolle Gefangenschaft war. Nur el-Camel, obgleich diesem Moattam am meisten zürnte, blieb unberührt in Aegypten stehen, indem neue Einfälle mongolischer Horden in die Staaten des Sultans von Chowaresmien, diesen zur Rückkehr nach Persien zwangen. Aber während der gewaltige Dshellaledin in Syrien stand, hatte el-Camel den Kaiser Friedrich II. zu Hülfe gerufen und ihn dringend eingeladen, nach Palästina zu kommen. Friedrich war jedoch nicht in der Lage, dieser am 1. Januar 1228 an ihn ergangenen Einladung sogleich zu folgen. Er kam erst gegen das Ende desselben Jahres an. Aber alle bisherigen Verhältnisse hatten sich indessen im Orient geändert. Moattam war gestorben und sein unmündiger Sohn el-Naser, unter der Vormundschaft eines Emirs, der Herr einer Burg und des dazu gehörigen Gebietes war, seinem Vater in der Regierung des Reiches von Damascus gefolgt; auch war um dieselbe Zeit ein, aus Engländern, Spaniern, aber vorzüglich aus Franzosen bestehendes Kreuzheer, welches die Ankunft Friedrichs nicht erwarten wollte und gegen die Warnung des Kaisers nach Damascus vorrückte, gänzlich geschlagen und dessen Anführer, unter denen sich ein Graf von Bar, ein Herzog von Burgund und der Connetable von Frankreich nebst mehreren vornehmen französischen Herren befanden, theils erschlagen, theils gefangen worden. Als demnach endlich Kaiser Friedrich nach Palästina kam, erschien er nicht mehr als ein Freund und Verbündeter el-Camels, sondern gleich jedem andern kreuzfahrenden Eroberer. Indessen waren

doch die frühern freundschaftlichen Verhältnisse nicht völlig erloschen, daher auch jetzt nichts Bedeutendes gegen Friedrich unternommen ward; denn während el-Camel und el-Ashraf mit dem jungen el-Naser gegen den Kaiser im Felde lagen, sannen die beiden Oheime schon auf Mittel, ihren Neffen des väterlichen Erbes zu berauben. Da beide Theile den Frieden, und zwar einen eiligen Frieden wünschten, so kam nun auch bald ein Vertrag zu Stande, dem zufolge el-Camel den Christen die Stadt Jerusalem und alle heiligen Oerter, nebst einer sehr bedeutenden, bis an die Meeresküste sich hinziehende Länderstrecke abtrat; wogegen aber die Christen sich verbindlich machten, während des jetzt auf zehn Jahren geschlossenen Waffenstillstandes, auf die Eroberung Palästina's, und besonders der darin von den Muselmännern erbauten Festungen zu verzichten. Der Friede war von beiden Seiten vielleicht noch nicht unterzeichnet, als, durch diesen gesichert, el-Camel und el-Ashraf schon ihren Neffen, den jungen el-Naser, seines väterlichen Erbes beraubt hatten. Was sie ihm unter dem Namen einer Entschädigung gaben, war gar keine Entschädigung zu nennen; denn es stand mit dem, was er verlor, nicht einmal in einem scheinbaren Verhältnisse.

7. Jetzt ward es auf einige Zeit Ruhe in Syrien. Aber bald geriethen die Ayubiten mit dem furchtbaren Dschellaledin Manckberri, dem mächtigen Sultan des persischen Chowaresmien, in Kriege. Nachdem die wilden, ganz Ost- und Westasien überschwemmenden Schaaren der Mongolen und Tartaren sich in den chowaresmischen Staaten einigermaßen wieder verlaufen hatten, war Dshellaledin nach einer Menge an das Wunderbare gränzender, kühner Heldenthaten aus Indien wieder nach Persien zurückgekommen, von

allen seinen Unterthanen mit außerordentlichem Jubel empfangen worden, und hatte in kurzer Zeit eine solche bedeutende Kriegsmacht wieder zu seiner Verfügung, daß er sogar vor Bagdad rücken und selbst den Kaliphen bedrohen konnte. Er wandte sich hierauf gegen die nördlichen Gränzen seines Reiches, zwang die Landschaft Aderbeidschan ihm zu huldigen, unterwarf sich, nach einer tapfern Gegenwehr der dortigen Gebirgsbewohner, ganz Tauris und Georgien. Jetzt zog er gegen Syrien, rückte vor die Festung Ichlat und begann dieselbe zu belagern. Ichlat oder Achlat, auch Challat genannt, war eine für Syrien äußerst wichtige, es gegen mehrere Seiten schützende Festung. Auf der einen Seite eine Stütze gegen die armenischen Christen, auf der andern gegen die Mongolen und Tartaren, und machte endlich auch dem Sultan von Iconium jede Unternehmung auf das gelobte Land von Syrien unmöglich. Die Ayubiten, von denen damals el-Ashraf als das Haupt betrachtet werden konnte, schickte dem Chowaresmier Sultan Boten entgegen, und ließ ihn bitten, von seiner Unternehmung abzulassen. Da aber diese Bitten mit Drohungen verbunden waren, ward Dshellaledin nur noch mehr gereizt, betrieb mit desto größerer Thätigkeit die Belagerung der Veste und bemächtigte sich derselben in kurzer Zeit, obgleich nicht ohne schändlichen Verrath eines Theiles der Besatzung. Als das ungemein zahlreiche, mit sämmtlichen Truppen des Sultans von Iconium vereinte ayubitische Heer ankam, war Ichlat schon gefallen und in der Gewalt der Chowaresmier. Aber nun erfolgte eine außerordentlich blutige, mörderische, drei Tage lang dauernde Schlacht, in welcher jedoch am Ende Dshellaledin völlig geschlagen ward. Die Ayubiten boten ihm einen ungemein ehrenvollen Frieden an; sie verlangten nichts von ihm und baten ihn blos um

seine Freundschaft. Aber die erlittene Niederlage vermochte nicht Manckberri's Stolz zu beugen. Er wieß alle freundschaftlichen Anträge der Ayubiten mit Trotz zurück, verließ zwar mit seinem Heere jetzt wieder Syrien, drohete aber, daß er in kurzer Zeit mit weit stärkerer Macht und noch furchtbarer als bisher wieder zurückkommen werde. Daran ward er jedoch durch neue Einfälle der Mongolen verhindert, während deren Dauer endlich auch Dshellaledin, dieser durch Talent, Kraft und Heldenmuth eben so sehr, wie durch den ununterbrochenen, unerhörten Wechsel des Schicksals von Glück und Unglück, von Sieg und Niederlage, von Reichthum und Armuth so merkwürdige Sultan seinen Tod fand, den ihm die Hand eines wilden Kurden gab *). Das Haus der Ayubiten schien jetzt wieder

*) Auf einer Flucht vor den Mongolen hatte sich Manckberri zu weit von seinem Gefolge entfernt und war von einem Haufen wilder Kurden überfallen worden. Dem, welcher der Angesehenste unter der Horde zu seyn schien, gab sich der Sultan zu erkennen und versprach ihm, ihn mit Ehren und Reichthümern zu überhäufen, wenn er ihn aus den Händen seiner wilden Landsleute befreien würde. Der Kurde willigte sogleich ein; da er sich aber auf einige Stunden entfernen mußte, so führte er seinen vornehmen Gefangenen einstweilen in seine Hütte und empfahl ihn der Fürsorge und Wachsamkeit seiner Frau. Aber während der Abwesenheit des Mannes kam ein anderer Kurde, der es indessen erfahren hatte, daß der Gefangene der Sultan von Persien sey, in das Haus zu der Frau, erkundigte sich nach dem Gefangenen und ermordete denselben auf der Stelle, und zwar blos aus Neid gegen Jenen, in dessen Händen sich jetzt der Sultan befand und dem er das Glück mißgönnte, zu dem er durch die Befreiung des hohen Gefangenen gelangen würde. Man betrachtete nachher Dshellaledins gewaltsamen Tod als eine gerechte Strafe von Oben wegen der, von ihm an den Einwohnern Ichlats verübten Grausamkeiten, deren Stadt er von seinen Soldaten auf dieselbe unmenschliche Weise hatte behandeln

auf das neue aufblühen zu wollen. El-Ashraf, der unaufhörlichen Kriege endlich müde, ward jetzt aus einem, bisher blos nach neuen Erwerbungen dürstenden, stets kampflustigen Krieger ein eben so liebenswürdiger Friedensfürst, der als Schutzherr aller, diesseits und jenseits des Euphrats gelegenen ayubitischen Länder und Herrschaften, sämmtliche Sprossen der zahlreichen saladinischen Familie in Friede und Eintracht zu erhalten suchte. Er selbst begab sich nach Damascus, um unter dem lachenden Himmel dieser prachtvollen Stadt und in deren anmuthigen Umgebungen die ihm noch übrigen Jahre in Ruhe zu verleben. Da er keine Kriege mehr zu führen hatte, so konnte er seine ungeheueren Reichthümer zur Befriedigung seiner Prachtliebe verschwenden. Ein Freund von Festen und festlichen Gelagen, erfreuete ihn nichts so sehr, als die häufigen Besuche seines Bruders, den er stets auf das prachtvollste bewirthete und während seines Aufenthaltes auf die mannichfaltigste und überraschendste Weise zu unterhalten und zu ergötzen suchte. Gegen das Ende seines Lebens zerfiel doch Ashraf wieder mit seinem Bruder, ohne daß jedoch dieser neue Bruderzwist für die Ruhe Syriens auch nur die mindeste nachtheilige Folge gehabt hätte.

8. Ashraf starb kinderlos und hinterließ bei seinem Tode das Reich von Damascus einem andern Bruder, der bis dahin Herr von Bosra gewesen war. Aber damit vertrug sich nicht die Herrsch- und Ländersucht el-Camels. Er eilte nach Damascus, bemächtigte sich der Stadt, starb aber schon wenige Tage, nachdem er dieselbe in Besitz genommen hatte. Bei seinem Tode hinterließ el-Camel

---

lassen, wie viele seiner chowaresmischen Städte von den Mongolen und Tartaren waren behandelt worden.

zwei Söhne; der Aelteste, der den Namen seines Großvaters führte und el-Adel hieß, ward Herr von Aegypten, und der Jüngere, el-Saleh, riß Damascus an sich. Damit jedoch noch nicht zufrieden, wollte er seinen Bruder auch aus Aegypten vertreiben; aber kaum hatte er jetzt Damascus verlassen, als es sogleich wieder von seinem Oheime, des verstorbenen Ashrafs Bruder und Herrn von Basora, besetzt ward. Zudem hatte el-Saleh noch das Unglück, unterwegs von einem seiner Verwandten, der Herr der berühmten Veste Krack war, aufgefangen und in dieser Burg eingesperrt zu werden. Als er nach einiger Zeit seine Freiheit wieder erhalten, ging er wirklich nach Aegypten und fand bei den, mit ihrem Könige unzufriedenen ägyptischen Truppen und deren Anführern eine, alle seine Erwartungen übersteigende günstige Aufnahme. El-Adel ward von der Regierung entfernt, el-Saleh Herr von Aegypten, und durch den bald darauf erfolgenden Tod seines Bruders hinreichend auf seinem Throne befestiget. El-Saleh benahm sich mit vieler Klugheit; wohl einsehend, daß jene, die ihm zum Throne geholfen hatten, auch seinem Ansehen nicht minder gefährlich werden könnten, wußte er sie in kurzer Zeit alle nacheinander von sich zu entfernen und für die Zukunft unschädlich zu machen. Aber gegen ihn suchte nun der Beherrscher von Damascus, durch Verbindung mit mehreren kleinen ayubitischen Fürsten, und ganz besonders durch seine Vermählung mit Daifa Chattun, el-Adels Tochter und Enkelin Saladins, welche noch immer in Haleb herrschte, sich zu sichern. Wegen dieses Bündnisses wagte el-Saleh es nicht, etwas gegen Damascus zu unternehmen; sann also blos auf Mittel, seine Kriegsmacht zu vermehren, legte aber dadurch, ohne es zu ahnen, den ersten Grund zu dem, einige Zeit darauf erfolgenden Untergange der

ayubitischen Dynastie in Aegypten. Er kaufte nämlich eine Menge Sclaven und bildete daraus eine neue, sehr zahlreiche Leibwache, Halka genannt, welche er bald darauf durch chowaresmische, nicht minder zahlreiche Schaaren vermehrte. Diese hatten im Dienste des Sultans Dshellaledin gestanden, aber nach dessen Tode von den Mongolen waren vertrieben worden. Diese, da das so sehr geschwächte Sultanat von Cogni ihnen keinen Widerstand leisten konnte, überschwemmten jetzt beinahe ganz Syrien. Aber die kühne und unternehmende Daifa Chattun, das Heldenblut, aus dem sie entsprossen war, nicht verläugnend, entschloß sich, als die Räubereien der Chowaresmier immer verderblicher wurden, das Land von diesen wilden Horden zu befreien. Sie zog aus ihren beiden Fürstenthümern ein auserlesenes Heer zusammen, führte selbst ihre Schaaren gegen den Feind, schlug denselben in einer blutigen Schlacht auf das Haupt und brachte ihm eine solche Niederlage bei, daß sämmtliche chowaresmischen Schaaren, wohl einsehend, daß sie sich nicht länger mehr in Syrien halten könnten, nach verschiedenen Seiten sich zerstreueten. In einzelnen Banden oder Haufen vereiniget, gingen sie theils in die Dienste der Fürsten von Hems, Hamath und anderer kleiner syrischen und mesopotamischen Herren, theils, und zwar ganz vorzugsweise, und daher auch in weit größerer Anzahl nach Aegypten. Hier fanden sie sehr willige Aufnahme, wie auch jene, die ihren Landsleuten, als sie deren gute Aufnahme erfahren hatten, später noch folgten. El-Saleh reihete alle angekommenen und nachher noch ankommenden Chowaresmier in seine unlängst geschaffene mameluckische Leibwache ein, so daß diese, der Zahl nach, jetzt schon einem kleinen Heere nicht unähnlich war. Diese neue Miliz zeichnete sich bald durch Kühnheit und ungewöhnliche Tapferkeit aus, und sie war es vorzüglich, mit welcher el-Saleh die Christen

in dem entscheidenden Treffen bei Gaza schlug, darauf Jerusalem nebst allem Lande, was man in dem letzten Frieden den Christen abgetreten hatte, eroberte, endlich auch seinen Oheim wieder völlig aus Damascus vertrieb und diese Stadt zu seinem bleibenden Sitze machte, ohne sich jedoch seinen ägyptischen Unterthanen zu entziehen. Jedes Jahr kam er nach Aegypten und blieb stets mehrere Monate in Cairo.

9. El-Saleh herrschte mit Weisheit und Kraft. Gegen das Ende seiner Regierung sah er jedoch sehr wohl die großen Mißgriffe ein, die er bei Errichtung seiner zahlreichen Mameluckengarde gemacht, die er nach und nach zu den höchsten und wichtigsten Staatsämtern erhoben hatte. Zwar setzte er, als er es nothwendig fand, den immer unbescheidener werdenden Forderungen seiner Mamelucken engere Schranken, vermochte jedoch nicht, wie er es wünschte, sie in ihren früheren Sklavenstand zurückzuführen, und als er starb, nahm er den Kummer mit sich in das Grab, durch eben diese Miliz, deren immer größer werdende Frechheit und stolze Anmaßungen er voraussah, den Sturz seines Hauses in Aegypten vorbereitet zu haben. Gleich nach dem Tode el-Saleh's zeigte sich der jetzt schon mächtig gewordene Einfluß der Mamelucken. Schad-Gerel-dor, Gemahlin des verstorbenen Sultans, eine Frau, eben so sehr durch ihre Schönheit als Schlauheit berühmt, wußte den Tod ihres Gemahles mehrere Wochen verborgen zu halten. Während dieser Zeit fand sie Mittel, einen der vornehmsten Befehlshaber der Halka in ihr Interesse zu ziehen, dadurch die ganze zahlreiche Mameluckenschaar für sich zu gewinnen, und von dieser ihren Sohn Moadham zum Sultan ausrufen zu lassen. Kurz vorher, noch während der Krankheit el-Saleh's, war Ludwig der Heilige mit einem, aus sechzigtausend Mann bestehenden, französischen

Kreuzheere in Aegypten angekommen und hatte sich der wichtigen, ungemein befestigten und mit Reichthümern angefüllten Stadt Damiate bemächtiget. Dieser, blos durch die Unentschlossenheit des ägyptischen Heeres herbeigeführte Verlust versetzte den Sultan in grenzenlose Wuth. Obgleich gefährlich krank, ließ er sich nach Mansura bringen, um die Leitung der Bewegungen seines Heeres selbst zu übernehmen. Dasselbe hatte sich, um einer Schlacht auszuweichen, von einem Ufer des Nils auf das andere zurückgezogen. Der durchschnittene Boden, die Arme des Nils und die vielen Kanäle erleichterten die Vertheidigung des Landes. Zudem zögerten die Franzosen aus mancherlei Gründen, ihre errungenen Vortheile zu benutzen und weiter vorzurücken. Den ganzen Sommer über ward von ihnen nichts Bedeutendes unternommen. Aber leider ging dadurch auch die, gerade zum Kriegführen günstigste Jahreszeit unbenutzt verloren. Erst am Ende des Jahres 1194 brach Ludwig mit seinem Heere auf. Zu derselben Zeit starb der Sultan el-Saleh, nachdem er, durch seine trefflichen Gegenanstalten, seinem Nachfolger den Sieg über die Kreuzfahrer gleichsam schon verbürgt hatte. Die physische Beschaffenheit des Bodens mit den vielen Canälen und Seen, zudem auch die Tapferkeit der Mamelucken, besonders der Mangel an leichter Reiterei bei den Christen, und endlich die Geschicklichkeit der Aegyptier im Gebrauche des griechischen Feuers hemmte und erschwerte ganz ungemein das Vorrücken des französischen Heeres. Im Anfange des folgenden Jahres kam auch der neue Sultan Moadham Touranshah bei seinem Heere an. Er machte dem König Ludwig den Vorschlag, Jerusalem und ganz Palästina den Christen abzutreten, wenn die Franzosen sogleich Damiate räumen, sich unverzüglich wieder einschiffen und Aegypten verlassen wollten. Diese Sache kam jedoch nicht

zur Ausführung; denn als das Heer nach zwei ungemein mörderischen Gefechten bis nach Mansura vorgedrungen war, ward das leicht zu entflammende Franzosenvolk von den übertriebensten Hoffnungen beseelt. An fernern noch glänzendern Erfolgen zweifelte es jetzt keinen Augenblick mehr; es sah sich schon als Herr von Cairo und ganz Aegypten. Aber alle diese schönen Hoffnungen scheiterten an dem jugendlichen Ungestümm des Grafen Artois, eines Bruders des Königes. Ohne den Befehl dazu erhalten oder dazu erwartet zu haben, drang er mit einer ansehnlichen Heerabtheilung viel zu weit über Mansura hinaus, ward von dem unverhältnißmäßig stärkern Feind von allen Seiten umringt, von dem Hauptheere völlig abgeschnitten, im Rücken, in der Fronte und den Flanken angegriffen, und der größte Theil seiner Leute erschlagen oder gefangen. Er selbst fiel als ein Opfer seiner Tollkühnheit, und mit ihm noch vierzig der tapfersten und in dem Heere geachtetsten Ritter. Dieser für die Franzosen so empfindliche Verlust verursachte nun eine Zögerung und Stockung in allen ihren Bewegungen und Unternehmungen. Aber auch dieß ward von den Aegyptiern trefflich benutzt. Alle Dämme wurden durchstochen, überall künstliche Ueberschwemmungen erzeugt; und da jetzt den muselmännischen Fahrzeugen ein Angriff auf die christlichen Schiffe, auf welchen bisher die nöthigen Zufuhren in das französische Lager waren gebracht worden, vollkommen gelang, und nun durch dieses für die Christen unglückliche Seegefecht, die Schiffahrt gehemmt ward, so stellte sich in dem, von zahllosen Haufen leichter Reiterei umschwärmten, und Tag und Nacht beunruhigten Heere nun auch noch ein immer fühlbarer werdender Mangel an den nothwendigsten Bedürfnissen des Lebens ein, und in Folge desselben auch bald Krankheiten und Muthlosigkeit der Truppen.

Unter diesen verzweifelten Umständen ward man gezwungen, den Rückzug nach Damiate anzutreten, das heißt, das Heer einem unvermeidlichen Untergange entgegen zu führen. Kaum war das Heer aufgebrochen, als es von allen Seiten angegriffen ward. Das höchst ungünstige, überall durchschnittene Terrain erlaubte den Franzosen nicht, sich in bedeutenden Massen zu entwickeln, nur in einzelnen schwachen Haufen mußten sie gegen den, an Zahl ihnen weit überlegenen Feind kämpfen, wurden daher überall geschlagen, verloren eine Menge ihrer Leute, und das ganze, in wilder Verwirrung sich beinahe von selbst auflösende Heer ward endlich völlig vernichtet. Der König und seine beiden Brüder Carl von Anjou und Alphons von Poitiers wurden gefangen, mit ihnen die Vornehmsten des Heeres; und die Zahl der gefangenen gemeinen Ritter und Soldaten war so ungeheuer, daß der Sultan aus dem Verkaufe derselben, da bei der Menge der zu Verkaufenden auch der Kaufpreis ganz außerordentlich gesunken war, nicht einmal die Verpflegungsunkosten zu ziehen hoffen konnte, daher ganze Haufen niederzuhauen gebot. Jede Nacht wurden mehrere Hundert dieser Unglücklichen aus den Gefängnissen geführt, ihnen die Köpfe abgeschlagen und ihre Leichen in den Nil geworfen. Jene, welche der Sultan und dessen grausamer Vecir noch am Leben ließen, wurden von den Mamelucken auf das schrecklichste mißhandelt. Bei hunderttausend Franzosen sollen auf diese Weise ermordet oder vor Elend zu Grunde gegangen seyn, was jedoch offenbar eine handgreifliche orientalische Uebertreibung ist. Indessen war doch der Verlust an Menschen ganz ausserordentlich. Von den Tempelrittern entgingen nur drei, von den Johannitern nur vier und von dem deutschen Orden ebenfalls nur drei dem Tode, und man kann mit Wahrheit sagen,

daß die Blüthe des französischen Adels jetzt in Aegypten ihr Grab fand.

10. Diese glänzenden Erfolge gegen ein so zahlreiches und so tapferes, feindliches Heer, und besonders die Gefangennehmung des ersten und mächtigsten Monarchen des Abendlandes flößten dem jungen, ohnehin unternehmenden Sultan zu seinen eigenen Kräften ein ganz ausserordentliches Zutrauen ein. Die Halka war ihm längst schon ein Dorn in den Augen, bevor er noch den Thron bestiegen hatte, und da er jetzt seine auswärtigen Feinde besiegt hatte, hoffte er um so leichter auch seine innern Feinde zu überwältigen. Seine Absicht war, die stolze Leibwache, die sich jetzt noch eines weit größern Einflusses, als unter dem vorigen Sultan, in allen bedeutenden Angelegenheiten des Reiches anmaßte, wieder zu einer ganz gewöhnlichen, blos aus erkauften Sklaven bestehenden, von jedem seiner Winke abhängigen Miliz herabzuwürdigen, ohne jedoch vorher die Mittel gehörig zu berechnen, die ihm zur Ausführung eines so kühnen und gefahrvollen Unternehmens zu Gebote standen. Den Mamelucken war die Ungunst, in der sie bei dem Sultan standen, nicht entgangen, und alle seine Schritte belauernd, waren sie entschlossen, sobald es nothwendig sein sollte, den Wirkungen derselben zuvorzukommen; und als jetzt Touranshah, ohne Zuziehung der Mameluсken, mit dem Könige von Frankreich Friede schloß, wurden die anmaßungsvollen ägyptischen Prätorianer schon darüber so sehr aufgebracht, daß sich mehrere ihrer Schaaren gegen den Sultan förmlich empörten. Mit den Waffen in der Hand drangen sie in den Palast; Moadham leistete tapfern Widerstand, mußte aber, selbst verwundet, sich mit den Wenigen, die ihn umgaben, in einen Thurm zurückziehen. In diesen war-

fen die Empörer Feuer und steckten ihn in Brand, worauf sich Touranshah aus dem schon in Flammen stehenden Thurme in den Nilstrom stürzte, aber in diesem Flusse von den Pfeilen der Aufrührer getödtet ward *). Nach der Ermordung des Sultans ward Shad-Gerel-d'or, el-Saleh's Wittwe, als Regentin des Reiches auf den Thron erhoben. Aber sie genoß blos des äußern Scheines des Sultanats; alle Gewalt kam in die Hände eines Turcomannen, des Ibeg-Gaschnekir, obersten Befehlshabers sämmtlicher mameluckischer Schaaren. Aber nun riß sich das Reich Damascus von Aegypten los. Volk und Herr riefen den el-Naser Joseph, Saladins Enkel und el-Dahers Sohn, dem seine Mutter, el-Adels Tochter, Aleppo erhalten hatte, nach Damascus und übertrugen ihm die Regierung. Die erste Folge davon war ein Krieg zwischen Aegypten und dem Sultan von Damascus. Eine Hauptschlacht sollte entscheiden, und diese hatte el-Naser schon gewonnen, als ihm durch den Abfall einer mameluckischen Schaar, welche schon Sultan Aziz mit erkauften Sklaven auch in Syrien errichtet hatte, und die jetzt zu Ibeg-Gaschnekir übergingen, der Sieg wieder entrissen ward; worauf beide Heere, das eine nach Aegypten, das andere nach Syrien zurückkehrten. In Aegypten genügte schon jetzt nicht mehr die, obgleich nur scheinbare Herrschaft einer Sultanin. Man wünschte eine männliche Regierung, und el-Saleh's Wittwe ward gezwungen, Ibegs Gemahlin zu werden. Aber auch diese Verbindung fand Anfangs keinen sehr großen Beifall. Alles Volk und selbst ein Theil der Mameluken verlangten einen Sprossen des ayubitischen Herrscherhauses auf dem Throne von Aegypten zu sehen. Ibeg, wohl voraussehend, daß dieser Sturm

*) Die Mörder des Sultans bestanden größtentheils aus Tscherkessen, zum Theil auch aus Mingreliern und Turcomannen.

sich bald wieder legen würde, nahm keinen Anstand, dieser plötzlichen, und daher auch schnell wieder vorübergehenden Laune der Aegyptier sich zu fügen. Aus Arabien ward demnach Aschraf, ein Urenkel el-Camels, herbeigerufen und als Sultan begrüßt. Aber auch Aschrafs Regierung hatte nur eine sehr kurze Dauer, denn Ibeg, der immer noch alle Gewalt in Händen hatte, benutzte den ersten, zu seinem Unternehmen ihm günstig scheinenden Augenblick, ließ den Aschraf wieder absetzen oder ihn gar ermorden, und legte sich selbst die Würde und den Titel eines Sultans bei. Mit Aschraf erlosch also in Aegypten das ayubitische Haus, und Azzeddin Ibeg-Gaschnekir ward der Stifter einer neuen Dynastie, der Gründer der Herrschaft der Mameluken, auch Baharititen *) genannt, auf welche später die circassischen Mameluken folgten.

11. Das Ende der Prinzen der Familie Saladins, welche in Syrien und Mesopotamien herrschten, war, und zwar ungefähr um dieselbe Zeit, nicht minder unglücklich. Als der König von Haleb, ein Urenkel Saladins, dessen Namen er auch trug, erfuhr, daß die Mameluken sich zu Herren von Aegypten aufgeworfen hätten, bemächtigte er sich unverzüglich des Reiches von Damascus, ward dadurch ein sehr mächtiger Sultan und Haupt sämmtlicher Ayubiten in Syrien und Mesopotamien. Saladin wollte auch Aegypten den Mameluken wieder entreissen und seiner Herrschaft unterwerfen. Aber dieser Versuch mißlang, und eine gegen die Mameluken verlorene Schlacht nöthigte den Sultan zu schleuniger Rückkehr nach Damascus. Saladins Regierung war kurz und unglücklich. Bald darauf näherten sich die Mon-

*) Das heißt, Seeleute, weil sie von den, am schwarzen Meere wohnenden Völkerschaften waren gekauft worden.

golen, nachdem sie schon ganz Mittel- und Westasien überschwemmt hatten, auch den Gränzen Syriens und Mesopotamiens. Der Fürst von Minfarekin, ein Enkel Maleck-el-Adels, war kühn genug, sich diesen zahllosen wilden Horden zu widersetzen, verlor aber darüber Krone und Leben. Diesem Schicksale hätte der Sultan von Damascus entgehen können, wenn er dem Rufe des furchtbaren Hulagu, Tuli's Sohn und Neffen Tshengischans, gefolgt wäre. Dieser hatte ihm durch Gesandten entbieten lassen, alsogleich zu ihm in sein Lager bei Kharisma zu kommen, seine Schätze zu überliefern und ihm den Eid der Treue zu leisten, wofür er ihm Leben und Reich erhalten wolle. Saladin war für seine Person schon entschlossen, dem Sieger sich zu unterwerfen und in dessen Lager sich zu begeben; aber seine Emirs ließen dieß nicht zu; sie fanden diesen Schritt für zu demüthigend und zu entehrend. Um jedoch den gewaltigen Hulagu nicht noch mehr zu erzürnen, wo möglich vielmehr zu besänftigen, schickte ihm Saladin seinen Sohn und eine Menge der kostbarsten Geschenke. Aber der rohe Mongole fuhr den jungen Prinzen sehr hart an. „Ich habe," sagte er ihm, „deinem Vater befohlen, selbst zu mir zu kommen und nicht seinen Sohn mir zu schicken; kehre also zurück und sage deinem Vater, daß er ohne alle weitere Zögerung meinen Befehlen gehorche." Aber auch jetzt wußten die Emirs noch immer ihren Sultan von einem Schritte abzuhalten, von dem er allein noch Rettung hoffen konnte; ohne jedoch, was kaum glaublich scheint, die nöthigen Gegenanstalten zu treffen, um dem nun immer näher heranwälzenden wilden Stöme einen Damm zu setzen. Die Folgen davon waren leicht vorauszusehen. Sobald Hulagu, nach der Eroberung Mesopotamiens, in Syrien einrückte, wußte Saladin nichts Besseres zu thun, auch seine Emirs ihm keinen besseren Rath zu ertheilen, als, mit sei-

ner ganzen Familie und allen Schätzen, Damascus zu verlassen und in die arabische Wüste zu fliehen. Aber Hulagu befahl, den Entflohenen überall auf das sorgfältigste aufzusuchen, und da er, wie es scheint, glaubte, daß die Sicherheit und Befestigung der mongolischen Herrschaft in Syrien den Tod des Sultans erfordere, so ließ er dem unglücklichen Fürsten, als man endlich dessen Zufluchtsort entdeckt hatte, den Kopf abschlagen; und so schloß nun auch Saladin II. in Syrien die Reihe der bisher in diesem Reiche herrschenden ayubitischen Sultane (1259) *).

12. Auch in Yemen, oder dem glücklichen Arabien war Saladins Haus, und zwar noch um *eine* ganze Generation früher schon erloschen. Seif-el-Islam, ein Bruder des großen Saladins, hatte seinen Sohn Ismaël zum Nachfolger gehabt. Dieser wollte den Adel seines Hauses noch um mehrere Jahrhunderte weiter hinauf leiten, behauptete daher: er sey eine Sprosse der Familie der Omiaden, die bekanntlich dem arabischen Reiche mehrere Kaliphen gegeben hatte. Ismaël nahm also jetzt die grüne Farbe, die Leibfarbe der Aliiten an, ließ sich sogar zum Kaliphen ausrufen, und schleppte einen, unten an seinem Gewande befestigten Schweif von zwanzig Ellen, als Zeichen seiner neuen Kaliphenwürde, nach sich. Dadurch machte er sich jedoch anfänglich blos lächerlich; sank aber dabei bald auch durch seine Ausschweifungen, denen er sich zügellos überließ, in immer tiefere Verachtung, zog sich sogar endlich, da er sich manche Grausamkeiten gegen

*) Zwar gab es zu Hemesa, Hama und andern Städten noch ayubitische Herren, die aber blos Statthalter eines benachbarten mächtigern Fürsten waren, mithin nicht mehr zu den, bisher völlig unabhängig und selbstständig herrschenden Gliedern des saladinischen Hauses gehörten.

seine Unterthanen erlaubte und selbst der Vornehmern an seinem Hofe nicht schonte, den Haß der ganzen Nation zu, und hatte nun auch bald dasselbe Ende, welches im Orient alle Tyrannen, deren Tyrannei sich nicht auf persönliche Kraft und große Ueberlegenheit des Geistes stützt, größtentheils zu erwarten haben. Er ward nämlich von einigen Emirs, die sich gegen ihn verschworen hatten, ermordet. Nach dem Tode des Sultans ward dessen jüngerer Bruder, el-Naser, von den Emirs auf den Thron erhoben, aber, weil noch nicht ganz volljährig, seiner Mutter Omal, welche wirklich eine Anverwandtin von Saladins Familie war, die Regentschaft einstweilen übertragen. Aber el-Naser, als er selbst die Regierung übernahm, war nicht klüger als sein älterer Bruder, wußte eben so wenig, wie dieser, die Achtung und Liebe seiner Unterthanen zu gewinnen, und endigte demnach gerade so, wie auch sein älterer Bruder Ismaël geendigt hatte. Der frühzeitige Tod Nasers schmerzte dessen Mutter Omal so sehr, daß sie Senna, die gewöhnliche Residenz der Sultane von Yemen, verließ und sich in die, hundertunddreißig Meilen davon entfernte, an den Gränzen Arabiens liegende Stadt Zabid zurückzog. Aber bald gerieth nun auch das jetzt königslose Reich in eine, immer drohender werdende anarchische Verwirrung; so daß endlich alle Emirs die Sultanin baten, sich, um das ayubitische Herrschergeschlecht in Arabien nicht erlöschen zu lassen, mit einem Sprosse dieser Familie zu vermählen. Gewiß wäre in Syrien ein, zur Regierung eines Königreichs tauglicher Ayubit zu finden gewesen. Aber nun stellte man der Sultanin einen Menschen vor, der Soliman hieß, und ein Enkel Teki-Eddin Omars, eines Neffen des großen Saladins, war. Dieser Mensch hatte kein unangenehmes Aeußere, war aber ein, von der Natur nicht

blos stiefmütterlich behandeltes, sondern von ihr völlig vernachläßigtes, wahrhaft verkrüppeltes Wesen. Schon in seiner frühesten Jugend war er dem väterlichen Hause entlaufen, und gleich einem Landstreicher in Arabien und Mesopotamien herumgeirrt. Er kleidete sich wie ein Derwisch oder türkischer Mönch, lebte von Almosen und war erst unlängst zu Mecca unter einem Schwarme von Bettlern entdeckt worden. Bei ihrer allgemein anerkannten geistigen Ueberlegenheit glaubte Omal das männliche Unding an dem Gängelbande ihrer weiblichen Launen nach und nach zu einem, seiner hohen Abstammung würdigen Fürsten heranzubilden, reichte ihm daher ihre Hand und ließ ihm als Sultan von Yemen huldigen. Aber alle Bemühungen Omals aus einem an Geist stumpfen und an Müßiggang gewöhnten Landstreicher einen Regenten zu machen, blieben fruchtlos. Endlich ward die Sultanin des Menschen überdrüßig, ließ ihn absetzen, von Hof und aus der Stadt entfernen, und überließ ihn, was ihm vielleicht selbst am liebsten war, seinem frühern Schicksale. Man kann nicht mit Genauigkeit angeben, um welche Zeit auch in Arabien die Ayubiten zu herrschen aufhörten. Wahrscheinlich geschah dieß bald im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts; denn um diese Zeit übergab der Kaliph Mostanser das verwaißte Königreich einem tapferen Turcomannen, der, oder dessen Nachfolger es bis zu dem, alles umgestaltenden Einbruche der Mongolen in Arabien beherrschten; und so war jetzt noch nicht ein volles Jahrhundert über dem Grabhügel Saladins hinweggeschritten, und schon lag dessen ungeheures, von ihm gegründetes Reich unter den Ruinen seiner ehemaligen Größe begraben.

Mainz, Druck von Florian Kupferberg.

# Litterarische Anzeigen.

Bei **Kirchheim & Schott** in Mainz sind erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz zu haben:

**Carron**, Abbé, die Glaubensbekenner in Frankreich am Ende des achtzehnten Jahrhunderts, nach bewährten Urkunden. Aus dem Französischen übersetzt und mit neuen Berichten vermehrt von Dr. A. Räß und Dr. N. Weiß. 4 Bände. gr. 8. 4 fl. od. 2 Rthlr. 10 Sgr.

Das vorliegende Werk ist ein wichtiger Beitrag zur Geschichte der französischen Revolution im Allgemeinen und der neuern Kirchengeschichte im Besondern. Wenn bei großen Umwälzungen auf der einen Seite alle Leidenschaften sich entfesseln und der Mensch in seiner ganzen Scheußlichkeit sich zeigt, so entfalten sich eben so oft auf der andern die höchsten Tugenden und werden zu einem Schauspiele vor Engeln und Menschen. Dem folgenden Geschlechte liegt nun die Frage nahe: warum sind sie dort so tief gesunken, warum haben sie hier sich so hoch erhoben? und die Antwort kann keine andere seyn, als: die Einen waren ein in Gottlosigkeit versunkenes Geschlecht, die Andern aber beseelt vom Geiste Gottes und seiner Kirche, und darum werden beide erkannt an ihren Werken. Die Geschichte des französischen Klerus während der Revolution — die in dem vorliegenden Werke enthalten ist — wird also stets überaus lehrreich bleiben und die Beispiele der Aufopferung, Entsagung und des Martyrthums, denen wir hier auf jeder Seite begegnen, sind ein lebendiges katholisches Exempelbuch, das Priester und Laien zur Liebe für die Kirche und Ehrfurcht gegen jene christliche Helden begeistern wird. Vernünftigerweise muß uns also diese Ehrenhalle des katholischen Klerus wenigstens eben so viel Interesse einflößen, als die Geschichte der Helden des Alterthums, mit welcher man, einseitig genug, Geist und Herz unserer Jugend nährt; und wir haben nun, um das Werk allgemein zugänglich zu machen, den seitherigen Preis von fl. 9. 36 kr. auf 4 fl. ermäßigt.

**Clarus**, L., Schweden Sonst und Jetzt. Geschildert in Briefen auf einer Reise. 2 Theile. gr. 8. br. 4 fl. 40 kr. oder 2 Rthlr. 20 Sgr.

Wenn von christlich gesinnten Lesern schon oft und nicht mit Unrecht darüber geklagt worden ist, daß es an einer Lectüre fehle, welche Belehrung mit Unterhaltung verbinde und dabei Gemüth und Phantasie nicht nur nicht verletze, sondern erhebe und erheitere, so gereicht es uns jetzt zur großen Freude, dem christlichen Publicum ein Werk bieten zu können, welches alle diese Eigenschaften in hohem Grade in sich vereinigt und somit eine Lücke in unserer Literatur auszufüllen im Stande ist. Der Verfasser, schon durch seine anderweitigen Schriften auf das Vortheilhafteste bekannt, hat eine Reise nach Schweden, in dieses von der Natur so herrlich und großartig bedachte Land un-

ternommen, und theilt nun den Lesern in gewohnter geistreicher Weise seine dortigen Anschauungen, Erlebnisse und Erfahrungen mit. Der Standpunct unseres Reisenden ist aber ein durchaus universaler und er berichtet eben über Alles, über Land und Volk, Kirche und Staat, Wissenschaft, Kunst und Theater, Handel und Industrie, so daß alle Momente, das pittoreske, historische und theologische, eine gleichmäßige Berücksichtigung erfahren und Leser aller Classen ihr Bedürfniß befriedigt finden werden. Dabei ist das Ganze von christlichem Geiste getragen und steht darum in der Literatur der „Reisebilder“ so einzig da, daß das Buch gewiß auf die größte Theilnahme von Seiten ernster und denkender Leser rechnen kann.

**Dieringer,** Dr. F. X., Kanzelvorträge an gebildete Katholiken auf alle Sonn- und Festtage des Kirchenjahres. Zwei Bände. gr. 8. Velinp. br. 4 fl. 24 kr. od. 2 Rthlr. 15 Sgr.

Unter der Menge homiletischer, höchst gewöhnlicher Producte, bemerkt über diese Predigtsammlung eine Autorität, der Regens des bischöflichen Seminars in Rottenburg, Herr Supp, im vierten Hefte der Tübinger Quartalschrift von 1846, welche der Tag hervorbringt und mit seinem Abscheiden auch wieder mitnimmt, begegnen wir hier einer Arbeit, die nach Inhalt und Form wesentlich von den gewöhnlichen Erzeugnissen sich unterscheidet und hohen, bleibenden Werth hat. Der Verfasser, Herr Dieringer, hat gesucht, seine Kanzelvorträge nicht nur in einen innern, durch den Geist des Kirchenjahres gebotenen, Zusammenhang zu bringen, sondern denselben auch äußerlich hervortreten zu lassen. Die Themate bergen einen reichen Inhalt und sind gut gewählt, die Fundamentaldoctrinen werden gründlich und allseitig aufgefaßt und besprochen, und bis zur Vollendung durchgeführt. Die meisten Reden sind christologischen Inhaltes, mit steter Rücksichtsnahme auf die Zeit und den Standpunct der Mehrzahl der Zuhörer. Die Form ist für gebildete Zuhörer berechnet, die Sprache ist edel, oft blühend, körnig und vollkommen abgerundet, das Ohr wird durch den fast rhythmischen Gang angenehm berührt. Der Verfasser selbst rechnet seine Vorträge weder zu den Predigten noch Homilien, sondern erachtet sie als eine Combination dieser beiden Grundformen, und glaubt mit Recht, gegenüber der älteren französischen Predigtmanier, wenn es dem Redner gelinge, mit der in der Predigt herrschenden Einheit des Gedankens die Correctheit der Homilie und die in ihr offen gelassene Freiheit der Bewegung in lebendigen Verband zu bringen, so dürfte das als ein Fortschritt in der geistlichen Rede gelten. Und das Letzte ist ein weiterer Vorzug dieser Kanzelvorträge, indem sie dieser Aufgabe glücklich nachgekommen sind, wo die homiletische Form sich in einer wohlthuenden Freiheit bewegt, ohne das Gesetz der Theilung zu verletzen, denn die Theilungen sind die natürlichen Ruhepuncte des Gedankens. Wir bemerken dazu nur noch, daß in dem hier so rühmend anerkannten Werke auch eine vollständige Sammlung von Fastenpredigten sich befindet.

**Entwürfe** zu einem vollständigen katechetischen Unterricht zum Behufe der Geistlichen. Aus dem Französischen übersetzt

**von Dr. A. Räß und Dr. N. Weis. 4 Bände. gr. 8. Zweite vermehrte und verbesserte Ausgabe. 4 fl. od. 2 Rthlr. 10 Sgr.**

Ein treffliches, von dem Geiste positiven Glaubens und markiger Sittenlehre durchdrungenes Buch, dessen Erwähnung viele unserer neuen Katechismen schamroth machen muß. Das gründliche Werk ist nicht nur Katecheten und jüngern Geistlichen zu empfehlen, sondern wird auch für Lehrer, Convertiten und jeden gebildeten Laien überhaupt, der eine tiefere Einsicht in die Glaubens- und Sittenlehre zu gewinnen sucht, vom größten Nutzen seyn.

**Jung, L.**, Gottlieb und Wilhelm, oder: tolerante Unterhaltungen zweier Lutheraner über die katholische Religion. Ein Beitrag zur Aufklärung. Zweite, verbesserte Aufl. 12. geh. 36 kr. od. 10 Sgr.

In der vorliegenden merkwürdigen Schrift wird in Gesprächen zwischen zwei Protestanten sonnenklar nachgewiesen, daß Luther ein ausgezeichnet guter Katholik war, ein Katholik, besser als Viele, die heutzutage zur katholischen Kirche sich zählen. Zu diesem Zwecke werden die eigenen Aeusserungen des Reformators über die Heiligkeit und den Vorrang der römischen Kirche und die Unfehlbarkeit der Kirche, — über die Siebenzahl der Sacramente und die Ohrenbeichte, das Abendmahl unter einer Gestalt, die Wahrheit der heiligen Messe, die wahrhafte Gegenwart Christi in der h. Messe und die Anbetung der Brodsgestalten, sowie über das Sacrament der Ehe, — über die Nothwendigkeit der guten Werke und den Unterschied zwischen Tod- und läßlichen Sünden, über das Fegfeuer, das Gebet für die Abgestorbenen und den Ablaß, endlich über die Fürbitte der Heiligen und die Verehrung ihrer Bilder aus seinen eigenen Schriften, mit genauer Angabe der betreffenden Stellen mitgetheilt. Die nächste sich daraus ergebende Frage ist nun allerdings diese: Wenn Luther über alle Differenzpuncte so gut katholisch dachte, — warum ist er denn Protestant geworden? und die beiden Protestanten, welche diese wahrhaft friedlichen Gespräche mit einander führen, geben auf diese Frage die einzig mögliche, folgerichtige Antwort dadurch: daß sie beide zum katholischen Glauben sich bekehren.

**Krautheimer, M.**, Homilien über die Evangelien an den Sonn- und Festtagen des Herrn. Zwei Bände. Vom ersten Sonntage des Advents bis zum Schlusse des Kirchenjahres. gr. 8. 4 fl. 24 kr. od. 2 Rthlr. 15 Sgr.

Die vorliegenden Homilien sollen ein Seitenstück und eine Ergänzung seyn zu der „Gründlichen Unterweisung in der katholischen Religion" desselben hochgeachteten Verfassers. Wenn nämlich — so ist der Plan desselben — die kleinere und größere Jugend, in der katholischen Glaubens- und Sittenlehre gründlich unterwiesen, in die Welt eingetreten ist und mit der ganzen Gemeinde dem Gottesdienste beiwohnt, so soll der Seelsorger sie auch mit den bedeutendsten Lehrstücken des Neuen Testamentes bekannt machen und zwar ganz auf die von der Kirche vorgeschriebene Weise durch eine fortgesetzte zusammenhängende Erklärung sämmtlicher sonntäglichen Evangelien.

Der Verfasser hat, wie es von einem so erfahrenen praktischen Seelsorger nicht anders zu erwarten war, seine schwierige Aufgabe auf eine vortreffliche Weise gelöst.

Seine Homilien schließen sich zum Theile Schritt für Schritt den einzelnen Versen des sonntäglichen Evangeliums an, und entwickeln alle in denselben liegenden Glaubens- und Sittenlehren in edler populärer Weise; theilweise wird aber auch der Gesammtinhalt eines Evangeliums in einen Satz zusammengefaßt, und der Verfasser predigt dann über eine Wahrheit und zieht alle Bestandtheile des betreffenden Evangeliums in deren Bereich. Was die Durchführung betrifft, so ist, wie das hochwürdigste bischöfliche Ordinariat in seiner Approbation sich ausspricht, ein Schatz von wahrhaft praktischen Wahrheiten in denselben niedergelegt. Ein besonderer Vortheil der gegenwärtigen Sammlung ist es noch, daß hier auf einem verhältnißmäßig geringen Raume, in zwei Bänden, Seelsorgern und frommen Laien Stoff zur Belehrung und Erbauung für das ganze Kirchenjahr geboten wird und wir deßhalb den Preis des Werkes so niedrig stellen konnten.

**Krautheimer, M.**, gründliche Unterweisung in der katholischen Religion. Nach dem Plane des ehrwürdigen Petrus Canisius, mit Rücksichtnahme auf die übrigen Diöcesankatechismen Deutschlands, entworfen und neu ausgeführt. In drei Theilen. Vierte, sehr verbesserte Auflage. gr. 8.
6 fl. oder 3 Rthlr. 10 Sgr.

Unter allen Versuchen der älteren und neueren Zeit, das Wort Gottes, wie es der katholischen Kirche zur Aufbewahrung und Verkündigung anvertraut worden, dem Volke auf eine gemeinfaßliche und dabei gründliche Weise vorzutragen, nimmt der Katechismus des ehrwürdigen Petrus Canisius immer noch die erste Stelle ein, und er verdankt es seinen großen, allgemein anerkannten Vorzügen, daß er in den meisten Bisthümern Deutschlands als Diöcesankatechismus eingeführt wurde und großen Theils noch eingeführt ist. Es war daher ein glücklicher Gedanke, der den würdigen Verfasser des vorliegenden Werkes vor einigen Jahren bewog, einen Commentar zu Canisius in der Weise zu schreiben, daß in demselben die in dem Katechismus vorliegende Glaubens- und Sittenlehre biblisch und traditionell in möglichster Vollständigkeit erläutert, das Fehlende ergänzt, und in Allem auf die Bedürfnisse unserer Zeit Rücksicht genommen würde. Dabei mußte das Ganze von einem kirchlichen Geiste getragen seyn, wie er dem katholischen Priester und Katecheten als Diener des Heiligsten ziemt. Daß dem Verfasser seine Aufgabe in hohem Grade gelungen, dafür bürgen uns die vielen Freunde, welche dieses Handbuch in allen Ländern deutscher Zunge sich erwarb, das baldige Bedürfniß neuer Auflagen, und die beifälligen Urtheile aller katholischen Zeitschriften, unter welchen wir nur die glänzende Empfehlung eines so competenten Richters, wie Friedrich von Kerz, namentlich anführen wollen. Die Verhältnisse hatten sich indessen seit dem Erscheinen der ersten Auflage insofern geändert, als in einigen Diöcesen seit dieser Zeit neue Katechismen eingeführt worden waren, ein Umstand, den der Verfasser, der gemeinnützig für Alle ar-

beiten wollte, bei einer neuen Auflage berücksichtigen mußte. In der gegenwärtigen vierten Auflage ist daher zwar Canisius im Allgemeinen als Grundlage, an welche der Commentar sich anlehnt, beibehalten, dabei sind aber alle übrigen Diöcesankatechismen so benutzt und berücksichtigt worden, daß unser Werk jetzt eine allgemein brauchbare

**Populäre katholische Glaubens- und Sittenlehre**

in einer Klarheit und Vollständigkeit bildet, wie wir sie bis jetzt noch nirgends besitzen. An den katholischen unverwüstlichen Kern des Canisius, dessen Mangel uns in vielen modernen Katechismen so unangenehm entgegentritt, lehnen sich die controversen Fragen unserer Zeit, Erläuterungen über Glaubens- und Sittenlehre, Geschichten und Erzählungen, wie der Seelsorger ihrer jetzt bedarf, methodisch verschlungen an, und da der Verfasser ein in Schrift und Tradition tief bewanderter Theolog und im Seelsorgeramte ergrauter Priester ist, so dürfen wir nicht zweifeln, daß er uns aus dem Schatze seiner Erfahrungen hier ein Werk geliefert habe, das für Geistliche, Lehrer und jeden Laien, der sich über seinen Glauben Rechenschaft geben will, zur wahren Fundgrube werden kann.

**Der geistliche Führer.** Gebetbuch für katholische Christen. Nach dem Italienischen des Hochw. Bischofs von Orvieto, **J. B. Lambruschini**, von einem katholischen Priester. 18. Mit einem Bilde und Titel in Farbendruck. Preis in gepreßtem Einbande 1 fl. 54 kr. od. 1 Rthlr. 4 Sgr. und in engl. Einbande 2 fl. 42 kr. od. 1 Rthlr. 18 Sgr.

Dasselbe. Ordinäre Ausgabe mit 1 Stahlstiche, gebunden in gepreßtem Leder mit gelbem Schnitt 1 fl. od. 18 Sgr.

Man hat schon unsere Zeit, wegen der manchfachen neuen und unerhörten Erscheinungen auf dem Gebiete des Glaubens eine religiöse genannt; aber wenn man bedenkt, daß die ganze Bewegung gegen das positive Christenthum gerichtet ist, und daß sich gerade die Leute am meisten und eifrigsten dabei betheiligen, die von Religion nichts wissen wollen und eben deßhalb den Kampf gegen die Kirche unternommen und bisher fortgeführt haben, so hat man mehr Recht, sie eine irreligiöse zu nennen. Niemand kann sich darüber täuschen, daß es den Stimmführern unserer Tage, und selbst den Vorstehern und Leitern der neuesten religiösen Vereine nicht um Religion, sondern um etwas ganz Anderes zu thun sey; und daß nicht ein religiöses Bedürfniß, sondern gerade der gänzliche Mangel eines solchen, der neuesten Aufregung Ursprung und Bedeutung gegeben hat. Die Meisten sind ja auch in religiösen Dingen so unwissend und ununterrichtet, daß sie die eigenthümlichen Lehren der christlichen Confessionen nicht kennen und zu unterscheiden wissen, und man darf mit Sicherheit behaupten, daß in der Unwissenheit und im Mangel an Religionskenntniß der moderne Unglaube seinen mächtigsten Bundesgenossen gefunden hat. Dieser religiösen Unkenntniß muß nun gesteuert werden, und man hat es in der neuesten Zeit als ein Bedürfniß erkannt, nicht nur durch die eigentlichen Unterrichtsbücher den Christen wieder in eine nähere Bekanntschaft mit seiner Religionslehre zu setzen, sondern auch in die Gebet- und Andachtsbücher so viel Lehrstoff aufzunehmen, daß auch hierdurch der Leser

mit den eigentlichen Glaubens- und Sittenlehren seiner Kirche vertraut werden konnte. Leider ist das nicht immer auf eine geschickte und zweckmäßige Art geschehen. Man hat vielfach die Gebete so abgefaßt, daß durch das Gebet selbst der Geist unterrichtet wurde, aber nicht nur, daß dadurch der eigentliche Charakter des Gebetes verloren ging, indem man nicht Gott seine eigensten Gefühle und Wünsche, sondern sich selbst eine Predigt vortrug, — das Gemüth, das ohnehin bei unserer ganzen Erziehungsweise durch die einseitige Ausbildung des Verstandes vernachlässigt wird, fand nicht einmal mehr im Gebete seine rechte Nahrung, und doch ist gerade, neben der Unwissenheit, die Gemüths- und Herzlosigkeit die andere Ursache der Irreligiosität. Dieses Uebel war fühlbar und ihm haben wir jene Unzahl von Gebetbüchern zu verdanken, die einzig und allein die frommen Gefühle zu wecken und zu befriedigen streben, aber dieß häufig wieder in solcher Unklarheit und Unbestimmtheit, oder in solcher Geziertheit und Ueberschwänglichkeit, daß ihre Wirkung eher eine schädliche als nützliche zu nennen ist. Die Zahl derjenigen Gebetbücher, worin zwischen Erbauung und Unterricht das rechte Maaß eingehalten ist, und Gemüth und Verstand auf gehörige Weise bedacht werden, ist keineswegs groß, und es freut uns, in dem oben genannten ein solches zur Anzeige bringen zu können, das diesen Forderungen entspricht.

In den Gebeten herrscht eine große Innigkeit und Gemüthlichkeit; sie athmen jenen ernsten und dabei kindlich gläubigen Geist, der einem frommen Südländer noch mehr eigen ist, als uns, bei unserem ruhigeren und kälteren Naturell; dabei aber zeigt sich überall die tiefe theologische Bildung des Verfassers, der sich in Allem an die Bestimmungen der Kirche und die überlieferte Glaubenslehre hält, und nie dem Gefühle es erlaubt, sich in Ideen zu bewegen oder solcher Ausdrücke sich zu bedienen, die nicht streng theologisch richtig wären. Dabei aber wird das Buch nicht trocken, steif und herzlos; sondern es behält ganz und gar den Schwung ächter Gottseligkeit und Frömmigkeit. Wir glauben dadurch auf die Vorzüge der Gebetsformularien in diesem „Führer der Seelen" sattsam aufmerksam gemacht zu haben, und gerade darin, daß sich die größte Vorsicht im theologischen Ausdrucke mit der innigsten Wärme einer gottbegeisterten Andacht gepaart findet, liegt nach unserer Meinung das eigenthümliche Verdienst des Verfassers, selbst mehr noch, als in den jedenfalls auch sehr zweckmäßigen, bei aller Kürze dennoch vollkommen genügenden „Belehrungen" über mehrere wichtige Materien, die an passendem Orte zwischen die Gebete eingereiht sind.

Der deutsche Uebersetzer scheint einige in Deutschland gebräuchliche Litaneien und Gebete beigefügt zu haben, und wir können es nur billigen, da man dieselben bei uns ungern in einem Gebetbuche vermissen würde. Der „geistliche Führer" hat dadurch an Umfang und Inhalt gewonnen, ohne an Güte und Gehalt etwas einzubüßen. Das Format ist ein sehr zweckmäßiges; nicht allzu groß, damit der Gebrauch ein bequemerer werde; die Ausstattung ist sehr schön, und so zweifeln wir nicht, daß dieses jetzt nach Deutschland herübergepflanzte Gebetbuch Vielen unter uns ein „geistlicher Führer" werden wird, wie dasselbe bereits in seinem eigentlichen Vaterlande — in Italien — es für Unzählige geworden ist.

---





